

Zeitschrift: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich

Herausgeber: Antiquarische Gesellschaft in Zürich

Band: 41 (1959)

Artikel: Zürcher Sagen

Autor: Glaettli, K.W. / Kläui, Paul

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-378929>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

K. W. GLAETTLI

ZÜRCHER SAGEN

1959 KOMMISSIONSVERLAG HANS ROHR ZÜRICH

Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich
(Kantonale Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde)

Band 41
(123. Neujahrsblatt)

Herausgegeben mit Unterstützung des Regierungsrates des Kantons Zürich

Buchdruckerei Leemann AG. Zürich

Zum Geleit

Die Antiquarische Gesellschaft in Zürich kann mit dem vorliegenden Band das Ergebnis jahrelanger Sammelerarbeit des Verfassers, Lehrer K. W. Glaettli, vorlegen. Die Sammlung vereinigt nicht nur die in älterer und neuerer Zeit veröffentlichten und z. T. allgemein bekannten, sondern auch eine große Zahl nur handschriftlich oder mündlich überlieferte Sagen. Neben Sagenerzählungen wurden auch einzelne sagenhafte Überlieferungen, die sich an bestimmte Orte knüpfen, aufgenommen. Auf eine Deutung der Sagenmotive wurde verzichtet, ebenso auf eine Herausschälung geschichtlicher Kerne, wie sie z. B. den Sagen über die frühe Geschichte Zürichs zugrunde liegen. Die Sammlung will einerseits der wissenschaftlichen Bearbeitung als Quellenwerk dienen, anderseits aber für den Heimatkundeunterricht den Sagenstoff in einfacher Erzählung zur Verfügung stellen. Darüber hinaus wird sie auch weiteren Kreisen, die für Geschichte und Sage unseres Kantons Interesse haben, willkommen sein.

Die Gesellschaft möchte Herrn Glaettli den besten Dank für seine große, aus eigener Initiative durchgeführte Arbeit aussprechen. Sie ist im weiteren Herrn Prof. Dr. *Richard Weiß* zu großem Dank verpflichtet. Er hat sich der Sammlung mit Liebe angenommen, den Verfasser in manchen Punkten beraten und bei der redaktionellen Bereinigung wertvolle Dienste geleistet.

Es wäre unserer Gesellschaft nicht möglich gewesen, im Rahmen der „Mitteilungen“ diesen stattlichen Band herauszubringen, wenn nicht der *Regierungsrat* an die Herausgabe einen namhaften Beitrag geleistet hätte. Wir sprechen ihm dafür unseren verbindlichsten Dank aus.

Antiquarische Gesellschaft in Zürich

Der Präsident:

Paul Kläui

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	VII
Sagensammlung	I
I. Stadt Zürich und Zürichsee	I
II. Oberland	65
III. Knonauer Amt	136
IV. Limmattal	149
V. Unterland	158
VI. Winterthur und Weinland	182
Quellenverzeichnis	203
Anmerkungen	206
I. Stadt Zürich und Zürichsee	206
II. Oberland	212
III. Knonauer Amt	224
IV. Limmattal	227
V. Unterland	227
VI. Winterthur und Weinland	232
Ortsregister	236
Sachregister	239

Vorwort

Mit der vorliegenden Sammlung habe ich versucht, den im Kanton Zürich bestehenden gedruckten, geschriebenen und mündlich erzählten Sagenschatz, der bisher sehr zerstreut und verborgen lag nach Möglichkeit zu vereinigen.

Die Quellen, aus denen ich geschöpft habe, sind zum Teil schon recht alt und stammen aus Zeiten, da man noch Sagen erzählt hat. Heute glaubt man die meisten dieser Berichte kaum mehr, und auch ihr mündliches Weiterbieten ist bestimmt nicht mehr volkstümlich. Es macht Mühe, einen Sagenerzähler zu finden, obwohl das Wissen und das Erleben von Sagenhaftem noch vorhanden ist.

Glücklicherweise haben sich schon im 19. Jahrhundert manche Verfasser von Ortsmonographien der örtlichen Sagen angenommen. Aber einem Förderer der zürcherischen Heimatkunde, Professor Emil Egli, genügte dies nicht. Er regte 1900 an, es möchte in möglichst vielen Gemeinden der Bestand an volkskundlichem Gute und anderem Wissenswertem registriert werden. Mit Begeisterung haben sich dann in den verschiedensten Gemeinden die „Chronisten“ ans Werk begeben. Doch gelangte diese Chroniktätigkeit erst zur Blüte, als Dr. Emil Stauber, „der Vater der zürcherischen Heimatkunde“, 1916 sie unter seine Obhut nahm. Was dabei herauswuchs ist die immer noch gedeihende Sammlung der Gemeindechroniken in der zürcherischen Zentralbibliothek, eine unerschöpfliche Fundgrube für Forschungen auf verschiedenen Gebieten. Einige Dutzend Sagen schöpfe ich aus dieser Quelle, ohne jene zu zählen, die Stauber selbst veröffentlicht hat.

Im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts wurde in stiller, fleißiger Arbeit von der Antiquarischen Gesellschaft Pfäffikon ein Werk geschaffen, das für die Oberländer eine ähnliche Bedeutung hat wie die oben genannten Gemeindechroniken: die „Lorabücher“. Auf diese wird in der Quellenübersicht näher eingegangen. Sie enthalten viele Sagen.

Selbstverständlich hat auch die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde in ihrem „Archiv“ Namhaftes festgehalten, was für eine zürcherische Sagensammlung wichtig ist.

Sodann erschienen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts vereinzelte Sagen in Kalendern, wo sie, meist von einem Schwall unnötiger Worte begleitet, in schwülster Art erzählt werden.

Die erste Sammlung von Sagen im Kanton Zürich ließ 1843 der Stallikerbote Rudolf Baur aus Sellenbüren drucken. Mit dem Erlös seiner „Sagen

aus der Umgebung des Uetliberges“ wollte er einem Freunde in Wiedikon aus der Not helfen, in die jener geraten war, als ihm das Haus abbrannte. Da seine Sagen in Versform veröffentlicht wurden, konnte ich sie in dieser Form nicht wohl aufnehmen. Ich habe sie möglichst wortgetreu in Prosa umgesetzt.

Eine Sammlung von 15 Sagen, die bewußt auf das ganze Kantonsgebiet ausgedehnt wurde, veröffentlichte 1853 Staatsarchivar Gerold Meyer von Knonau im Anhang zu Vogels Memorabilia Tigurina unter dem Titel „Zürcherische Volkssagen“.

Im selben Jahr ließ J. J. Reithard seine „Geschichten und Sagen aus der Schweiz in Dichtungen“ in Frankfurt drucken, und ein Jahr später gab ein Leipziger Verlag C. Kohlruschs „Schweizer Sagenbuch“ heraus. 1856 erschienen von Ernst Ludwig Rochholz die „Schweizersagen aus dem Aargau“, gedruckt in Aarau; ihnen folgten 1862 als Fortsetzung die „Naturmythen“. Theodor Vernaleken, ein Österreicher, 1834—1844 Sekundarlehrer in Rickenbach, später Privatgelehrter in Zürich, seit 1849 in Wien, veröffentlichte 1858 in Wien seine „Alpensagen“. 1871 und 1882 brachte in Aarau H. Herzog die „Schweizersagen“ heraus. Diese Werke erwähne ich, weil sich darin auch Sagen aus dem Kanton Zürich befinden.

Es fällt auf, daß der Kanton Zürich bis zur Jahrhundertwende für die Sagen nicht viel übrig hatte. Vielleicht war die rasch zunehmende Industrialisierung und die damit zusammenhängende Bevölkerungsumschichtung schuld. Die wirtschaftlichen Veränderungen begleitete eine stürmisch vordringende Aufklärung, und die zürcherische Lehrerschaft vom Schulmeister bis zum Hochschulprofessor setzte alles dran, den neuen Ideen zum Durchbruch zu verhelfen. So verschwanden in Schul-, Lehr- und Lesebüchern jene Abschnitte, die man heute populär als „alten Zauber“ bezeichnet.

Doch die offizielle „Entzauberung der Welt in der schweizerischen Landeskunde“ setzte sich beim Volke nicht durch. Wie voll von Wissen von „anderen Dingen“ und von Sagen das Volk zu Stadt und zu Land in diesem Jahrhundert noch ist, beweisen die von 1950 bis 1958 in der Gemeinde Goßau, bzw. in deren Weiler Herschmetten aufgenommenen ca. 60 Sagen und sagenähnlichen Berichte von Lehrer Jakob Zollinger, gegenwärtig in Schlatt, und die Gemeindechroniken. Emil Stauber hat diese Chroniken ausgewertet für seine Arbeiten „Sitten und Bräuche im Kanton Zürich“ (1922 und 1924) und „Aberglauben und Sagen im Kanton Zürich“ (1928). Vermutlich hat er aus Platzmangel die Gemeindechroniken nicht ausgeschöpft; immerhin sind in seiner Sammlung ca. 50 Sagen zur Veröffentlichung gelangt.

Schon 1919 waren aus der Hand des Dichters Meinrad Lienert die „Zürcher Sagen“ erschienen, ein Bändchen mit 26 Titeln. 1944 wurden sie erneut herausgegeben von der Vereinigung der Schulbibliothekare der Stadt Zürich.

1940 habe ich die „Sagen us em Züri-Oberland“ zusammengetragen und etwa 50 in einem Büchlein vereinigt. Während die erste Ausgabe in Zürcher-oberländert Mundart erschien, ließ ich die zweite, 1950, in der Schriftsprache drucken.

1942 veröffentlichte die Kommission für Heimatkunde in Dietikon die „Sagen aus dem Limmattal“, welche Sekundarlehrer Klenk gesammelt hatte.

In verschiedenen Zeitschriften und im Jahrbuch vom Zürichsee fixierte der sagenkundige Regierungsrat und jetzige Bundesrichter Paul Corrodi Sagen aus verschiedenen Landesteilen. Wir finden aus seiner trefflichen Feder 18 „Sagen und Legenden am Zürichsee“, 15 „Sagen aus dem Bezirke Winterthur“, einige mit dem Titel „Das Haus Landenberg in der Sage“ und viele andere.

Eine „sprachlich bewußt einfach gehaltene“ Sammlung sind die 32 „Sagen aus dem Unterland“ von Heinrich Hedinger. Sie erschien 1955 im 11. Jahrheft des Unterländer Museumsvereins.

Eine Überraschung bereitete mir im Sommer 1958 Jakob Zollinger, der in seinem heimatlichen Dörfchen von ca. 200 Einwohnern seit 1950 60 sagenhafte Berichte gesammelt hatte. Er stellte mir sein Sammelgut, das er zum Teil schon in der „Herschmettler Chronik“, einer gelegentlichen Beigabe des „Freisinnigen“ (Wetzikon) veröffentlicht hatte, für die kantonale Sagensammlung zur Verfügung. Ich habe daraus nur einige Stücke verwendet, die im übrigen Kanton keine Parallelen aufweisen.

Für die ältesten Sagen der Stadt Zürich habe ich mich durchwegs an die Chronik von Heinrich Brennwald gehalten. Sie umfaßt den Zeitraum von den Anfängen der Stadt bis 1509. Viele seiner Sagen gehen zwar auf ältere erhaltene Überlieferungen, so den Chronisten Johannes von Winterthur, zurück, aber erst bei ihm erscheinen sie in der voll ausgesponnenen Form mit vielen neuen Einzelzügen.

Mit der Verwendung älterer Quellen stellt sich natürlich das Problem der Textbehandlung. Richtig wäre gewesen, die Texte Brennwalds, Hans Erhard Eschers und anderer Autoren des 16.—18. Jahrhunderts originaltreu wiederzugeben. Doch ich bin der Ansicht, eine Sammlung von Sagen und Legenden sollte auch, wenigstens teilweise, der Volksschule zugutekommen, und aus diesem Grunde habe ich mich entschlossen, alle älteren Texte der heutigen Schreibweise anzupassen umso mehr als der

Originaltext leicht zugänglich ist. Die Umstilisierung hatte aber gewisse Abweichungen vom Original zur Folge. Es wurden Auslassungen nötig, die durch Punkte kenntlich gemacht sind.

Zur Textbehandlung der neueren Quellen habe ich folgende Bemerkungen zu machen: 1. Die langatmigen Kalendergeschichten und die weitschweifigen Ausführungen der „Lorabücher“ sind durchwegs gekürzt. 2. Die Sagen aus dem Zürcher Oberland, Ausgabe 1950, die eine Darstellungsform für literarische Zwecke erhalten hatten, wurden für die kantonale Sagensammlung wieder in der Originalfassung verwendet, soweit es sich um die wichtigen und guten Quellen von Herzog, Lienert, Senn, Stauber und Stutz handelt. Es bleibt somit nur noch ein kleiner Rest von stilistisch retuschierten Erzählungen, deren Abweichungen vom Originaltext ich verantworten kann. 3. Mit Erlaubnis des Autors habe ich aus den Unterländerlagen die kommentierenden Beigaben überall da entfernt, wo sie zum Verständnis der Berichte nicht unbedingt nötig sind.

Mit der Darstellung der hauptsächlichsten Quellen ist wohl genügend erklärt, daß die vorliegende Sagensammlung aus vielen Brunnen geflossen ist. Die Vielfalt des Stoffes und die Verschiedenartigkeit der Übermittler ließen selbstverständlich nicht zu, der Sammlung ein einheitliches Gepräge zu geben.

Der Stoff ist, zur Erleichterung des Suchens und Findens bestimmter Sagen, in sechs Gruppen aufgeteilt, die den Landesteilen entsprechen: I. Zürich und Zürichsee (Stadt Zürich, Bezirke Horgen und Meilen); II. Oberland (Bezirke Hinwil, Pfäffikon, Uster); III. Knonauer Amt (Bezirk Affoltern); IV. Limmattal (Zürich-Land); V. Unterland (Bezirke Büllach und Dielsdorf); VI. Winterthur und Weinland (Bezirke Winterthur und Andelfingen). Dabei habe ich das „Puureland“, nämlich die Gegend um den Greifensee, unterschlagen, denn diese Bezeichnung ist nicht mehr gebräuchlich. Diese Unterlassung hat nun freilich zur Folge, daß das Oberland unvermittelter Anstoßer zum Unterland wird, was in den Augen eifriger Lokalpatrioten ein Schönheitsfehler sein dürfte. Wenn da und dort die Bezirksgrenzen nicht eingehalten sind, so hat dies den Grund darin, daß ich mehr die natürlichen Gebietsgrenzen beachtete als die künstlichen.

Lokalbezeichnungen und Flurnamen sind im Sachregister unter dem Stichwort „Flurnamen“, nach den genannten Landesteilen gruppiert, aufgeführt.

Die Anordnung der Sagen nach Landesteilen hat allerdings den Nachteil, daß ähnliche Berichte sich wiederholen, aber ich wollte jedem Landesteil seine Erzählungen ungeschrämt belassen, um dem lokal interessierten Leser nicht das Suchen unter Verweisen aufzuzwingen. Aus diesem Grunde

habe ich verzichtet, die Sagen nach Typen und Motiven zu ordnen. Dies wäre zudem nicht sehr einfach. Innerhalb der einzelnen Abteilungen sind in keiner Weise Unterabteilungen zusammengestellt, auch Märchen, Schwänke und Legenden nicht ausgeschieden worden.

Im Anschluß an die Texte stehen im Anmerkungsteil mit gleichen Nummern die Quellennachweise, die Varianten, Hinweise geschichtlicher, landes- und volkskundlicher Art, auch sprachliche Erläuterungen. Sind in einer Anmerkung verschiedene Quellen verzeichnet, so ist die erstgenannte jene, welcher der Text entnommen ist. Ein Sachregister orientiert über Typen, Motive und Einzelzüge.

Zu Dank bin ich verpflichtet Herrn Professor Dr. Richard Weiß, der diese Sammlung angeregt und mich jederzeit mit fachmännischem Rat unterstützt hat. Sodann danke ich auch Herrn Professor Dr. P. Kläui, Präsident der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich für die Durchsicht der Anmerkungen, und Herrn Dr. P. Guyer, Adjunkt am Stadtarchiv Zürich, für die Mithilfe beim Aufsuchen der Quellen. Ferner habe ich zu danken den Beamten der Zentralbibliothek in Zürich, die mir ein intensives Schaffen in den Gemeindechroniken ermöglichten und den Autoren, die mir gestatteten, aus ihren Werken Sagen zu entnehmen. Dank sei auch allen denen gesagt, die mir ihre mündlichen und schriftlichen Beiträge zur Verfügung stellten, wie den Herren Emil Brunner in Stammheim, Peter Ziegler in Wädenswil und Jakob Zollinger in Schlatt.

K. W. Glaettli

I. Stadt Zürich und Zürichsee

1. Von der Gründung der Stadt Zürich

Vom Anfang der Welt an gezählt 3266 Jahre, 1154 Jahre nach der Sintflut, 82 Jahre nach Abrahams Tod und 30 Jahre nach der Gründung Triers, der ältesten Stadt in deutschen Landen, lebte im Königreiche Arles... ein König, der Thurricus hieß. Dieser wollte sein Königreich und das schwäbische voneinander trennen... Also baute er an die Aa, das ist der oberste Teil der Limmat, ein gar königliches und festes Schloß und ein kleines Städtchen dazu. Dieses reichte vom Einfluß der Sihl in die Aa bis zur (späteren) St. Peterskirche. Die Stadt nannte er nach seinem Namen Thuricum, das heißt „Stadt des Opfers“. Hier opferte er jährlich den Göttern Jupiter, Merkur und der Diana in drei Tempeln, die er ihnen zu Ehren baute.

564 Jahre später, aber 1364 Jahre vor Christi Geburt, saß zwischen Schaffhausen und Rheinau an einem gar festen Ort, den der Rhein mehrteils umfließt, in einer mächtigen Stadt, ein König, welcher Schwævus hieß. Sein Land nannte sich nach ihm Schwævia und die Stadt Schwaben. Dieser Schwævus wollte sein Königreich, das bis an die Limmat reichte, von dem Königreiche Arles scheiden und baute dem Städtchen Thuricum gegenüber, auf der anderen Seite der Aa, auch ein Städtchen, genau gleich lang, wie das des Königs von Arles.

Und weil die beiden Städtchen so nahe beieinander lagen und nur durch die Aa getrennt waren, nannte Schwævus sie mit einem Namen, nämlich Duregum, das ist „civitas duorum regum“ oder auf deutsch „die Stadt zweier Könige“.

Bekannt ist, daß die Helvetier ihre Städte verbrannten, als sie nach Gallien auswanderten. Zürich war zu jener Zeit die Hauptstadt des Thurgaus und wurde auch verbrannt. Aber Kaiser Julius zwang die „Tigerini“, ihre Stadt wieder aufzubauen. Bei dieser Gelegenheit sah er die günstige Lage dieses Ortes und schenkte den Einwohnern Regalien und das Stadtrecht, umgab die Stadt mit Mauern und Türmen und legte eine Besatzung hinein, die das Land zu beschirmen hatte. Er gab der Stadt den Namen Turregum, was bedeutet, daß sie mit Türmen beherrscht wird. Dies geschah vom Anfang der Welt an gezählt im 5095. Jahr und 46 Jahre vor Christi Geburt.

Also ist diese Stadt weiter in der Gewalt der Römer geblieben bis auf Diokletian. Der baute das alte Schloß gar fest aus, verstärkte die Stadt,

denn sie war den Römern recht nützlich und günstig gelegen. Wenn sie aus Italien nach Deutschland reisen wollten, besammelten sie all ihr Volk da-selbst. Darum änderte Diokletian ihren Namen und nannte sie „Terregum terror regum“, das heißt der Schreck der Könige, die hier bekriegt und überwunden wurden. So sind bisher an der Stadt Zürich vier Gründungen oder Stiftungen zu verzeichnen, nämlich von zwei heidnischen Königen und von zwei heidnischen Kaisern.

2. Felix und Regula

Unter dem römischen Kaiser Diokletian herrschte eine grausame Christenverfolgung. In dieser Verfolgung wurden Mauritius, Exeporius, Candidus und Viktor, die Vornehmsten der Thebäischen Legion, auf das Geheiß des Maximian in Gallien bei der Stadt Sitten im Wallis mit 6666 Rittern christlichen Glaubens wegen gemartert.

Diese Märtyrer stammten aus dem Orient und einer edlen Stadt Ägyptens, die am Nil gelegen; sie waren vom Bischof von Jerusalem getauft worden. Und da diese Ritter kriegserfahren, tugendreich, edel, im Glauben aber noch edler waren, wurden sie von Maximian, dem Mitregenten des Kaisers, nach Gallien gegen den dortigen Aufstand zu Hilfe gefordert. Als er sie aber gegen die Christen sandte mit dem Befehl, den Göttern zu opfern, taten sie das nicht, und er gebot, sie an verschiedenen Orten und mit mancherlei Marter zu töten und je den zehnten zu enthaubern. Mauritius, ihr Heerführer, munterte die andern auf, bei ihrem Glauben zu bleiben. Sie legten die Waffen nieder und opferten sich Gott.

Nun begab es sich, daß die heilige Jungfrau Sankt Regula ihren Bruder Felix, der einer der Thebäischen Legion war, aus Ägyptenland und der Stadt ihrer Geburt in schwesterlicher Liebe nachfolgte. Aus Vorsehung Gottes des Allmächtigen trug es sich zu, daß viele dieser Laien abgesondert und nicht getötet wurden, wie Salvator, Adventer, Constantius, Victor, Ursus, Felix, Exuperantius, Regula, Verena und andere. Die nahmen es auf sich, den Christenglauben auszubreiten.

Also zogen die Geschwister Felix und Regula mit ihrem Diener Exuperantius, der ein alter Mann war, durch das Hochgebirge und kamen in die wilde Wüste Clarona, welche jetzt das Land Glarus ist, damals aber gar rauh und unbebaut war.... Sie zogen darnach der Linth nach bis an den Zürichsee, dann den See hinab bis an dessen Ende, wo die Aa beginnt. Da trafen sie auf das alte und stolze Schloß Thuricum und beide Städte, ... die zu jener Zeit sehr klein waren.... Aus Schickung Gottes wählten sie dieses

Gestade zu ihrem Wohnorte und fingen an, gleich oberhalb des Schlosses ... kleine Hütten zu bauen, da, wo die Wasserkirche jetzt steht. Hier vollbrachten sie gute Werke, fasteten, beteten, verkündeten das Wort Gottes und waren somit die ersten, die den Christenglauben in diesem Land predigten.

Nachdem Sankt Mauritius und seine Gefolgschaft durch Gottes Willen die Krone der Märtyrer erlangt hatten und etliche davon dem Wüterich Maximian entgangen waren, setzte sich dieser in den Kopf, die Geflohenen auch zu töten und die Christen ganz zu vertilgen. Er gebot... seinem Landvogt Decius auf dem Schlosse Thuricum, ... das da stand, wo der (Linden-) Hof ist und in der kleinen Stadt Zürich liegt, daß er alle Christen, wo er sie finden möchte, gefangen nehme und sie zwinge, den Göttern zu opfern. Und wenn sie das aus Ungehorsam nicht täten, solle er sie mit den gräßlichsten Martern verderben. Decius... schickte seine Diener an den Ort, ... da die lieben Heiligen sich aufhielten, damit sie ihm gefangen überantwortet würden.

Als nun die Schergen des Wüterichs zu der Wohnung der lieben Heiligen kamen, fanden sie diese beim Gebet vor dem Mittagessen bei einem Brunnen, der dieser Zeit (Brennwald: um 1500) unter dem Altar in der Wasserkirche eingefaßt ist und daher der heilige Brunnen genannt wird. Und daß Gott die Seinen nicht verläßt, bewies er ihnen mit seiner Gnade und schlug die Schergen mit Blindheit, daß sie die lieben Heiligen nicht erkennen mochten. Als Sankt Felix dies bemerkte, sprach er zu seiner Schwester Regula: „Siehe, die Zeit unseres Heils ist gekommen, unser Gott und Schöpfer will uns heimsuchen, das sollen wir gutwillig annehmen und uns den Häschern zeigen, damit wir die Krone der Märtyrer erlangen“. Nun baten Felix, Regula und ihr Knecht Exuperantius mit ausgebreiteten Armen Gott den Allmächtigen, daß er durch seine... Barmherzigkeit ihnen seine Gnade mitteilen wolle, damit sie mit Geduld... die Marter ertragen und ihr Leben enden möchten. Sie erhoben sich vom Gebet und zeigten sich denen, die sie suchten.

Als nun die auserwählten Diener Gottes... gebunden... vor den Richter Decius... geführt worden waren, hub er... an: „Ich habe vernommen, daß ihr Christen... seid, die wegen Verschmähung der Götter und des Römischen Reiches mit Todesstrafe verfolgt werden. Ich will von euch wissen, ob dem so sei!“... Felix sprach: „O Decius, wir bekennen uns als Christenleute und bejahren auch diesen Glauben!“ Decius antwortete: „Wenn ihr den unsterblichen Göttern opfert, mögt ihr am Leben bleiben!“ Aber die lieben Heiligen gaben zur Antwort: „Wir opfern nicht und beten deine Abgötter nicht an. Du und alle, die sie verehren, werden für alle

Ewigkeit tot sein und ohne Ende gepeinigt werden!“ Darauf schwur Decius bei den großen, unsterblichen Göttern: „Sofern ihr dem Gotte Jupiter nicht opfert, so will ich euch mit allerlei grausiger Pein martern!“ Darauf antworteten die Ritter Gottes: „Du hast unseren Leib in deiner Gewalt, damit magst du tun nach deinem Willen und Gefallen, aber unsere Seelen stehen in der Hand ihres Schöpfers; denen kannst du keinen Schaden zufügen!“

Ob dieser Rede erzürnte der Wüterich und ließ die lieben Heiligen vor das Schloß auf die Hofstatt führen, da das Frauenkloster Ötenbach später stand. In der Ecke, wo Sihl und Limmat zusammenfließen, Sihlbühl genannt, wurden sie nackt ausgezogen, an große Säulen gebunden, mit Ruten, Peitschen und eisernen Stäben so lange geschlagen, bis vom Scheitel bis zu den Fußsohlen kein ganzes Stück Haut mehr an ihnen hing und das Blut überall von ihnen floß. Nachher ließ er sie... wieder in den Kerker führen und warten, bis er sich bedacht, was er mit ihnen weiter vornehmen wolle... .

Nun ist zu wissen, daß der Wüterich die drei an solchen Orten martern ließ, daß er von seinem Schloß aus zuschauen konnte; und je größer die Pein und Marter war, desto mehr Freude und Wollust hatte er daran und meinte damit seinen Göttern zu dienen. Also ließ er die lieben Heiligen wieder vor sich bringen und sprach: „Ich weiß, daß ihr aus Unwissenheit wider mich geredet und gehandelt habt. Darum erbarmt ihr mich, und wenn ihr die unsterblichen Götter Jupiter und Merkur anbetet und ihnen opfert, will ich euch verzeihen... Wenn ihr aber das nicht tut, so schwöre ich bei den großen Göttern und der Milde des Kaisers Maximian, daß ich euch in große Kessel voll Öl setzen und darin versieden lassen will.“

Er ließ darauf das Feuer anzünden und im Schloß alle Marterwerkzeuge vorbereiten, und dies angesichts der Heiligen, was gar schrecklich war. Da riefen diese Gott an und sprachen: „Allmächtiger Gott, sei unser Beschirmer und Helfer, und wir fürchten nicht, was uns der Mensch zufügt!“ Darauf antwortete Decius: „Jetzt betet meine Götter an, oder die Pein wird an euch vollbracht!“ Sie aber sagten: „O du törichter Mensch, der du dem Teufel und dem Feind des menschlichen Geschlechtes Opfer und göttliche Ehre entbietest und den Schöpfer aller Dinge verfolgst, kehr dich ab von dieser Blindheit und bekenn dich zu Gott dem Allmächtigen, für den wir bereit sind, alle Marter und Pein zu erdulden.“

Aber der Wüterich war so verschlossen und blind, daß er dieser Worte gar nicht achtete. Er ließ den dreien die Kleider ausziehen und sie in das siedende Öl setzen. Und als ihnen aus göttlicher Gnade das Feuer und die Hitze des Öls keine Gewalt antun konnte und sie Gott Lob und Dank sagten, ließ der Wüterich Blei und Pech schmelzen und es ihnen eingießen.

Aber er konnte ihnen damit auch nicht schaden, denn sie überwanden alles mit Gottes Hilfe. Darauf ließ er sie wieder in den Kerker führen und abermals warten, bis er eine noch schrecklichere Marter ausgedacht hatte.

Diese Marter haben die lieben Heiligen im Schlosse Thuricum gelitten; an dieser Stelle wurde später vom christlichen Landvogt eine Kapelle... erbaut.

Dann ließ Decius etliche Räder aufrichten, die voll scharfer... Messer steckten und so eingerichtet waren, daß je zwei mit ihrer Schneide gegeneinander liefen, weil das eine aufwärts und das andere abwärts getrieben wurde. Damit gedachte er, die Heiligen in Stücke zu zerreißen oder vom rechten Glauben abzudrängen.

Als sie nun dieses grausige... Marterwerkzeug vor sich sahen, setzten sie all ihre Hoffnung und Trost in Gott, der die nicht verläßt, die ihn mit Ernst anrufen. Gott sandte augenblicklich auf den Marterplatz seinen Engel, der mit einem ungestümen, gräßlichen Wind und Donnerschlag diese Räder und alles, was zur Peinigung hätte dienen sollen, zerschlug und verbrannte. Also überwanden sie abermals den Wüterich... In großem Zorn und Grimm ließ er sie wieder in den Kerker legen. Dies ist geschehen nicht weit vom Schloß auf der Hofstatt, da später die Kirche zu St. Stefan vor der kleinen Stadt stand, die vormals St. Ciryaconkirche genannt wurde. Das war die erste Pfarrkirche seit es hier Christen gibt.

Darnach ließ Decius die würdigen, lieben Heiligen vor sich kommen und sprach: „Wann steht ihr von eurer Torheit ab, die ihr beharret in euerem Unglauben? Gehorcht mir und gebt euer Opfer den lebendigen Göttern, so will ich euch leben lassen; ihr seht, daß sie auf meiner Seite sind, und daß ich mit ihnen reden kann. Das, was sie mich heißen, das tue ich. Aber ihr sagt, euer Gott habe Tod und Marter gelitten, und ihr schreit... zu dem toten Gott. Der gibt euch keine Antwort und läßt sich nicht sehen; nichts desto minder beharret ihr in der Blindheit!“ Da riefen die auserwählten Diener Gottes zu Gott auf, begehrten Gnade, Barmherzigkeit und Geduld, daß sie die Marter ertragen... möchten.

Decius versuchte sie wieder vom Glauben abzubringen und redete: „Wohlan, dieweil ihr alle Marter verachtet, will ich euch in einen dunkeln Keller legen, daß euch euer Leben so peinvoll sein soll, daß ihr mir doch noch gehorcht.“ Die Heiligen sprachen: „Unser Leib und Leben steht im Schirm Gottes, unseres Bewahrers. Was du uns magst zufügen, wollen wir... willig tragen.“ Als der Landvogt sah und hörte, daß er überwunden war und er sie keineswegs zum Abfall bewegen konnte, saß er zu Gericht und... urteilte: Felix, Regula und Exuperantius von der Schar und Gesellschaft des Mauritius, Schmäher der Götter, Zerstörer des rechten Glaubens,

widerspenstig und ungehorsam dem Römischen Reich, sollen mit dem Schwert vom Leben zum Tode gerichtet werden!

Alsobald wurden sie von Henkern und Schergen gebunden und an den Ort, wo sie gefangen worden waren, hingeführt. Das war da, wo jetzt die Wasserkirche steht. Und als sie auf die Malstatt kamen, huben sie an, Gott Lob und Dank zu sagen für die große Gnade, die er ihnen erwiesen und auch dafür, daß er sich jetzt mit ihren Martern begnügen und sie dafür belohnen wolle. Nachdem sie ihr Gebet verrichtet hatten, hörte man vom Himmel eine Stimme: „Kommet her, ihr Gesegneten und empfanget das Reich, das euch von meinem Vater vom Anfang der Welt an bereitet ist.“ Dann neigten sie ihre Häupter gegen die Erde und empfingen den Todesstreich. Damit hatten sie ihre Marter vollbracht und die Krone der ewigen Seligkeit erlangt.

Als die auserwählten Heiligen Gottes... ihre Seelen Gott geopfert hatten, ... nahmen die toten Körper ihre abgeschlagenen Häupter, trugen sie von der Malstatt am Wasser... mit den Händen an ihre Brust gedrückt, auf die nächste Anhöhe..., legten sich, alle drei nebeneinander und wählten diese Stätte, um hier zu ruhen. Sie wurden von Christen, die sich heimlich bekehrt hatten, heimlich begraben. Dies geschah, als man zählte von der Geburt Christi 312 Jahr und von der Erbauung der Stadt Rom 1063 Jahr. Die seligen Märtyrer blieben in ihrem bescheidenen Grabe liegen bis zur Zeit des großen Kaisers Karl.

3. Gründung des Fraumünsters

Nicht weit von Zürich, am Albis, stand ein altes, herrschaftliches Schloß, die Baldern. Da wohnte Ludwig, ein König des Frankenreiches. Der hatte zwei Töchter, Hildegard und Berta. Die dienten Gott Tag und Nacht. Aus Gnade sandte ihnen Gott einen schönen Hirsch, der zwei brennende Lichter auf seinem Geweih trug und ihnen allemal von der Burg bis in die Au zwischen dem See und der Aa voranleuchtete. Da stand eine Kapelle, in der sie ihr Gebet verrichteten.

Das währte eine Zeit; da ward ihrem Vater, dem König Ludwig, kund getan, daß die Töchter nachts allein miteinander von der Burg weggingen, und niemand wußte wohin und was sie täten. Der König traute aber den Töchtern wohl und hielt sie für fromm. Deshalb hielt er ihnen die Sache nicht vor, aber er hatte selbst acht darauf. Als sie einst an jenen Ort beten gingen, folgte er ihnen und sah ihr Tun und Lassen, tat aber ihnen gegenüber nicht dergleichen... und besann sich, was zu tun wäre. Dann

berief er seine Töchter und sprach: „Liebe Kinder, ihr seid nun zu eueren Tagen und mannbaren Jahren gekommen. Könige und Herren werben um euch. Ich begehre eueren Willen zu kennen, damit ich den Werbern antworten kann.“

Da antworteten sie beide: „Wir haben uns verpflichtet, Gott zu dienen und haben ihm unsere Keuschheit gelobt. Darum bitten wir, du wollest uns dazu beholzen sein. Wir begehrn nicht mehr als leibliche Nahrung, denn wir sind willens, Gott und nicht der Welt zu leben.“

Nun war König Ludwig gar ein frommer Herr und fragte sie, wo sie ihr Leben begehrten zu beschließen, und sie antworteten: „An dem Ort, wo die Aa aus dem See rinnt, wo wir immer gebetet haben.“ Darauf schaute er sich die Stätte an, aber der Platz paßte ihm nicht. Das verstanden die würdigen Töchter so, daß sie den rechten Ort von Gott erflehen sollten. Nun vertieften sie sich Tag und Nacht in ihr Gebet, bis er sie erhörte und ein grünes Seil vom Himmel herab sandte. Das legte sich als ein Ring auf die Hofstatt, und der König sah und merkte, wie groß das Gebäude werden sollte... Also ward das würdige Gotteshaus angefangen zu bauen...

4. Karl der Große und der Hirsch

Als Kaiser Karl, da er noch König war, einst von seiner königlichen Stadt Köln aus auf die Jagd geritten war..., stieß er auf einen großen schönen Hirsch, wie er in seinem Leben noch keinen gesehen hatte. Dem jagte er nach, in der Meinung, ihn zu fangen. Er verfolgte ihn so lange, daß er mit seinem Gesinde im Walde übernachten mußte. Am folgenden Tage fand er den Hirsch wieder, aber der führte ihn den ganzen Tag durch Berg und Tal, und er kam dem König so manchmal zu Gesicht, daß dieser sich vornahm, nicht abzulassen, bis er den Hirsch stellen könne, koste es was es wolle.

Also jagte er diesem Hirsch nach, von Köln bis nach Zürich. Einen halben Roßlauf ob dem Schloß Thuricum, jenseits des Wassers, dort wo... Felix, Regula und Exuperantius... begraben worden waren, fiel der Hirsch ... auf die Knie; desgleichen taten auch die Hunde und wollten nicht weiter laufen. Dieses Wunder berichteten die Jäger dem König, der eilends herbeiritt, um es zu sehen. Als die Pferde herzukamen, fielen sie auch auf die Knie, gleich wie Hirsch und Hunde auch getan. Da verstand der König wohl, ... daß Gott ihm den Hirsch gesandt, weil er hier ein Wunder wirken wollte. Karl stieg von seinem Pferde und bat Gott, er möge ihm seinen Willen offenbaren.

Alsobald erschienen zwei Waldbrüder oder Einsiedler, welche in dieser Gegend wohnten; die sagten, daß da einige Heilige begraben lägen, die vormals um des christlichen Glaubens willen gemartert worden wären. Da nahm der Kaiser in Stadt und Schloß Thuricum, die ja gleich dabei lagen, Wohnung. Er berief alle Priester des Landes und berichtete ihnen das große Wunder, das ihm begegnet war. Er ließ graben und die Märtyrer suchen. Nachdem sie gefunden worden, wurden sie zu hohen Ehren erhoben und heilig gesprochen. . . . Der Kaiser ließ sie in ehrliche Särge und Gräber verschließen. Felix und Regula wurden in die Abtei zum Fraumünster getragen, Exuperantius führte er . . . nach Aachen, wo er ehrlich bestattet wurde. Als Karl etliche Jahre später, nämlich im Jahre 760, das (Groß-) Münster baute, ließ er die Heiligen wieder an die frühere Grabstätte tragen, und an St. Exuperantius Statt brachte er die sterbliche Hülle des hl. Placidus.

5. Kaiser Karl und die Schlange

Zur Zeit, da Kaiser Karl das Großmünster baute, wohnte er oft und lange in Zürich. Er hielt sich in seinem Hause, gleich neben dem Großmünster auf, das den Namen hatte „zum Loch“, und das er sich selbst errichtet hatte.

Damit reich und arm zu ihrem Rechte kommen sollten . . . , ließ er eine Säule aufrichten und ein Glöcklein daran hängen, an dem Ort, wo die Stadtheiligen enthauptet worden waren. Er ließ jedermann verkünden, wer Recht begehre, der könne, wenn der Kaiser beim Mittagsmahle sitze, dieses Glöcklein läuten, und er wolle ihn anhören.

Als darnach einige Zeit verstrichen war und der Kaiser zu Tische saß, hörte er läuten. Er schickte sofort einen Diener, um nachzuschauen, wer des Rechtes begehre, aber er fand niemanden. Kaum war er vom Platze weg, so läutete man wieder. Dies geschah zum dritten Male. Da befahl der Kaiser, daß man beobachte, wer das täte. Da kam ein großer Wurm, hängte sich ans Glockenseil und läutete. Dies verkündete man dem Kaiser. Der stand vom Essen auf und sagte, man solle einem unvernünftigen Geschöpf ebenso das Recht lassen wie den Menschen.

Und als der Kaiser an den Ort kam, da verneigte sich der Wurm und kroch voraus gegen eine Reuse im Wasser, wohin er seine Eier gelegt hatte. Es hatte sich aber darüber eine große Kröte gesetzt. Als der Kaiser und all sein Hofgesinde sahen, daß der Wurm Rechts begehrte gegen die giftige Kröte, saß er zu Gericht und urteilte, daß sie verbrannt werden solle.

Einige Tage, nachdem das Urteil vollstreckt worden war, als der Kaiser wieder am Tische saß, erschien der Wurm am Hofe. Das ward dem Kaiser

kundgetan, und er befahl, ihn einzulassen und ihn nicht zu hindern in seinem Vorhaben. Die Schlange kroch zum Kaiser hin, verneigte sich vor ihm, wand sich auf den Tisch, stieß den Deckel von seinem Trinkgeschirr und ließ einen edlen Stein hineinfallen. Dann kehrte sie sich um, verneigte sich vor dem Kaiser und ging von dannen.

Dieses große Wunder, und auch daß die seligen Heiligen auf dieser Hofstatt... gemartert worden waren, bewegte den Kaiser, zu ewigem Gedächtnis... ein Gotteshaus dahin zu bauen. Dieses wurde die Wasserkirche genannt, deswegen, weil meistens das Wasser darum fließt.

6. Karl der Große und der Edelstein

Den Edelstein behielt der Kaiser und hielt ihn für ein gar köstliches Kleinod. Er schenkte ihn aus Liebe seiner Gemahlin. Der Stein barg eine wunderbare Kraft: Seitdem die Kaiserin ihn trug, mochte sie Karl nicht mehr verlassen, sie mußte immer bei und um ihn sein. Nun... ward die Kaiserin krank. Sie hatte aber des Steines Kraft erkannt und fürchtete, wenn eine andere Frau ihn erhielte, würde der Kaiser jene liebgewinnen und sie vergessen. In ihrem letzten Augenblick nahm sie den Stein unter ihre Zunge und verschied. Sie wurde alsbald nach kaiserlichen Sitten eingesalbt und begraben. Aber der Kaiser, der nicht ohne sie leben konnte... ließ sie wieder ausgraben und führte sie tot 18 Jahre mit sich, wohin er sich begab.

Am Hofe lebte ein Ritter, der dachte, daß dies von des Steines Kraft käme; er untersuchte die Tote und fand den Stein unter ihrer Zunge. Sobald dies geschehen war, ließ der Kaiser sie begraben und dachte nicht mehr an sie, sondern nur noch an den Ritter, der den Stein besaß. Was dieser Ritter auch begehrte, stets willfahrtete ihm der Kaiser. Das währte einige Zeit, und man fing an, von dem Kaiser und dem Ritter Übles zu erzählen. Da nahm der Ritter diesen Stein, und als er einst mit dem Kaiser von Köln wegritt, warf er das Kleinod beim warmen Brunnen in den Sumpf, damit es niemandem mehr gehören solle.

Selbigen Augenblicks verließ der Kaiser den Ritter und gewann so große Liebe zu dem Ort, daß er die Stadt Aachen darin baute.

7. Der Graf von Regensberg und die Zürcher

Es geschah, daß nach dem Hinschied des Kaisers Friedrich 28 Jahre lang kein römischer Kaiser war... Da schickten die Zürcher die zwölf besten Bürger, die zur Zeit die Stadt regierten..., zum Herrn von Regensberg und

baten ihn, daß er bis zur Wahl eines Königs oder Kaisers ihr Hauptmann möchte sein und sie im Namen des Reiches schirme; sie wollten ihm gerne gehorsam sein. Aber der von Regensberg besaß viele Städte und Burgen, verschmähte diese Werbung und sprach: „Ich habe euch mit meinen Festungen umgeben wie einen Fisch mit Garnen, und ich bin stark genug, euch zu bezwingen und unter mich zu bringen. Wenn ihr euch aber mir ergebt und mir eure Stadt überantwortet, so will ich euch gnädig regieren.“

Diese Antwort brachten die Abgesandten heim, und jedermann erschrak darüber.

8. Rudolf von Habsburg und die Zürcher

Nachdem die Zürcher die hoffärtige Antwort des Herrn von Regensberg empfangen hatten... wandten sie sich an den Grafen von Habsburg, ob er die Hauptmannschaft annehmen und sie zuhanden des römischen Reiches bis zur Wahl eines künftigen Königs oder Kaisers beschirmen wolle. Sie schickten zwölf Männer zu ihm auf die Habsburg. Dort wurden sie mit Ehren empfangen und wohl angehört. Rudolf war um diese Bewerbung sehr froh und ritt mit ihnen nach Zürich. Sie schwuren, einander Leib und Gut zu retten und zu helfen gegen alle, die sich unterständen, sie an Leib und Gut, Ehre und Freiheiten zu hindern. Dies geschah im Jahr 1265. Also setzte sich Graf Rudolf auf die Feste Kyburg, damit er besser zur Stadt Zürich und ihren Händeln sehen konnte.

9. Graf Rudolf von Habsburg und der Priester

Einst ritt Graf Rudolf von der Habsburg nach Zürich. Als er über die Reuß kam, begegnete ihm ein Priester mit dem hochwürdigen Sakrament. Er wollte einen Kranken versehen. Der Graf stieg vom Roß und tat Gott dem Allmächtigen die gebührende Ehre an. Da der Weg naß und kotig war, fragte der Graf den Priester, warum er zu Fuß gehe. Jener antwortete, er habe eine kleine Pfründe und vermöge kein Roß zu halten. Da gab ihm Rudolf das Roß und schenkte ihm soviel, daß er und seine Nachfolger wohl ein Pferd zu halten vermochten...

Auf demselben Wege kam Graf Rudolf in das Kloster Fahr, welches eine Meile unterhalb Zürich liegt. Dort wollte er eine fromme geistliche Frau sehen, die da eingesegnet... war. Als nun der Graf mancherlei mit ihr geredet hatte, sprach die Nonne: „Lieber Herr von Habsburg, ihr habt gestern dem Allmächtigen eine besondere Ehre erwiesen mit dem Roß und

mit dem Geschenke, das ihr dem Priester gegeben habt. Das wird Gott euch und eueren Nachkommen reichlich zurückzahlen. Wißt, daß ihr an Ehre und Glück während 30 Jahren stets zunehmen werdet.“ Damit schied er von ihr. Nun wurde jener Priester später der Kaplan des Bischofs von Mainz. Der erzählte seinem Herrn und anderen von den vielen Tugenden dieses Grafen Rudolf. Das war diesem bei der Königswahl höchst förderlich.

10. Graf Rudolf und der Narr

Zur Zeit als Rudolf von Habsburg Hauptmann der Zürcher im Kriege gegen Lütold von Regensberg war, wollte er einmal von der Kyburg nach Zürich reiten. Aber der Regensberger hatte das erfahren, rüstete sich, ihn zu fangen und redete zu seinen Dienern: „Wir wollen des Habsburgers lange Nase so zerschlagen, daß er uns fürderhin nichts mehr zuleide tut!“ Diese Rede wurde sooft herumgeboten, daß sie der Narr auch hörte. Er lief sofort auf die Kyburg, klopfte an, fragte nach dem Herrn, und der hieß ihn eintreten. Da schaute sich der Narr den Grafen lange und gründlich an und sprach: „Wahrlich, deine Nase ist nicht so lang, wie man redet, und mein Herr brauchte kaum halb so viele Leute, wie er aufgeboten, um sie dir einzuschlagen. Ich allein wollte sie dir zerschmettern, daß man sie nicht mehr sähe!“ Da merkte Rudolf was Lands, zog anderntags gegen den Regensberger, aber dieser stellte sich ihm nicht.

11. Wie die Feste Baldern fiel

Die Burg Baldern auf dem Albis... gehörte... dem Freiherrn von Regensberg. Nun rüsteten die Zürcher und ihr Hauptmann dreißig Pferde und setzten auf jedes zwei Kriegsleute. Die mußten auf der Höhe des Grates auf die Burg zureiten. Es war aber nahe bei der Feste ein Staudentobel, durch das sie reiten mußten. Da drin mußte die Hälfte der Mannschaft bleiben, während die andern dreißig an die Burg heranritten. Als die Besatzung den kleinen Zug sah, stürmte sie sorglos heraus zu einem Scharmützel. Durch eine scheinbare Flucht lockten die Zürcher die Besatzung an die Halde hinter dem Schloß.

Jetzt brachen die andern dreißig, die sich versteckt hatten, auf und besetzten Brücken und Vorhöfe der Burg. Die zurückgebliebenen Mitglieder der Besatzung sahen die Gefahr und gaben der ausgerückten Mannschaft ein verabredetes Zeichen. Diese machte kehrt und hielt wieder der Burg zu.

Da hatten sie die Feinde vor sich, und hinten folgten ihnen die Reisigen wieder nach. Die Übermacht erkennend, nahm die Besatzung die Flucht, und in ihrem Schrecken gaben die andern die Burg auf. Die Zürcher hielten sie etliche Tage besetzt, dann zündeten sie sie an und brannten sie bis auf den Grund nieder.

12. Die Eroberung der Uetliburg

Die Uetliburg war das stärkste und beste Schloß, das zu jener Zeit stand. Darauf setzte der von Regensberg all seine Hoffnung, denn es war nicht wohl möglich, daß es erobert werden konnte. Die Burg stand so, daß er von da aus die ganze Stadt Zürich zu übersehen vermochte. Es konnte niemand ein- und ausgehen, ohne daß er es bemerkte. Deshalb saß er fast während der ganzen Zeit des Handels hier.

Die Besatzung war gerüstet mit zwölf weißen Pferden. Der Regensberger selber und seine Diener waren weiß gekleidet. Zwölf weiße Windspiele gehörten zum Gefolge. Das merkten sich die Zürcher und beschafften sich heimlich gleiche Pferde, Kleider und Hunde. Als einmal der Burg-herr ausgeritten war, kamen die Zürcher mit ihren zwölf weißen Rossen und in weißer Kleidung, als ob es der Herr von Regensberg und sein Gefolge wäre, auf die Burg zugesprengt, verfolgt von Reitern und Fußknechten, die taten, als ob sie die Herren jagten. Der Wächter sah das und öffnete schnell das Tor, daß sein Herr in die Burg entrinnen möchte.

Auf diese Art fiel Graf Rudolf in die Burg ein und behielt das Tor offen, bis die Fußknechte nachgekommen waren. Sie erstachen, was sie von der Besatzung vorfanden und gaben ein Zeichen nach Zürich hinunter. Jetzt zogen die Zürcher mit ihrem Stadtbanner und ihrer ganzen Macht hinauf, zündeten die Feste an und zerstörten sie bis auf den Boden.

13. Die Zerstörung von Glanzenberg

Glanzenberg stand noch nicht lange, als sich die Zürcher und ihr Hauptmann abermals rüsteten, den Freiherrn von Regensberg anzugreifen. Sie beluden zwei Schiffe so, als ob sie nach Basel fahren wollten... Sie versteckten viele wohl ausgerüstete Kriegsknechte darin und fuhren die Limmat hinab. Als sie gegen das Städtchen Glanzenberg fuhren, begann die regensbergische Besatzung sie stark zu beschießen. Deswegen ruderten sie hinter das Holz, daß man sie von der Stadt aus nicht mehr zu sehen vermochte. Hier huben sie an zu schreien, als ob man ihnen die Schiffe zer-

schlossen hätte und warfen aus den Schiffen allerlei Zeug, das die Limmat hinabschwamm. Als man in der Stadt das Geschrei hörte und den Plunder durch das Wasser hinabschwimmen sah, liefen viele zur Stadt hinaus, den Schiffen zu. Als die Glanzenberger an das Wasser kamen, hatten sich die Zürcher bereits zur Wehr gestellt. Sie griffen einander beiderseits an. Es kam aber großer Zuzug aus der Stadt, denn der Regensberger, nachdem er die Uetliburg verloren, hatte Glanzenberg gar wohl mit Leuten und Kriegszeug versehen. Nun hielt sich aber der von Habsburg unterdessen mit einer großen Abteilung Zürcher zunächst dem Städtchen im Eichenwald verborgen. Dieser Haufe brach jetzt auf und stellte sich zwischen der Stadt und den hinausgelaufenen Städtern auf. Die einen bemächtigten sich der Stadt und die andern eilten an den Fluß, um den ihren beizustehen. In diesem Gefecht kamen auf beiden Seiten viel Leute um.

Als die Feinde sahen, daß die Stadt verloren war, flüchteten sie. Mancher eilte der Stadt zu, aber die war bereits ganz und gar ausgeplündert und schon in Brand gesteckt. Sie verbrannte vollständig. Die Glocken wurden auch fortgeführt; eine kam nach Zürich ins Predigerkloster, die andere nach Zollikon.

Nun hatte der Krieg zwischen dem Regensberger und den Zürchern drei ganze Jahre gewährt, und der Regensberger war um all seine Burgen gekommen, bis auf Neu-Regensberg... Da ergab er sich. Die Zürcher nahmen ihm alles, was er hatte, und ließen ihm ein Leibgeding. Er blieb in Zürich und wurde im Kreuzgang bei den Barfüßern begraben. Graf Rudolf wurde 1271 zum deutschen König gewählt.

14. *Vom Bäcker, der Zürich verbrannte*

Im Jahre 1280 lebte ein Bäcker im Niederdorf, der wohnte unterhalb des Baches. Er hatte etwas verschuldet und wurde gefangen genommen. Nun war zu jener Zeit eine tiefe Pfütze von faulem Wasser gleich ob dem Rüden, der damals den Grafen von Toggenburg gehörte. Über dieser Pfütze hing ein Korb; in diesen setzte man die dazu Verurteilten und gab ihnen weder zu essen noch zu trinken. Es war ihnen aber erlaubt, in den Kot hinunter zu springen. Diese Strafe galt als schändlich. Dazu wurde auch jener Bäcker verurteilt.

Das verdroß ihn sehr, und er dachte Tag und Nacht darüber nach, wie er sich rächen könne. Er kaufte viel Holz und füllte damit sein Haus. Als es ihn am schicklichsten dünkte, zündete er sein Haus früh vor Tag an und floh zur Stadt hinaus. Als er auf den Zürichberg kam, begegnete ihm eine

Frau, die sprach: „Warum fliehst du, da du doch siehst, wie es in der Stadt übel geht?“ Da antwortete er: „Geh hin und sag ihnen, der Bäcker, der aus dem Korb in den Kot gefallen ist, habe sich gewaschen und wolle sich bei diesem Feuer trocknen. Auch habe damals jung und alt gelacht. Wenn sie jetzt schreien und weinen, so sei erst die Hälfte gutgemacht an ihm.“ Die Stadt verbrannte vom Niederdorf bis zum Oberdorf an den Schwibbogen, und es blieben nur wenige Häuser verschont.

15. Die geharnischten Frauen

Im Jahre 1299 beklagte sich die Stadt Winterthur bei König Albrecht höchlich über die Zürcher, diese hätten sich unterstanden, sie mutwillig mit Krieg zu überziehen..., und da es ihnen mißlungen sei, fügten sie Winterthur täglich Schaden zu... Auf diese Anklage hin... besammelte der König sofort den Adel und anderes Volk zu Roß und zu Fuß und legte sich vor Zürich. Er belagerte die Stadt mit Macht, denn er meinte, hier keinen Widerstand zu finden, da der größere Teil des zürcherischen Kriegsvolkes in der vorausgegangenen Schlacht bei Winterthur erschlagen worden war.

Der König lag mit seinem besten Volke am Zürichberg beim Kratten, wo der Adel und die Reisigen viele Spiegelfechtereien anwandten. Darob erschraken die Städter, berieten, was zu tun wäre und kamen überein, Knaben und Töchter, die groß genug schienen, zu bewaffnen. Sie zogen mit Pfeifen und Trommeln in der Stadt herum, zuletzt auf den Lindenhof hinauf, daß der Feind sie sehen sollte.

Als der König und die Seinen das erblickten, schätzten sie den Auflauf für ein Kriegsheer. Sie besorgten, daß sie den Zürchern keinen Widerstand entgegensetzen könnten, wenn sie aus der Stadt einen Ausbruch wagten. Damit aber der König nicht abziehen müßte, ohne etwas erreicht zu haben, ließ er in die Stadt den Bericht bringen: Wenn die Zürcher Frieden begehrten und ihm als römischen Kaiser huldigten; wenn sie kämen und ihm den Handel mit Winterthur vorlegten, so wolle er sie gnädig anhören und die Sache abtun.

Dieses Vorschlags waren die von Zürich recht froh..., und der König machte Frieden.

16. Die Mordnacht von Zürich

Bei der Umordnung der Regierung durch Bürgermeister Brun wurden viele Bürger wegen ihrer Bosheit aus der Stadt vertrieben. Diesen lag es

schwer auf, daß ein Bürgermeister mit der Gemeinde und den Zünften regieren solle... Sie riefen Graf Hans von Habsburg (zu Rapperswil) um Hilfe an... und versprachen ihm, sofern er ihnen mit Leuten und Gut bei stehe..., wollten sie ihm huldigen und ihn als Herrn... anerkennen.

Hierauf machte der Graf und die Verbannten mit einigen Bürgern von Zürich einen Anschlag gegen die Stadt. Sie schickten heimlich nach und nach an die 800 wohl ausgerüstete Krieger nach Zürich, etliche als Pilger, andere in Heufuhren, in Weinfässern, in Streufudern. Sie wurden in Häusern ihrer Freunde versteckt... Am Sankt Matthistag 1350 kam Graf Hans von Habsburg mit vielen Edlen und Dienern, mit denen die Stadt Friede hatte, ... nach Zürich... Die alle wollten Herrn Rudolf Brun und alle, die zu ihm hielten, bei Nacht schändlich ermorden.

Es war auch ein Graf von Toggenburg in die Stadt gekommen und in eines Bürgers Haus etliche Tage verborgen gelegen. Dem war nicht ganz geheuer bei der Sache, und er verabredete mit drei anderen, die Stadt heimlich zu verlassen; sie wollten dann wieder kommen, wenn der Angriff für sie günstig verlaufe. Die nahmen also ihre Barschaft und Kleinodien, soviel sie tragen mochten, gingen zur Schipfe, weckten einen Fischer, Bachs genannt, und hießen ihn, sie durch die Limmat hinab aus der Stadt zu führen. Als sie auf dem Fluß draußen waren, sprach einer: „Was tun wir mit dem Schiffsmann, daß er nicht verrate, wo wir hingekommen sind?“ Da antwortete ein anderer: „Sobald er landet, will ich ihn zutode stechen und ins Wasser werfen!“ Diese Worte hörte der Schiffsmann. Als er an den oberen Mühlesteg kam, in die Wasserschnelle, drehte er das Schiff um. Die Ritter fielen ins Wasser und von der Schwere der Harnische, des Geldes und der Kleinodien ertranken sie. Nachdem der Schiffer sich gerettet hatte, weckte er seine Nachbarn, und diese wieder die anderen. Denen erzählte er, was er gehört, nämlich, daß in der Nacht etwas vorgehen solle, aber er wisse noch nicht was; sie sollten sich in aller Stille rüsten und bewaffnen. So kam es, daß in der mindern Stadt fast alle gerüstet waren, als der Streit losbrach.

Zu der Zeit, da dies geschah, besammelten sich die Mörder im Niederdorf in einem Wirtshaus unterhalb des Spitals, im Losserhaus, wie es damals hieß. Dort verabredeten sie den Anschlag und das Lösungswort. Hinter dem Ofen saß aber ein armer Knabe, der alles hörte. Der schlüpfte heimlich aus der Stube und rannte zu Bürgermeister Brun, weckte ihn und erzählte ihm alles, was er gesehen und gehört hatte. Der erschrak gewaltig, weckte seinen Knecht und zog seinen Panzer an. Barfuß rannte er mit dem Knecht zum Rathaus. Kurz vor dem Rathaus tauschte er mit dem Knecht seine Kleider und schickte diesen voraus, sagte ihm aber den Grund hiefür nicht. Noch ehe sie zum Rathaus kamen, drangen die Mörder auf sie ein. Der

Knecht wurde erstochen, weil er das Losungswort nicht kannte. Brun aber sprach: „Ich heiße Petermann!“ Das war das von den Mörtern verabredete Wortzeichen. So kam er an ihnen vorbei zum Rathaus. Eilends wurde er eingelassen, und sofort schickte er den Großweibel zum Grossmünster, daß er den Sigristen stürmen heiße. Glücklicherweise trat dieser nicht auf dem gewöhnlichen Wege in den Turm, sondern durch einen Eingang, der nicht oft gebraucht wurde. Sie kamen unversehrt zur Glockenstube und begannen zu stürmen. Wären sie auf dem rechten Weg in den Turm gegangen, hätten die dort wartenden Mörder sie erstochen. Sobald die Glocken gezogen wurden, begann der Bürgermeister auf dem Rathaus Mordio zu schreien. Das hörten die Bürger in der kleinen Stadt, die von jenem Fischer geweckt worden waren, und liefen herbei. Denen gab Brun das Paßwort „ich heiße Petermann“ bekannt. Sofort brachen sie in der kleinen Stadt die obere Brücke ab, soweit, daß niemand über sie dahin eindringen konnte. Dann rückten sie in guter Ordnung über die untere Brücke dem Rathause zu.

In der Marktgasse stießen sie auf die Feinde. Die Brunschen schlugten aber so männlich und tapfer drein, daß die Mörder, deren Angriff zur rechten Zeit gestört werden konnte, sich zu flüchten begannen. Aus den Häusern herunter erhielten die wackeren Bürger mancherlei Unterstützung, indem die Feinde mit Steinen und anderem beworfen wurden. Während der Nacht war aber zu Fuß und zu Schiff noch viel Volk vor den Toren angelangt, das auf Seiten der Aufständischen hätte mitkämpfen sollen. Dieses hörte das Geschrei in der Stadt und, Böses ahnend, lief es davon. Jene, die den Weg durch die Schwirren in der Aa nicht fanden, ertranken elend, und andere, die noch auf dem See waren, wendeten die Schiffe. Am Morgen fand man viele Freunde und Feinde tot in den Gassen liegend. Viele der Feinde wurden gefangen und hingerichtet. Also konnten sich die Zünfter in der Stadt behaupten.

17. Die Buhlerin auf Manegg

Um 1350 hauste auf der Manegg ein Ritter, der im Alter noch eine ganz junge Frau nahm. Aber das Weib wurde des alten Herrn bald überdrüssig. Man weiß ja, wie das in solchen Fällen meistens geht. Die Frau wäre ihn gern losgewesen. Sie foppte ihn wegen mangelnder Tatkraft und stichelte so lange, bis er an der Verschwörung gegen Brun teilnahm. Bald war die Manegg der geheime Versammlungsort der Verschworenen. Aber oft ritt der Burgherr auch in die Stadt hinab, um sich mit den Feinden des Bürgermeisters zu besprechen.

Diese Abwesenheit von zu Hause nutzte der Leibknappe des Ritters wacker aus, um der Herrin die Zeit zu vertreiben. Heinrich von Busenhard, der Knappe, war es denn auch, der den Ritter von Manegg in der Mordnacht von Zürich als ersten umbrachte. Während aus der Stadt herauf die Sturm-glocken schrien und heulten, heuchelte die falsche Burgherrin vor ihrem Gesinde: „Ach, nun ist es um meinen Herrn und Gemahl geschehen!“ Bald erschien auch schon der ungetreue Knappe und erzählte vor Knechten und Mägden eine erfundene Geschichte über den Tod seines Herrn. Dann geleitete er seine trauernde Herrin auf ihre Stube und tröstete sie nach Kräften.

Allein zwei Tage nach der bösen Nacht erschienen die Zürcher vor der Manegg und verbrannten sie. Das aufgescheuchte Paar wollte aus dem Schlafgemache fliehen, allein unter der Türe stand bleichen Antlitzes der ermordete Ritter, und eine blutige Hand stieß die beiden ins Gemach zurück, wo sie elend verbrennen mußten.

18. Von der Manegg

Als der Glücksstern über dem Geschlecht der Ritter Maneß untergegangen war, mußte Ital Maneß die Burg Manegg verkaufen. Unter seinen Nachfolgern kam sie bald in Verfall. Später hauste ein armer, einfältiger Mensch darin. Im Jahre 1409 zogen mutwillige Burschen aus Zürich hinauf und trieben ihren Spaß mit dem Bewohner der Burg. Diese verbrannte dabei, mehr aus Unvorsichtigkeit als aus böser Absicht.

In den Ruinen soll ein Schatz vergraben liegen, der von einer gefährlichen Schlange bewacht wird. Dazu bemerkte der Zürcher Hans Erhard Escher 1692: „Ist hiemit glaublich, daß der leidig Satan sich in solcher abscheulicher Gestalt erzeigen könne und also ansehen lasse.“

19. Fahnenflucht Bürgermeister Bruns

Es war in den Wirren nach der Brunschen Staatsumwälzung. Die Zürcher waren ausgerückt nach Baden und hatten dort die Bäder verbrannt. Dann zogen sie gegen Dättwil. Sie wurden aber in jener bergigen Gegend vom Herzog von Österreich eingeschlossen, und die Zürcher bemerkten reichlich spät, daß sie einer großen Übermacht gegenüberstanden.

Als nun Bürgermeister und Hauptmann Rudolf Brun diesen mächtigen Zug des Herzogs sah, befahl ihn die Furcht und er sprach zu seinem Knecht: „Mit unserer Sache ist es nichts, wir werden alle erschlagen; gefiele es dir

so wohl wie mir, so wollten wir still davonreiten. Komme ich davon, getraue ich mir wohl, die Stadt Zürich zu halten; bleibe ich aber, so ist die Stadt mit dem Volk verloren!“ Also folgte ihm der Knecht, und sie kamen auf die Feste Schönenwerd ob Dietikon.

Währenddessen sah Bannerherr Stucki, wie sich der Feind rüstete, bedachte die böse Lage und berief noch andere Räte zu sich. Sie wußten nicht, was sie tun sollten, denn sie fürchteten, daß der Schreck unter die Leute fahre, wenn sie hörten, daß der Hauptmann geflohen sei. Ein Maneß ermannte sich und redete zu den Leuten also: „Liebe, fromme Leute, es ist uns Botschaft überbracht worden, daß die Stadt Zuzug schickt, weil man dort gehört hat, daß der Herzog mit großer Macht herangezogen ist. Deshalb haben wir unseren Hauptmann, den Bürgermeister, dem Hilfsvolk entgegengeschickt, daß er uns eilends Entsalz bringe. Die anwesenden Führer haben mich darum als Hauptmann angenommen. Haltet euch als fromme Leute, seid mir gehorsam, so wollen wir uns an diesem Tag des Feindes wohl erwehren; ungeschlagen werden wir nicht von ihnen kommen!“

Die Rede gefiel den Kriegern wohl, und sie schworen dem Maneß Gehorsam. Bald begann der Kampf, der sehr ungleich war. Denn des Herzogs Heer zählte 4000 Mann zu Roß und zu Fuß, während die Zürcher Mannschaft nur 1500 Kriegsleute aufwies. Die Schlacht dauerte bereits drei Stunden, als die Nacht hereinbrach. Da erschien ungeahnt wirklich ein Zuzug zum zürcherischen Heerhaufen. Es waren die Leute vom See, die erst in Zürich eingetroffen waren, als das Banner schon ausgerückt war. Als der Feind das Feldgeschrei der frisch Angerückten „Hie Zürich!“ vernahm, verließ ihn der Mut und er machte kehrt. So hatten die Zürcher mit Hilfe der lieben Heiligen Sankt Felix und Regula und Exuperantius den Sieg behalten.

Nachdem diese Not beseitigt war, beschuldigte man den Hauptmann der Fahnenflucht. Er ließ aber der Gemeinde durch einen Boten vortragen, daß ihm die Gewalt nicht nur über die militärischen Angelegenheiten, sondern auch über die Stadt im allgemeinen gegeben sei. Er wußte wohl, daß jene, die ihn der Flucht bezichtigten, Feinde seien, die, sobald sie ihn von der Gewalt und aus der Stadt brächten, die Zünfte wieder abschaffen würden. Als die Gemeinde dies vernommen hatte, holte das Volk ihn mit dem Stadtbanner in Schönenwerd ab und führte ihn wider der Räte Willen nach Zürich, wo er bis zu seinem Ende Bürgermeister sein mußte.

20. Vom Fischer Bachs

Es ist bereits erzählt worden vom Fischer Bachs, der den Grafen von Toggenburg mit zwei anderen ertränkte. Doch getraute er sich vorerst

nicht, seine Tat bekannt zu machen. . . Erst als man den Verrätern durch die Häuser lief und ihnen alles nahm, was sie hatten. . . , trat er vor den Rat und sprach: „Herr Bürgermeister, ich bin ein Fischer, wie ihr wißt. Nun habe ich drei Fische in einer Reuse. Da bitt ich, ihr wolltet die Fische nehmen und mir die Schuppen lassen.“ Man gab ihm Leute mit, mit denen er dahin fuhr, wo die Ertrunkenen lagen. Sie wurden herausgezogen, Bachs nahm ihnen das Gut, das sie auf sich trugen und ließ den andern die Leichen. . . Bachs ließ später an dieser Stelle, wo er die drei ertränkt hatte, ein gemauertes Bildhäuschen aufrichten.

21. Bürgermeister Stüssi und die Uznacher

1436 starb Graf Friedrich von Toggenburg und ward im Kloster Rüti mit Schild und Helm begraben, denn er war der letzte seines Stammes. . . Da nun seine Frau eine Witwe geworden war, kam sie nach Zürich und erneuerte ihr Burgrecht. Damit die Zürcher ihr dabei behilflich wären, schenkte sie ihnen die Grafschaft Uznach samt Städtchen und Burg und allem, was dazu gehörte. Doch behielt sie sich vor, ihre Güter wie ein Leibgeding zu nutzen, so lange sie lebe.

Auf das hin ritt Bürgermeister Stüssi mit andern Boten von Zürich und den Amtleuten der Witwe Friedrichs nach Uznach und forderte die Uznacher auf, daß sie ihnen Treue schwören im Namen der Frau von Toggenburg. Doch diese antworteten, sie könnten nicht im Namen des ganzen Landes schwören. . . Zornig entgegnete Stüssi: „Was understand ir üch ze wideren? Ir und die kutlen, die ir im buch tregend, sind unser, und das ir ietz nüt mit güeti, das müttend ir hie nach mit gwalt tuon!“ Unverrichteter Dinge ritten die Zürcher von dannen.

Des Bürgermeisters Antwort löste einen so großen Unwillen aus, daß der größte Teil allen Übels daraus entsprang. Das Landvolk versammelte sich, um zu beraten, was zu tun sei. Etliche wollten das Burgrecht mit Zürich beibehalten. . . aber etliche schlossen sich Schwyz und Glarus an, „und wolltend luogen, wer inen die kutlen nemen wölt“.

22. Die Böcke

Im Kriege gegen die Eidgenossen taten sich in der Stadt Zürich etliche frische und redliche Kriegsknechte hervor. Die nannte man die Böcke. Die waren selten daheim, sondern sie trieben sich die meiste Zeit in den Gebieten

der Eidgenossen herum, die die Stadt belagerten, und fügten ihnen mehr Schaden zu als die ganze Kriegsmacht, die in der Stadt lag, indem sie raubten, brannten und Leute gefangen nahmen.

Einmal zogen ihrer sechzehn aus, und als sie nach Altstetten kamen, begegneten sie sieben Mann, die drei Wagenladungen Wein führten, der für das Berner Lager bestimmt war. Sie fingen die sieben Fuhrleute und führten den Wein samt den Gefangenen durch die Lager der Eidgenossen hindurch in die Stadt, ohne daß ihnen etwas geschehen wäre. Sie ließen den Wein ausrufen und schenkten ihn auf der niederen Brücke beim Rathaus aus. Er schmeckte jedermann wohl, denn er war recht gut. Nicht lange darauf fingen die Eidgenossen drei redliche Zürcher; die tauschte man gegen die Weinführer aus.

Einmal zogen die Böcke und mit ihnen einige mutwillige Gesellen über den Albis ins eidgenössische Gebiet hinein und stahlen da mehr als vierzig Stück Hornvieh. Sie trieben es... durch das Lager der Feinde in die Stadt, und es geschah ihnen kein Leid.

Im Konstanzer Frieden wollten die Eidgenossen die sechzehn Böcke vom Friedensvertrag ausschließen. Sie verlangten auch von den Zürchern, daß sie ihnen die Heimkehr nicht gestatteten und ihnen auf keine Art helfen durften. Das lag nun den Zürchern schwer auf, daß sie jene, die der Stadt so viel Gutes getan und sich so ehrlich gehalten hatten, im Stiche lassen mußten. Die Böcke aber sprachen...: „Laßt es euch nicht dauern... Wir wollen uns selbst weiter helfen. Wir kennen so viele Wege und Stege, Schliche und Ränke gegen die Eidgenossen, daß wir sie noch dazu bringen, daß sie nach Frieden schreien müssen und nicht wir. Sie nahmen Schloßrecht auf Hohen Krähen.

Landammann Fries von Uri hätte den Gesellen gern geholfen. Sie kamen zu ihm und baten um seinen Rat. Der sprach: „Liebe Gesellen, es ist wegen euch manches versucht worden; es will alles nichts helfen. Ich weiß euch nichts Besseres zu raten, als daß ihr schaut einen bekannten und geachteten Eidgenossen zu fangen und auf Hohen Krähen zu führen. So wird man von eurer Sache wieder reden müssen!“ Die Gesellen bedankten sich für den guten Rat...

Einige Zeit darauf kundschafteten die Böcke aus, daß eben jener Ammann von Uri nach Zürich auf den Markt wollte und mit dem Pfäffiker Nauen nebst anderen Marktleuten den See hinab fuhr. Bei Meilen hielten sie, wohl bewehrt und bewaffnet, mit zwei starken Weidlingen das Marktschiff an. Mit gespannter Armbrust befahlen sie, still zu halten, es sei ein Mann auf dem Schiff, den sollten sie herausgeben, oder sie müßten alle sterben. Da merkte der Ammann von Uri wohl, daß es um ihn zu tun war

und sprach: „O, ihr Gesellen, euch ist gut geraten; aber ich meinte nicht, ihr müßtet es an mir versuchen!“ Er stieg zu ihnen ins Schiff, und sie führten ihn auf Hohen Krähen. Dort schrieb er denen von Uri und den anderen Eidgenossen, sie sollten ihn befreien. Der Landammann wurde wirklich befreit, und die sechzehn durften auch heimkehren.

23. Kriegslist der Eidgenossen vor Zürich

Während des alten Zürichkrieges waren sich die Zürcher über ihre Kriegsführung nicht immer einig. So lagerten sie einmal uneins, es war im Sommer 1443, vor der Stadt bei St. Jakob und bei Wiedikon. Sie schickten in die Stadt nach Wein und Brot; man aß und trank und war lustig und lag herum ohne jede Vorsicht. Weiber und Kinder liefen hin und her, als ob Kirchweih wäre. Die Zürcher hatten dabei keine Ahnung, daß der Feind schon ganz nahe war.

Unterdessen schickte Reding, der Hauptmann der Schwyz, 400 seiner Leute, die alle vorn am Kleid rote Kreuze trugen, unterhalb der Manegg vorbei an die Sihl hinunter bis nahe zum zürcherischen Lager. Die übrigen Eidgenossen warteten bei Wiedikon am Albis. Wie diese den Zeitpunkt für gekommen hielten, marschierten sie über das Feld gegen St. Jakob. Als sich die Zürcher rüsteten, gegen den Feind zu ziehen, stürmten jene 400 aus dem Gesträuche an der Sihl auf sie los. Da die Schützen auf sie schießen wollten, wehrte ihnen Bürgermeister Stüssi das ab mit den Worten: „Nichts da, das sind von den unseren; sie tragen ja rote Kreuze!“

Damit wandte sich die Zürcher Mannschaft gegen den Gewalthaufen der Eidgenossen. Die listigen 400 aber zogen rasch der Stadt zu und fingen plötzlich an zu rufen: „Verräter, Verräter! Flieht, Zürcher, flieht!“ Zudem griffen nun die andern Eidgenossen an, und es herrschte eine heillose Unordnung unter den Zürchern. Alles floh der Stadt zu. Schon waren Feinde in die Stadt eingedrungen. Viele Zürcher wurden auf der schmalen Brücke vor dem Tore umgebracht, so Bürgermeister Stüssi, der ein Haupturheber des Krieges war. Ein Krieger aus Küsnacht erstach dort den Stadtschreiber mit den Worten: „Du bist auch schuld, daß hier so mancher Biedermann umkommt, darum mußt du auch sterben!“

Als alles so kopflos in die Stadt hineindrängte und man nicht Freund und Feind zu unterscheiden vermochte, fiel es der tapferen Frau Anna Ziegler ein, das Fallgatter am Tor hernieder zu lassen. Sie zwängte sich durch das Kampfgewühl, konnte ungehindert des Torwärts Stube erreichen und ließ das Gatter niederrasseln, daß der Ansturm mit einem Male aufge-

halten wurde. Die Zürcher erledigten die eingedrungenen Feinde nun rasch. Trotzdem konnte der Landschreiber Küng von Glarus noch schnell seinen Freunden ein erobertes Fähnchen zwischen den Gatterpfählen hinaus zustrecken. Er fiel als tapferer Krieger.

Nun kamen die Zürcher wieder zur Besinnung und brachten schließlich den Feind von den Stadtmauern weg. Der aber verwüstete das Gebiet rings um die Stadt in blinder Wut und zog erst ab, nachdem er den Zürchern genug Schaden angetan hatte.

Daß es aber nicht zum Schlimmsten kam, hatte die Geistesgegenwart der Frau Anna Ziegler verhütet.

24. Der seltsame Schuß

Nach der Schlacht bei St. Jakob an der Sihl lagen die Eidgenossen noch etliche Tage in der Gegend von St. Jakob vor der Stadt. Da zog man die großen Büchsen auf den Lindenhof und fing an, nach ihnen zu schießen. Der erste Schuß ging bei St. Jakob durch eine Scheune und schoß einem Roß den hintern Teil weg, und niemand wußte, wie das geschah.

Hinter dieser Scheune saßen an einem langen Tisch viele Glarner. Da fuhr die Kugel der Länge nach über den ganzen Tisch weg und räumte alles ab, was darauf stand, Speise und Trank. Keinem geschah etwas, nur dem, der zuoberst am Tische gesessen, schoß sie den Kopf weg, als ob er mit dem Schwerte abgeschnitten worden wäre.

25. Die Raben des heiligen Meinrad

Meinrad (Meginrat) war der Sohn des Grafen Berchtold von Hohenzollern und lebte im 9. Jahrhundert. Er hielt sich eine Zeitlang als Mönch zu Reichenau auf. Dann begab er sich nach Rapperswil und erbaute auf dem Etzel eine Kapelle. Später entschloß er sich, Einsiedler zu werden, baute in der nahen Wildnis ein Bruderhaus, lebte von seiner Hände Arbeit und von Almosen und hatte keine andere Gesellschaft als zwei Raben, die er ernährte.

Hier lebte er lange Jahre, bis er von zwei Räubern in seiner Zelle ermordet wurde. Die Räuber begaben sich gen Zürich. Die Raben flogen ihnen krächzend nach. Dies machte sie verdächtig; sie stiegen da ab, wo zum Gedächtnis dieser Begebenheit das Wirtshaus zum Raben (Rappen) errichtet ist. Das Geschrei der Raben machte sie furchtsam; sie bekannten

die Mordtat und wurden durch den damaligen Reichsvogt Adelbert zu Zürich zum Rade verurteilt. Walter, der Abt von Reichenau, ließ Meinrads Leichnam nach Reichenau führen.

An dem Orte, wo Meinrad ermordet wurde, steht heute das Kloster Einsiedeln, welches wegen der Treue jener Raben zwei solche Vögel im Wappen führt.

26. Vom Rennweg

Der Rennweg ist heute eine bekannte Straße im Zentrum Zürichs. Aber in früheren Zeiten war er einer der Zugänge zur Stadt und wohlgeschützt durch das befestigte Rennwegtor.

Dieser Weg soll den Namen daher haben, daß die römischen Vögte, welche auf dem (Linden-) Hof saßen und ihren Marstall unterhalb des Schlosses hatten, die Rosse in diese Gasse hereinreiten und -sprengen ließen.

Andere meinen, daß die Edelleute, die auf dem Hof im Dienst standen, auf diesem Platz ihre Turniere und Rennspiele abhielten.

27. Kreuzregen

Im Jahre 1501 fielen den Leuten vielerlei schwarze, rote, blaue, gelbe, zumeist aber schwarzgraue Kreuzlein, auch Speere, Nägel, Geißeln und Dornenkronen auf die Kleider. Besonders bemerkbar waren sie auf den weißen Juppen und Tüchlein der Frauen. Diese seltsamen Dinge wurden auch in verschlossenen Trögen und Kästen gefunden. Obschon etliche, „nicht ungelehrte“ Leute dies für ein Zeichen bevorstehender göttlicher Strafe hielten, glaubte man, sie seien durch die Kraft und die teuflische Kunst der Unholde entstanden.

28. Der Scharfrichter von Zürich

Vor langer Zeit wurde ein Scharfrichter in Zürich, der bis dahin schon 99mal seines Amtes gewaltet hatte, von einem Bekannten als Pate für sein Töchterlein erbeten. Beim Taufmahl stieß der Götti auf das Wohlergehen des Täuflings an und laut klang es von der Berührung der Gläser. Doch kurz hernach erscholl ein zweiter Klang: Das Richtschwert, das der Scharfrichter bei jedem Ausgang mit sich führte, brach unter dem Griff entzwei und fiel zu Boden. Der Pate erschrak, denn er betrachtete den Vorfall als

eine Mahnung, daß sein Täufling die Zahl seiner Hinrichtungen auf 100 bringen und abschließen werde. Er schweißte die beiden Teile des Schwertes zusammen, das nun lange Zeit unbenutzt blieb. Achtzehn Jahre später mußte der Scharfrichter wieder in den Wellenberg, um eine zum Tode verurteilte Tochter abzuholen. Es war sein Patenkind, das einem Verführer sich hingegeben und das neugeborene Kind in der Verzweiflung mit eigener Hand erwürgt hatte. Recht schwer fiel es dem greisen Mann, das junge Leben zu vernichten, das umsonst von den Richtern Gnade erflehte, und er wünschte, daß seinem Schwert von heute an die ewige Ruhe beschieden sein möge. Die Totenglocke erklang und auf dem Rabenstein fiel das Haupt des Patenkindes. Des Henkers Wunsch ging in Erfüllung; er legte sich hin zum ewigen Schlaf; starr und stumm lag er am Morgen auf seinem Lager in den langen, weiß und blauen Mantel gehüllt.

29. Die Zauberspeise

In einer Spinnstubeten in Isikon bei Hittnau erzählte Becken Rägeli von ihrer Großmutter im Rick bei Pfäffikon eine absonderliche Geschichte, die jene Großmutter als Kindermädchen in Zürich wahrscheinlich um die Mitte des 18. Jahrhunderts selber erlebt haben will.

Meine Großmutter hieß Mariann. Sie diente bei einer reichen Herrschaft in der Stadt. Aber ihr Herr war, Gott behüte uns davor, ein Zauberer, denn in den Städten hat es grausam viele Zauberer und Schwarzkünstler, und unter den reichsten Herrenfrauen gibt es Hexen, und manche Jungfer sei dorten eine Hexe und könne den Leuten allerhand antun und machen, daß die jungen Herren ihnen müssen nachlaufen, ob sie wollen oder nicht.

Da bringe eines Morgens der Herr der Magd etwas zu kochen; es habe ausgesehen wie ein Fisch, es war aber kein Fisch. Er habe ihr ernst befohlen, daß das Geköchpunkt 12 Uhr auf einem schwarzen Teller auf dem Tische stehen müsse. Bei Leib- und Lebensstrafe dürfe sie nichts davon essen, sonst gehe es ihr schlimm. Die Magd habe getan, wie der Herr befohlen. Es sei sie aber ein so großes Gelüste angekommen, daß sie gemeint habe, jeden Augenblick müsse sie von dem seltsamen Dinge kosten. Sie habe sich jedoch tapfer halten können und kein Bißchen davon gegessen.

Just als sie beim Anrichten gewesen, sei unversehens der Kutscher in die Küche getreten und habe gefragt: „Potz Blitz, Mariann, was kochst?“ „Johann“, hat die Großmutter geantwortet, „das darfst du beileibe nicht wissen, geh weg und hinaus, es ist besser für dich!“ Der Kutscher war aber, wie er das Geköche gesehen, davon bezaubert und wollte nicht von der

Stelle, bis ihm Marianne alles erzählt hatte. „Der Teufel wird mich deswegen nicht nehmen“, meinte Johann, „gib, ich will nur die Kelle ablecken!“ Er riß ihr die Kelle aus der Hand, leckte sie schnell ab und rannte lachend davon.

Schlag zwölf trug Mariann den schwarzen Teller dem Herrn aufs Zimmer. Der setzte sich zu Tische, und die Magd lief aus Furcht davon. Am Nachmittage habe der Johann den Herrn und die Frau müssen spazieren fahren. Da begegneten sie einer Schar Enten. Mächtig sei Johann erstaunt gewesen, als er diese Vögel reden hörte: „Wir müssen diesen Narren aus dem Wege fliehen!“

Weil Johann von dem Ding gegessen hatte, konnte er die Tiere reden hören. Das gekochte Tier soll eine Hausnatter gewesen sein. Wenn einer von einem solchen Geschöpf essen könne, so verstehe er alle Tiere, denn jedes habe eine Sprache.

Sie seien dann weitergefahren. Da komme ein Herr zu Pferd, und als das Pferd vorbeilaufe, habe es zu des Herren Pferden gesprochen: „Euer Herr ist auch ein Ehebrecher wie der meine“. Bald darauf seien ein paar Elstern vorüber geflogen und hätten gerufen: „Das ist auch eine recht schlimme Frau, die da in der Kutsche drin hockt!“

So hat der Johann von selbem Tage an alle Tiere verstanden. Aber wenn sein Herr davon etwas inne geworden wäre, hätte er den Kutscher auf der Stelle erschossen.

30. Des Scharfrichters Speise

Als Becken Rägelis Großmutter (Nr. 29) nicht mehr Kindermädchen gewesen sei, kam sie in Dienst zum Scharfrichter in Zürich. Sie habe aber lange nicht gewußt, daß ihr Herr ein Scharfrichter sei, bis sie ihm eines Tages einen weiß und blauen Mantel und eine blutrote Weste habe abbürsten müssen. Währenddessen habe der Dienstherr zwei große, breite Schwerter geschliffen und gewetzt. Da sei ihr zum Sterben angst geworden, und erst da, als ihr die Frau gesagt habe, morgen müsse ihr Herr ein junges Meitli köpfen, es sei erst siebzehn Jahre alt und schön wie ein Engel, erst da habe sie gewußt, wessen Handwerks der Mann sei. Das Meitli habe gestern, erzählte die Frau weiter, vor ihm angehalten, er solle es doch nicht hinrichten. Nun mache es dem Scharfrichter schwer zu schaffen.

Jetzt sei aber noch der Scharfrichter von Bern. Der sei ihrem Mann feindlich gesinnt und könnte ihm wohl einen Possen spielen. Ihr Mann habe vor einigen Wochen auch einen dreizehnjährigen Buben hinrichten müssen; da

sei es ihm auch so schwer gewesen. Es sei ihm aber noch gut gegangen; er habe den Buben in einem Streiche getroffen.

Am andern Morgen habe der Scharfrichter der Magd ein Beckeli voll Suppendünkli in die Küche gebracht und gesagt, sie solle ihm Fleischbrühe dranschütten, aber bei Leib und Leben nicht davon essen. Leider habe sie nicht anders können und habe nur ein wenig davon versucht. Da sei sie bald nachher halb wütend geworden und hätte immer jemandem den Kopf abschlagen sollen. Der Scharfrichter habe dann gesehen, daß es gefehlt habe. Hurtig sei er gegangen, habe einen Güggel geholt, den habe sie müssen köpfen, und da hab's im Augenblick gebessert. Aber da habe ihr der Scharfrichter gottsjämmerlich den Marsch gemacht.

31. Hexenmeister „Chriesibueb“

Einmal zog die Stadt Zürich einen berüchtigten Hexenmeister gefänglich ein. Er hieß beim Volke nur der „Chriesibueb“, weil er mit Vorliebe an fremde Kirschen ging. Ganz besonders waren ihm die Zürcher aufsäsig. Nun wollten sie ihn hängen. Aber er durfte noch eine letzte Bitte tun. Nichts als ein Chrüngeli Garn wollte er haben. Aber kaum hielt er dieses in der Hand, so rollte er es ein Stück weit ab, warf es empor und erhob sich, das Fadenende in den Händen, vor der erstaunten Menge in die Luft. Der Gefängniswärter aber fand an der Türe von des Chriesibueben Hand den lustigen Spruch geschrieben:

D Zürcher sind witzig,
und iri Türm sind spitzig.
Und wänn si Auge hettet wie d Rappe,
se chönted s de Chriesibueb nüd ertappe.

Später wurde er aber doch noch hingerichtet, aber im Urnerbiet. Dabei hat er dem Scharfrichter noch einen bösen Tuck gespielt.

32. Der Riesenochse

Das war zur Zeit des Riesenviehs und des Riesenobstes. Ein Bauer rühmte sich vor den Meistern der Metzgerzunft zu Zürich, er wolle einen Ochsen nach der Stadt bringen, der so groß sei, daß er nicht durch den Eingang des Schlachthauses hindurch gehen könne. Die Metzger verspra-

chen ihm, diesen Stier doppelt mit geschenktem Fleisch aufzuwiegen, wenn sie ihn zu sehen bekämen.

Als nun das Bäuerlein wirklich mit dem Weltsochsen daher zog, war die Freude und Verwunderung der Metzger viel größer als der Verdruß über ihren Schaden. Sie gingen dem Wundertier vor das Tor entgegen und führten es in festlichem Zuge durch die Stadt. Auf der hölzernen Limmatbrücke bezeigte der gefeierte Stier Durst. Er bog den Kopf über das Geländer hinunter und soff so gemütlich, ohne den Hals allzusehr auszurecken, aus dem Fluß. Beim Schlachthaus angelangt, mußte man ihm erst von jedem Horn drei Fuß absägen, um ihn hineinzubringen. Nachdem er aber geschlachtet war, wurde aus dem „Netz“ zwischen Meilen und dem andern Ufer eine Brücke über den See gespannt und aus der Milz eine zweite in der Stadt selbst vom Gasthof zum Storchen quer über die Limmat hinüber.

Noch zu Menschengedenken hat die Zürcher Metzgerschaft mit dem Osterochsen alljährlich einen Umzug durch die Stadt gehalten.

33. Der Reiter auf dem Zürichsee

Wenn ein frischer Schnee auf den überfrorenen See fällt, erscheint er als ein schönes, großes, weites und ebenes Feld. Da fällt mir gleich eine lächerliche Geschichte ein, die sich auf diesem Schneefeld begeben haben soll.

Man erzählt von einem Reisenden, der von Rapperswil über den See nach Zürich geritten sei und gesagt habe, er sei seiner Lebtag nie über ein so langes, schönes, breites und ebenes Feld geritten, wie diesmal. Als man ihm erklärt habe, das sei kein Feld, sondern der Zürichsee, sei er aus Furcht und Schrecken in eine Ohnmacht gefallen.

34. Simson auf dem Zürcher Fischmarkt

Der Trientiner Bildhauer Hanns Lyn hatte für die Stadt Zürich ein Brunnenbild gehauen, das den Simson darstellt, wie er den Löwen zerreißt. Ein Mönch mit rotem Bart fragte ihn, was der Leu zu bedeuten habe. Lyn antwortete, das sei der Geist Zwinglis, der das Papsttum zerreiße. Bald hernach wurde Lyn nach Luzern berufen, um dem Bürgermeister ein Haus zu bauen. Er wurde dort mit Ehren empfangen und baute das Haus, stattlich wie keines. Nachdem das Haus fertig war, wies ihn der Schultheiß an den Zahlmeister. — Es war jener Mönch. Am vierten Tag nach Fertigstellung des Hauses wurde Lyn geköpft.

35. Der Schwarze Garten in Zürich

Vor grauer Zeiten hauste zu Zürich Hans Glockner, der Glockengießer. Von dem ging die Rede, er habe eine Mohrin zur Frau. Nie aber konnte man sie sehen; streng hielt er sie verwahrt in seinem Garten, wo sie tief in Schleier verummt der Blumenpflege oblag. Seltsame Düfte entstiegen den zwischen Palmen wachsenden fremden Blumen; ein Springbrunnen sprühte gen Himmel. — Wenn in der Umgebung ein Kind zur Welt kam, ein Leben auslöschte oder eine Hochzeit gefeiert wurde, so brachte ein stummer Diener aus dem Garten der Schwarzen einen Blumenstrauß oder einen Kranz ins Haus. Und da dies zu jeder Jahreszeit geschah, verbreitete man über den Schwarzen Garten die seltsamsten Gerüchte. — Aus Neugier ließ ein Junker, dessen Grundstück an den Schwarzen Garten grenzte, einen Turm bauen, um von dort die Vorgänge in Hans Glockners Garten beobachten zu können. Doch ehe der Turm die Höhe der Gartenmauer erreicht hatte, war Hans Glockner verschwunden samt seiner verummteten Frau, und als der Junker in den Garten hinunterblickte, sah er nichts anderes als eine schwarzverbrannte Wildnis. Seither heißt der Ort der „Schwarze Garten“.

36. Die weiße Nonne

In früherer Zeit sah man des Nachts um das Ötenbacher Kloster in der Stadt Zürich eine weiße Nonne wandeln, die ein Kind auf dem Arme trug, das mit einem Tuch zugedeckt war. Man sagt, sie habe zu Lebzeiten ihr Kind in die vorbeifließende Limmat geworfen, und dafür müsse sie nun büßen.

37. Von Totentänzen auf dem Kirchhof beim Grossmünster

Von einem Todten-Tanz eine warhaffte historia (1574). Ludwig Frey, der wächter uff dem thurn in Niderdorff, und miner Herren Trummenschlaher, zeigt mir an, wie er am 11. Jenners mit sampt sinem sun umb die z in der Nacht, ab dorff, uß des Heinrich Geßners huß gangen, als er etlichen frömbden lüthen gutt gschirr gemacht, mit pfyfen und zügen, in dem sye er von der lüthpriesterei nahin über den kilchhoff gangen, habe ein laternen by im getragen, sye aber sunst heyter Monschyn gewäsen. Als er nun zuo dem Wettinger huß kommen, habe er einen rechten Todten-Tanz gesähen, vor der kilchenthür, innert dem mürl, und als wyt das mürl gad, nütt dan schwarz personen die miteinanderen uff und nider getanzet, in dem

als er sich wol gesägnet, und uff die krüzstraß kommen, gegen Herren Lavaters huß, sye er ein wyl still gestanden, wie wohl der knab übel erschrocken, den vater bim rock zogen, und erwüscht, habe er im trostlich zugesprochen, das es im nütt fürchte, Gott werdi in wol behüten. In dem sye es alles verschwunden, das er nütt mer gesähen, söllichs hatt er mir für gwüß und warhaft, hoch und thür bezüget, das es kein fantasy gewäsen. Ich hab auch darum selbs den knaben verhört, der es glycher gstell bestetet wie der vater.

* * *

Von einem todten tantz, der uff dem kilchhoff zum großen Münster warhaftig gesehen worden (im Jahre 1581). Hanns Ulrich Küng, hanns küngen seligen eelich verlaßner sun, ungefehr ein Knab by 10 Jahren alt, zeigt mir und anderlüthen (wiewol er sunst gar bhob und nit viler worten) für gewiß und wahrhaft an, wie er hür, im Februario nachts umb die 10 uhr sin muoter, die by irer schwöster in der kleinen Statt znacht gässen, wiesen wollen, und als er uff den kilchhoff kommen (danne es gar dunkel und ein laternen by im tragen) habe er am thurn, da sider har die nüw stägen buwen worden, einen tantz von wyb und manns personen jung und alt gesehen, die all zwehn wyß, ongefehr (wie ers achtet) mehr denn zwentzig, die gar wunderbarlicher wyß hin und wider gesprungen, etlich nidergefalten, die er nit mer gesehen uff stan, und als er inen vast eine halbe stund zugeluogt, sygend sy an der kilchthurn muren bym Wettingerhuß, gegen der lüthpriesterey nach und nach gewankt und einsmals verschwunden, das er nichts mehr gesehen. Dises tanzen wird gwüß ein vorbott gsin sin der hiesigen pestilenz, die (im Jahre 1582) in der großen und kleinen Statt, und vor den tharen, in den wachten, hin und wider vil guoter lieber lüthen hingenommen, denen Gott allen gnedig gsin sye in irem letzten end, und es wölle auch Gott inen eine fröhliche ufferstandnuß verlyhen, und uns allen gnad geben, das wenn unser stund und zyt hie ist, auch seliglich und wol absterbind.

38. Das kleine Männchen bei Höngg

Was Foelixen Buri, und Simon Nötzli, von Höngg vom bösen fyend, dem tüfel widerfaren und begegnet, ein warhaftte Historia (1575). Als am 12. Septemb. zwüschet 7 und 8 uren, Foelix Buri und Simon Nötzli, ab der nachkilwi, wiederum heim wollen, und der fuoß-wäg allenthalben vermachet, sind sy under der Landstraß, in einem schlag durch die räben gangen, und aber sy nit wyt, zuo Herren Obmann Aeschers säligen trotten kommen,

ist ein kleines manli, in einem grawen röckli, und ein rot käppli uffgehan, dem Foelix Buri an seinem rock gehangen, in dem hat er Foelix dem Simon zugeschruwen, hillf Simon, hilff mir, dieß klein manli (was ungefar eines knüws lang) will mir minen rock abzühen, in dem hatt in der böß geyst ergriffen, und in über den grüenhag, in die landstraß geworffen, und als Simon Nözli vom läder gezukt, und gehauwen, auch uff diß klein manli gestochen, hatt er wol empfunden, das sin hauwen und stächen vergebens xin. In dem hat der böß Geyst den Simon Nözli auch erwüscht, und in über den grüenhag, über die landstraß hinuß dryen schyen wyt, in die räben geworffen, und als der böß geyst von innen gelassen, hat er einen söllichen wüsten stank von im gäben, daß sy derglichen nie geschmeckt. Un als sy zur Trotte kommen, haben sie darinnen allerleyn Musik und Seytenspil gehört, derglichen sy vor irr Leben lang niemer gehört, in dem sind sy mit großer forcht und zittern heimkommen, das sy sich derselbigen nacht des todts versähen.

39. Der Spuk beim Pilgerbrunnen

Im Stadtteil Unterstrass in Zürich wurden in früheren Zeiten drei Brunnen unterhalten, die zur Erquickung der Wallfahrer dienten, welche nach Einsiedeln zogen. Einer stand beim „Weißen Kreuz“, ein zweiter, „Gnadenbrunnen“ genannt, auf dem Rietli an der Langmauerstraße. Der dritte, der „Innere Pilgerbrunnen“, steht an der „Bsetzten Gasse“ beim Beckenhof.

An letzterem Ort soll in der Schlacht bei Zürich im Herbst 1799 ein russischer Oberst gefallen sein, und abergläubische Leute behaupteten (noch um 1900), derselbe spuke immer noch an dieser Stelle.

40. Der aufgerichtete Ziegel

An einem alten Landhause in der Umgebung von Zürich (es soll der Beckenhof sein) nahm man auf dem Dache einen aufgerichteten Ziegel wahr, von dem die Sage ging, der jeweilige Inhaber des Hauses dürfe diesen Ziegel durchaus nie zurecht legen, und zwar wegen eines Geistes, der durch diese Dachöffnung in ein Zimmer hinuntersteige, welches damit in Verbindung stand. Der Geist soll ein früherer Bewohner dieses Zimmers gewesen sein und sich auch später noch als solchen betrachtet haben. Um Mitternacht erschien er in blutigem, aschgrauem Gewande und einem Antlitz von gleicher Farbe; denn ein begangener Mord ließ ihm keine Ruhe im Grabe. Aber er verhielt sich ganz still und störte den Schlaf des Bewohners nicht, wenn

dieser nicht sonst wach war. Man hörte nichts von ihm als ein leises Seufzen. Einmal fiel dem Hausbesitzer ein, den Ziegel einzulegen und im bezeichneten Zimmer das Benehmen des Geistes abzuwarten. Aber um die zwölften Stunde erhob sich auf dem Dache ein gräuliches Gepolter, Ziegel rasselten, Scheiben klirrten und unter Windesbrausen stieg das Gespenst in die Kammer. Flammen sprühten aus seinen Augen; es faßte das Bett samt dem zitternden Patron, der darin lag, zog es aus der Bettstelle, warf es auf den Boden und zerrte es dort herum. Der Geisterseher fiel in Ohnmacht. Als er aus derselben erwachte, hätte er den ganzen Spuk für einen schweren Traum gehalten, wenn er nicht mit den Beinen auf dem Stuhl, mit dem Kopf auf dem Boden gelegen hätte und die Bettstücke nicht zerstreut herumgelegen und mit schwarzen Malen ausgestattet gewesen wären.

41. Der Heilbrunnen bei der Wasserkirche

Bei der Wasserkirche, nach andern unter der Kirche, sprudelte im Mittelalter ein Brunnen. Kranke, welche von seinem Wasser tranken, wurden gesund. Die Heilungen erklärte man sich hervorgerufen durch die mineralischen Bestandteile des Wassers. Gegen diese Meinung äußerte sich aber um die Mitte des 15. Jahrhunderts der Predigermönch Johannes de Albo Lapide:

Die Heilkraft dieses Brunnens beruht auf den Verdiensten der heiligen Märtyrer Felix und Regula, besonders darum, weil sie hier ihr Blut vergossen haben. Die Kraft des Brunnens sei übernatürlicher Art; dies beweise allein schon die Tatsache, daß das Wasser die gegensätzlichsten Krankheiten heile, was natürliche Heilmittel nicht könnten.

Der Naturgelehrte Scheuchzer berichtet 1746, daß dieser Brunnen 1556 zugeschüttet worden sei, weil ihn die Geistlichkeit als Lockvogel benutzt habe; er sollte nicht weiterhin Anlaß zu Aberglauben geben.

42. Die höllischen Spielleute

Am Abend vor dem Palmsonntag 1575 redete man im Gasthaus „zum Schwert“ in Zürich vom Tanzen, aber es waren keine Spielleute aufzutreiben. Die Wirtin beklagte sich aus Unwillen über den Teufel, daß er ihr keine Musikanten herbeischaffe.

Da traten unversehens zwei Spielleute ein und huben an aufzuspielen, daß es eine Art hatte, und die Wirtin konnte des Tanzens nicht satt werden

Während sie sich im hellsten Vergnügen der Leidenschaft hingab, erblickte sie zu ihrem maßlosen Schrecken ganz von ungefähr, daß der eine der Spielleute gräuliche, schwarze Ziegenfüße hatte. Sie ließ ihren Tänzer fahren und verließ mit Windeseile die Tanzdiele. Aber eine ganze Zeit hernach blieb sie von Sinnen.

43. Die brennende Frau auf dem Brücklein

Zu Zürich starb im Jahre 1404 Tuchscherer Brennwalds Frau. Kurz darauf wurde sie von einer Frau Lanzenrein und ihrer Tochter im Ehgraben und auf dem Brücklein gesehen, wie sie dort als brennende Gestalt wandelte. Von dieser Begegnung erzählten sie ihren Bekannten, worauf der Helfer am Grossmünster und Herr Jakob Stupli zwei Nächte auf die arme Seele warteten, um sie zu banen oder ihr zu helfen.

Die beiden konnten aber nichts ausrichten, denn die Büßerin hatte der Familie Lanzenrein zu ihren Lebzeiten nie etwas „unbeschissen“ zukommen lassen. Die Betrogenen hatten der betrügerischen Tuchschererin im Leben nicht verziehen und taten es auch nach dem Tode nicht, obschon die arme Seele die beiden Männer hinschickte, um für ihre Sünden Vergebung zu erlangen. Weil sie keine Abbitte leisten könne, müsse sie brennend wandeln, bekannte sie selber dem Geistlichen.

44. Die Herkunft der Altstetter

Die Alten berichteten, daß zur Römerzeit an der Straße Zürich-Baden eine kleine Zitadelle stand, deren Aufgabe es war, diesen Militär- und Handelsweg zu bewachen. Ständig war die Festung von fünfzehn Legionären besetzt. Als dann die Alemannen ins Land einrückten, sollen diese Soldaten die Zitadelle verlassen und sich in der Umgebung angesiedelt haben. Sie bauten sich Hütten in den späteren Hanfländern unterhalb der Stelle, wo heute die alte Kirche steht. Indem sie sich mit dem Alemannenvolke vermischten, wurden sie zu Stammvätern der Altstetter.

45. Von der Altstetter Kirche

Der Sage nach soll die Kirche zu Altstetten, die eine der ältesten des Kantons Zürich ist, auf dem Fundamente eines römischen Gebäudes stehen.

46. Vom Altstetterhof

Die Alten behaupteten, der „Altstetterhof“ sei ein festes Haus, d. h. eine Burg gewesen. Das sei der Sitz der Edlen von Altstetten gewesen.

47. Vom Kappeli

Bis zur Reformation stand zwischen dem Letzigraben und Altstetten eine Kapelle. Dort heißt es heute noch „Im Kappeli“. Das war seinerzeit ein Wallfahrtsort der Zürcher. Fünfmal im Jahr fanden dorthin Prozessionen statt. Wenn jeweilen die Prozession nahte, mußten die auf den nahen Feldern arbeitenden Bauern niederknien, bis sie vorbei war. Taten sie das nicht, habe man ihnen statt jeder zehnten Garbe jede neunte abgefordert.

48. Von der Gerichtsstätte zu Altstetten

In alter Zeit wurde unter der Dorflinde, am westlichen Ufer des Baches, in der Nähe des jetzigen Dorfbrunnens, Gericht gehalten. Wenn bei einer Exekution ein zum Tode Verurteilter dem Henker entrinnen und, während der Scharfrichter bis auf zwölf zählte, so weit laufen konnte, daß er den Verurteilten mit einem Schwertwurf nicht mehr erreichte, war dieser frei.

49. Das Freistübli in Altstetten

Wenn jemand ein Blutverbrechen begangen hatte ohne böse Absicht, d. h. Totschlag verübt hatte, konnte sich der Urheber dem Arm der Gerechtigkeit entziehen, indem er sich auf eine sogenannte „Freistatt“ flüchtete. Eine solche Stätte befand sich, wie man erzählt, im südlichen Flügel des „Wehrlihauses“ im ersten Stock. Noch im 19. Jahrhundert wußte man von diesem „Freistübli“.

50. Die Steimeren zu Wipkingen

Die „Steimeren“ galt als eine bevorzugte Weingegend im alten Wipkingen. Der Name ist vermutlich von „Steinmauer“ abzuleiten, was auf römische Besiedlung schließen läßt. Tatsächlich fand man auch allerlei römi-

sche Altertümer dort. Nach der Sage liegt hier ein Städtchen verschüttet. Ein Glöcklein, das man daselbst gefunden haben will, habe man in der alten Wipkinger Kirche wieder aufgehängt und gebraucht.

51. Das Gespenst im „Sidefädeli“

Das „Sidefädeli“ war ein ehemaliges Landgut in der Gemeinde Wipkingen. Der Name soll von einem alten Zürcher Geschlecht, genannt „Sidefade“, herstammen. In diesem Hause trieb sich (noch 1917) ein Gespenst um. „Auf der Winde“, schreibt der Gewährsmann, „ist im Giebel ein Fenster, das gegen Wipkingen zugekehrt ist, das durchaus nicht geschlossen werden kann. Macht jemand dasselbe zu, so öffnet es sich von selbst wieder. Das Gespenst scheint keineswegs bösartigen Charakter zu haben; es hat noch niemandem etwas zuleide getan.“

52. Ritter Müllner und Rudolf von Habsburg

Ritter Rudolf Müllner war mit Rudolf von Habsburg verfeindet; man weiß aber heute nicht mehr warum. Einst begegnete Müllner dem Grafen Rudolf — unbekannt wo — und da der Ritter allein war, schickten sich die Reisigen des Habsburgers an, jenen gefangen zu nehmen. Müllner glaubte sich schon verloren, als ihm eine List einfiel. Er bückte sich, öffnete seine Kleidung, als ob er seine Notdurft verrichten müßte. Den Reisigen rief er zu, sie werden ihn doch in Ruhe lassen, bis er sein Bedürfnis verrichtet habe. Dem Grafen, der selbst ein Spaßvogel war, gefiel der Einfall, und er befahl, den Ritter unangefochten zu lassen.

53. Der Löffelbrunnen

Am Augäßchen, später Austraße, stand früher der „Löffelbrunnen“. Nach der Sage soll die Gemeinde dem Eigentümer für die Abtretung des Wassers einen silbernen Löffel geschenkt haben.

54. Der Schrennenturm

„An der Schrennen“ hieß früher die Gegend an der Schrennengasse. Mitten in den Reben oberhalb dieser Gasse stand bis in die dreißiger Jahre

des 19. Jahrhunderts ein alter, aus Findlingen gebauter, zwei Stockwerke hoher Turm, dessen dicke Mauern ungefähr 14 Fuß im Geviert maßen und inwendig mit Malereien geschmückt waren. In diesem Turme sollen, wie die Sage berichtet, Gespenster gehaust haben.

55. Das rote Schürli

An der Steinstraße in Wiedikon stand noch nach 1850 das „rote Schürli“. Es stand seinerzeit noch allein und wurde in den letzten Jahren seines Bestehens als Lagerhaus gebraucht. Schon seit altem erzählte man, daß es daselbst nicht geheuer sei. Man hörte darin poltern, ächzen, stöhnen, und jeder der vorbeicing, bekam das Gruseln.

Nun waren dort einst die herrlichsten Veilchenplätze, und beherztere Mädchen konnten nicht widerstehen, sich dort einen Strauß zu pflücken. Aber unversehens fing neben den Jungfern ein Pferdefuß an, auch Veilchen zu pflücken. Ja, etliche haben genau gesehen, daß der Teufel selbst die hölzerne Treppe, die auf der Rückseite des Scheuerchens zur Heudiele führte, heruntergestiegen kam.

56. Das Männlein im Friesenberg

Im Friesenberg wohnte vor 1800 ein steinaltes Mannli namens Rosenberger, das man niemals anders sah als mit einem über den Rücken gehängten Reissäckli. Es durchkreuzte unaufhörlich die Wiesen und war selten auf einem angelegten Weg zu beobachten. Kam man mit ihm zusammen, so gab es stets auf eine Frage nur die eine Antwort: „He he he he, hi hi hi hi!“, so daß jeder Fragesteller selbst ins Lachen kam. Von diesem Mannli hieß es noch lange nach seinem Tode, es wandere immer noch, das Säckli auf dem Rücken, die Wiesen hinauf und lache sein „he he he he, hi hi hi hi“ vor sich hin.

57. Die Irrlichter auf dem Heuried

Der Chronist von Wiedikon berichtet, daß früher auf dem „Heuriet“, die Irrlichter eine große Rolle gespielt haben. „In schwülen Sommernächten begab sich gewöhnlich ein Häuflein ‚Abergläubiger‘ auf die Höhe des sogenannten ‚Unteren Wyls‘. Die Kühneren wagten sich vor bis nahe an den Rand des ‚Heuriets‘. Sobald Irrlichter sichtbar wurden, bezeichnete man sie mit den Namen der jüngst verstorbenen Gemeindeglieder, als seien sie be-

stimmt, umherzuirren, wie Geister, welche die Ruhe nicht finden können. Nahm dann, vom Luftzug getrieben, ein Irrlicht seinen Weg in der Richtung gegen die Beobachter, so rannte alles in wilder Flucht dem Dorfe zu.“

58. Des Teufels Schatten

Wenn man einst den Weg an der Kirchhofmauer beim alten Bethaus in Wiedikon vorbeicing, sah man in Mondscheinnächten zwischen zwölf und ein Uhr an der Kirchhofmauer neben seinem eigenen Schatten noch einen zweiten, ebenso tiefen, nebenhergehen. Es war der Schatten des Bösen. Nur wenn man vor dem Betreten des Weges ein Stück weiches Brot in die Tasche nahm, konnte man diesen zweiten Schatten bannen.

59. Die drei Buchen am Uetliberg

Der Burgplatz der Manegg, wo die Manesse hausten und ihre Minnelieder ertönen ließen, ist eine vielbesuchte Stätte geblieben, wo das Auge sich an der herrlichen Aussicht auf Stadt, See und Gebirge erfreut. Dabei denken manche an die Zeiten, da die Burg noch zu Tal grüßte; wenigen aber ist es bekannt, wie einer ihrer Besitzer in der Nähe von drei Buchen, die noch vor wenigen Jahrzehnten gezeigt wurden, eine schwere Schuld sich auflud, deren ihn noch lange das arme Opfer anklagte. Wenn ein Gewitter am Himmel stand und der Donner rollte, schlug bei den Buchen — auch bei Regen — ein helles Feuer empor, und beim Leuchten der Blitze sah der Wanderer eine weiße Gestalt, die mit aufgelöstem Haar verzweifelt sich in die Brust schlug, die Hände rang, dabei die starren Blicke auf die Manegg gerichtet. Es soll dieses ruhelose Wesen der Geist eines schönen, unschuldigen Mädchens gewesen sein, das, in einem nahen Bauernhause wohnend, auf seinen Gängen nach der Stadt dem jagenden Schloßherrn oft begegnet und von ihm mit liebkosenden Worten betört worden sei. Bei den drei Buchen fand die Arglose den Verführer wieder und beim süßen Minnespiel wurde die Arme um ihre Ehre betrogen. Mit eisiger Kälte wich er ihr von nun an aus, und die heiligen Schwüre von Treue und Ehe, mit der er ihre Sittsamkeit eingeschläfert, hatte der Wind zerstreut. Da wagte sie einst in namenloser Angst sich vor das Tor der Burg zu setzen, hoffend, durch den Anblick ihres Leidens einen Funken von Liebe und Mitleid in der Brust des Frevlers zu erwecken. Aber mit höhnischem Gelächter hetzten rohe Knechte die Hunde auf das unglückliche Mädchen, das wie ein gescheuchtes

Wild zu den Buchen eilte, die stummen Zeugen ihres Glücks und seiner Schwüre verwünschend. Dort wich ihr guter Geist von ihr, so daß sie in wilder Verzweiflung Hand ans eigene Leben legte, und in ungeweihter Erde fand sie daselbst ein frühes Grab, aus dem sie erstehen mußte, so oft die Donner des Himmels, die Vorboten des Weltgerichtes, in ihre Ruhestätte drangen.

60. Das Haus zum „Feldegg“

Über das Haus, welches in der Nähe der ehemaligen Hauptgrube und des späteren Rabensteins, d. h. unweit des Richtplatzes stand, ging die üble Nachrede, daß es darin geiste. Die letzten, die das noch erzählten, wußten aber nicht mehr, welcher Art die Geister waren und wodurch sie sich bemerkbar gemacht hatten.

61. Zutode gebetet

Am Altjahrabend legte eine junge Meistersfrau in Zürich, die ihren alten Mann lossein wollte, auf vier Tische je ein Brot und setzte je eine Maß Wein dazu. Dann sprach sie die Einsetzungsworte des heiligen Abendmahles und aß und trank von jedem. Sogleich bewegte sich zur Tür herein ein Leichenzug. Hinterher folgte auf schönem Roß ein schlanker, junger Bursche. Wenige Tage nachher starb der alte Mann, und ein junger nahm die Witwe zur Ehe.

62. Die Pfarrfrau als Hexe

Ein Pfarrer im Zürcherland (wo, wird nicht gesagt), hatte eine Frau, die war ihm in allen Dingen zu gescheit und ließ ihn zu keiner Zeit und bei keinem Wort recht haben.

Eben hatten sie die Schnitter, und es war heißes und trockenes Wetter. Da ging das Ehepaar nachmittags zusammen zu den Knechten aufs Feld, und zufrieden sprach der Pfarrer zu seiner Frau: „Vor acht Tagen kann's diesmal sicherlich kein Tröpfchen regnen.“ — „Ein Tröpfchen aber wohl noch heute“, versetzte spitzfindig darauf die Pfarrerin. Sie zog dabei ein Fläschchen aus dem Sack, darin klares Wasser und ein winziges Kieselsteinchen waren. „Darin ist mehr als für einen Tag Regenwasser“, sagte sie; „versuch es nur, das Gläslein auszuschütten, aber gib obacht und schütte nicht zugleich das Steinchen mit heraus.“

Der Pfarrer nahm ihr das alberne Gläschen aus der Hand und zerschmiß es ärgerlich in Trümmer. Das Wasser und das Steinchen waren nun miteinander fort, aber auf der Stelle fing es an zu regnen und dann herabzuhageln, daß das Korn mit den Halmen zerstob und die ausgebreiteten Ähren fortgeschwemmt wurden.

Jetzt sah der Pfarrer mit Schrecken, daß er eine Hexe zum Weibe habe, und machte von Stund an seine Vorkehrungen, sie los zu werden. Alle Klafter seines Besoldungsholzes trug er zu einem großen Scheiterhaufen zusammen und ließ sich durch nichts in der Arbeit abhalten, bis er damit fertig war. Immer verstellte sie ihm dabei den Weg und wiederholt plagte sie ihn mit der Frage, was er mit sovielen Holz auf einem Haufen machen wolle. Statt Antwort zu geben, ergriff er sie zuletzt, band sie auf den Haufen hinauf und verbrannte sie.

63. Das Glöcklein von Zollikon

Die vierte oder kleinste Glocke vom Geläute zu Zollikon soll aus dem 1267 oder 1268 zerstörten Raubnest Glanzenberg stammen.

64a. Das feurige Kalb in Zollikon

In der Mitternachtsstunde erscheint ab und zu ein feuriges Kalb, vor dem sich alles fürchtet. Es kommt bis in die Buchholzstraße, welche mitten durch das Dorf führt.

64b. Das Schrätteli in Zollikon

Ein Schmiedegesell, der vom Schrätteli zu leiden hatte, paßte ihm eines Nachts ab, packte einen sich durch das Schlüsselloch schiebenden Strohalm, legte ihn auf den Amboß und bearbeitete ihn mit Hämtern. Sofort kam die Frau des Schmiedes schreiend herbeigeeilt, oder (nach einer anderen Fassung) fand man am nächsten Morgen ein altes Weib tot.

65. Der Schatz im Iserkirchlein

Über dem Weiler Goldbach, unweit Zürich, auf der nächstgelegenen Waldhöhe, findet sich in einem bedeutenden Umfang altes Gemäuer, dessen

Ursprung und Bestimmung ebensowenig anzugeben ist als die Gestalt des Gebäudes, von welchem diese Trümmer noch Überbleibsel sind. Die Landleute nennen die Ruine „Iserkirchlein“, was den Gelehrten zum Glauben Anlaß gegeben hat, daß hier zur Römerzeit ein Tempel, der Göttin Isis geweiht, gestanden habe.

Nach der Sage sind dort in unterirdischen Hallen ungeheure Schätze verborgen, die von Geistern beschützt werden. Tiefe Gruben, die sich im Bereich der Trümmer finden, bedeuten, wie hier die Habsucht in stiller Nacht versucht hat, den geheimnisvollen Mächten ihr Besitztum zu entreißen, was jedoch bisher, soviel bekannt, fruchtlos geblieben ist. Manche dieser Habsüchtigen sind sogar weidlich geäfft worden, wovon folgendes Beispiel ein lustiger Beweis ist.

Ein reicher, geiziger Bauer aus der Nachbarschaft trug sich schon lange mit dem sehnlichsten Verlangen nach dem leuchtenden Golde, von welchem sein Vater und Großvater ihm soviel erzählt hatten. Endlich erhielt er durch die fünfte oder sechste Hand, was er schon so lange gesucht hatte: „Fausts Höllenzwang“, die kräftigste aller Bannformeln. Nicht um Mitternacht — hierzu hatte er nicht Mut genug — sondern am hellen Mittag ging er hin und beschwor die Unterirdischen mit der lauten Stimme eines Mannes, der seine eigene Furcht überschreien will. Plötzlich steht ein langer, hagerer, erdfahler Mann in weitem, rotem Gewande neben ihm. „Du willst Geld, Armseliger“, sprach er zu dem Bebenden mit einer Stimme, die aus tiefem Gewölbe zu kommen schien, „folge mir!“ Und siehe, unter ihnen senkte sich der Boden, und Hans, welcher schrecklich schrie, wurde sanft in einem herrlichen Gemache abgesetzt, wo Gold- und Silberhaufen in Menge aufgeschichtet lagen. „Fülle den Sack, den du mitgenommen hast!“ befahl der Unbekannte. Hans ließ sich das nicht zweimal sagen. Mit gieriger Hast füllte er den großen Sack. Als es geschehen war, versiegelte die Erscheinung denselben eigenhändig mit ihrem Siegelring und gebot Hans bei Verlust seines Lebens, ihn erst nach drei Tagen und im Beisein seiner ganzen Familie zu öffnen. Der Bauer versprach das heilig und befand sich im Nu samt seinem Schatze wieder auf der Ruine, woselbst er aber nicht lange verweilte, sondern heimrannte, als ob der Kopf ihm brenne.

Am vierten Tage nach dieser Begebenheit war in Hansens Haus ein reges Leben. Er hatte zur Eröffnung seines Geldsackes nicht nur seine nächsten Verwandten, sondern auch alle Nachbarn und Freunde eingeladen und sich so weit in der Freude seines Herzens verstiegen, daß er zur Feier der Eröffnung einen köstlichen Kälberbraten dampfen ließ. Nachdem er sein seltsames Abenteuer mit allerlei romantischen Zutaten erzählt hatte, schritt er mit großer Feierlichkeit zur Entsiegelung, Öffnung und Leerung

des Sackes. Aber o weh! Statt der erwarteten Goldstücke rollten lauter hohle Schneckenhäuschen auf den Tisch, und ein lautes Gelächter aller Anwesenden belohnte die Herzhaftigkeit des höllenbezwingenden Helden.

66. Der Freiherr von Regensberg und sein Hausgeist

Auf der Burg Wulp oberhalb Küsnight lebte einst ein Freiherr von Regensberg, der in heiligen und weltlichen Dingen wohl bewandert war und ihrem Studium in einem der Türme der Burg obzuliegen pflegte. Der Besitzer wurde öfters von einem gewissen Hausgeist besucht, der die Bewohner so in Schrecken setzte, daß außer dem Herrn niemand den Turm zu betreten wagte. Der Herr aber fürchtete den Dämon nicht im geringsten und studierte ohne Unterlaß an diesem Orte. Der Geist erschien ihm gewöhnlich in der Tracht eines Weltpriesters mehrmals des Tages und der Nacht, setzte sich neben ihn und unterhielt sich oft recht lange mit ihm, indem er sich über die Art und Weise seiner Studien unterrichtete. Niemals fügte er ihm das geringste Leid zu. So lebten sie lange Zeit in gutem Einvernehmen miteinander und der Freiherr hätte vom Geiste vieles lernen können, wenn er ihn nur darnach fragen wollen.

67. Der Rappé des Komturs

Herr Konrad Schmid legt' um die Wehr,
 Man führt' ihm seinen Rappen her:
 „Den Zwingli laß ich nicht im Stich,
 Und kommt ihr mit, so freut es mich.“
 Da griffen mit dem Herren wert
 Von Küsnach dreißig frisch zum Schwert:
 Mit Mann und Roß im Morgenrot
 Stieß ab das kriegbeladne Boot.
 Träg schlich der Tag; dann durch die Nacht
 Flog Kunde von verlorner Schlacht.
 Von drüben rief der Horgnerturm,
 Bald stöhnten alle Glocken Sturm,
 Und was geblieben war zu Haus,
 Das stand am See, lugt' angstvoll aus.
 Am Himmel kämpfte lichter Schein
 Mit schwarzgeballten Wolkenreihn.

„Hilf Gott, ein Nachtgespenst!“ Sie sahn
 Es drohend durch die Fluten nahn.
 Wo breit des Mondes Silber floß,
 Da rang und rauscht' ein mächtig Roß,
 Und wilder schnaubt's und näher fuhr's...
 „Hilf Gott, der Rappe des Komturs!“
 Nun trat das Schlachtroß festen Grund,
 Die bleiche Menge stand im Rund.
 Zur Erde starrt' sein Augenstern,
 Als sucht' es dort den toten Herrn...
 Ein Knabe hub dem edlen Tier
 Die Mähne lind: „Du blutest hier!“
 Die Wunde badete die Flut,
 Jetzt überquillt sie neu von Blut,
 Und jeder Tropfen schwer und rot
 Verkündet eines Mannes Tod.
 Die Komturei mit Turm und Tor
 Ragt weiß im Mondenglanz empor.
 Heim schritt der Rapp' das Dorf entlang,
 Sein Huf wie über Grüften klang,
 Und Alter, Witwe, Kind und Maid
 Zog schluchzend nach wie Grabgeleit.

Conrad Ferdinand Meyer

68. Das heilig Stüdli

Auf einem Hügel am Zürichsee, am Wampisbach, steht ein morscher Pfahl, ein Überrest von einem alten Kreuze. Hier soll sich Folgendes begeben haben:

Zwei Brüder sprachen diesen, einer armen Witwe gehörenden Platz als ihr Eigentum an. Der eine schwur mit erhobenen Fingern: „Ich stehe auf eigenem, wohlerworbenem Grunde!“ Der andere bezeugte: „So wahr mein Richter und Schöpfer über mir ist!“

Das hörte die arme Witwe, und sie bat Gott, er möge dieses Brüderpaar, das einen falschen Eid geschworen, dafür strafen. Dem Richter fiel ein Schiedsspruch schwer. Da zuckte plötzlich ein Blitz vom Himmel und erschlug beide Brüder im Angesichte einer großen Menge. Die Meineidigen sanken nieder, und sterbend konnten noch beide ihren Frevel bekennen. Der eine beichtete, er habe unter dem eigenen Grunde die Gartenerde ver-

standen, die er in seine Schuhe getan; der zweite gestand, er habe in seinem langen Haar einen Kamm (in der Volkssprache Richter, „Durerichter“) und einen kleinen Löffel (= Schöpfer, „Useschöpfer“) verborgen, und bei diesem „Richter“ und „Schöpfer“ habe er geschworen.

So hatten sie die Wahrheit zu verdrehen gesucht. An der Stelle, wo Gott gerichtet, hatte man ein Kreuz hingesetzt. Und da, wo die Brüder gestanden, wächst weder Gras noch Kraut. Auch will man dort Geister wandeln gesehen haben.

69. Der Fledermausstein

In der Nähe des Weilers Itschnach oberhalb Küsnacht am Zürichsee, befindet sich in einsamer Gegend eine Höhle, der Fledermausstein genannt. Eine Unzahl Fledermäuse, die drinnen hausen, rechtfertigt diese Bezeichnung. In uralter Zeit sollen saftige Weiden die Höhle umgeben haben. Das änderte sich aber, als ein gräulicher Drache im tiefsten Dunkel des Loches seine Wohnung bereitete. Aus dem sicheren Verstecke stürzte sich das Ungetüm auf seine Opfer und drang, als es in der Umgebung seiner Wohnung öde geworden, in die Höfe und Dörfer hinab, ja sogar bis in die Nähe der Stadt.

Vergebens lauerten ihm die Jäger auf, und umsonst veranstaltete man Prozessionen. Furchtlose Männer verrammelten dem Ungeheuer den Ausgang der Höhle. Es nützte alles nichts. Der Drache wußte einen verborgenen Nebenausgang und erschien mit doppelter Wut. Endlich beschloß ein frommer Ritter, dem Unwesen ein Ende zu machen. Nachdem er in einer Kapelle am Wege inbrünstig zur Heiligen Jungfrau gebetet hatte, drang er in den finsternen Gang. Zehn Schritte vermochte er darin aufrecht zu gehen, dann wurde die Höhle enger, und der tapfere Mann konnte sich nur noch mühsam durchwinden. Eine geweihte Wachskerze, die er vor sich herschob, erhellt den Schluff notdürftig.

Plötzlich vernahm er ein dumpfes Schnauben; das Licht erlosch. Aber beim letzten Schimmer hatte er noch wahrgenommen, daß sein Haupt samt der rechten Hand, welche die Kerze hielt, in eine weite Grotte vorgedrungen war; der Leib steckte noch in dem engen Felsenschrund. Zwei glühende Augen starrten ihn an, und ein blutroter Rachen öffnete sich.

Da rief der Ritter in höchster Not die Mutter Gottes an. Ein himmlischer Glanz erleuchtete plötzlich das Gewölbe. Auf einer rosenroten Wolke ließ sich die Heilige Jungfrau zu dem winselnden Ungetüm nieder und kettete es mit diamantenen Banden an die Felswand. „Hier“, donnerte sie, „bleibe und schmachte bis zum jüngsten Tage!“ Zum Ritter gewendet sprach sie:

„Dein Glaube hat dir geholfen, geh heim in Frieden!“ Darauf berührte sie ihn mit einem Lilienstengel; das Felsenloch erweiterte sich, und der Ritter konnte glücklich zurückkehren.

Noch in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts vernahmen Bauern, die in der Weihnachtszeit in der Nähe des verrufenen Ortes Gestrüpp rodeten, Gestöhn und Kettengerassel des Drachens.

70. Drei sagenhafte Schnurren vom Zürichsee

Die Geißhenker. Ein Untervogt zu Erlenbach, seines Zeichens ein Schneider, besaß einmal eine bösartige Geiß, die ihrem Besitzer allerlei Tücken spielte. Er hielt sie am Ende für eine Hexe und ließ sie als solche vors Dorfgericht nehmen. Dieses fällte nach ergangener Klage des Untervogtes das Todesurteil über das tückische Tier. Noch vor der Morgendämmerung wurde es vom Dorfwächter vollzogen und als Galgen der nächste Birnbaum gewählt. Diese Tat soll den Erlenbachern den angeführten Übernamen eingetragen haben.

* * *

Die Fleischbrühesser. Vor Zeiten waren wohl die Küsnachter Metzger etwas teure Herren, denn oft kam es vor, daß die Schiffsleute aus der Stadt Fleisch heimbrachten, das sie billiger verkaufen konnten als man es in der heimischen Metzg erhielt. Einmal kam ein Marktschiff von Zürich her, vollbeladen mit Fleisch, das der Schiffsmann den Küsnachter Metzgern zu Schreck und Schaden gekauft hatte. Bei Zollikon überfiel es aber ein Sturm und trieb es gegen das Küsnachter Horn, wo es nahe am Ufer versank. Die Schiffsleute konnten sich schwimmend retten, machten aber begreiflicherweise ein Geschrei wegen des verlorenen Fleisches. Als die Dorfbewohner vom versunkenen Fleische hörten, kamen sie mit Gätzi, Kübeln und Schüsseln herbeigerannt, um wenigstens die Fleischbrühe zu retten.

* * *

Die Lungensieder. Nach Zollikon kam einst ein fahrender Schüler, der verkündete, im Berg drin lägen armsdicke Goldadern. Er habe sie gesehen, denn er könne durch die Erde schauen wie andere Leute durch die Luft. Das komme davon her, daß er Berglunge gegessen habe. Nun waren ja die Zolliker dadurch bekannt, daß sie viel in die Stadt fuhren, um dort Lungen und andere Eingeweide zu kaufen. Denn Grick war billiger als Fleisch.

In ihrer großen Sparsamkeit machten die Zolliker aus den Lungen eine alte Dorfspezialität, das Lungenmus.

Die guten Leute waren überaus begeistert, als sie also von der Berglunge sprechen hörten und wollten gleich davon haben. Doch der fahrende Schüler gab vor, man könne solche nur mit einem goldenen Löffel ausgraben. Wenn sie ihm zwölf Dublonen geben könnten, so ließe sich aus dem Gold wohl vom Goldschmied ein solcher Löffel anfertigen. Die Zolliker kratzten die zwölf Dublonen zusammen und der Scholar verschwand damit. Aber er erschien nach einigen Tagen wieder, entgegen der Meinung einiger Zweifler. Er brachte einen schweren Klumpen mit, der aussah wie ein schwarzer Stein. Das war eben die Berglunge.

Auf Anweisung des Fahrenden mußte nun auf der Allmend ein Wäschekessel aufgehängt werden, groß genug, um die Berglunge drin zu sieden und zu präparieren. Darunter wurde ein zünftiges Feuer angefacht. Lange wollte die schwarze Berglunge nicht lind werden, und es war schon im späten Nachmittag, als dem Zauberkoch plötzlich einfiel, es müsse ja Gold zur Berglunge hineingegeben werden, damit man bei deren Genuß goldsichtig werde.

Hatte man sich schon so weit in die Sache eingelassen, so wollte man auch damit fertig werden, dachten die Leute, begaben sich nach Hause und ramisierten ihre Schmucksachen zusammen, nicht ganz ohne Maulerei ihrer Weiber. Unterdessen setzte sich der fahrende Schüler ins Wirtshaus. Als die Männer mit ihren Habseligkeiten herbeikamen, leerte der Fremde sie in seinen Hut, der schön voll wurde. Mit dem läßt es sich wohl machen, meinte er und schüttelte den Schatz in ein leinenes Säcklein.

Nun begaben sich die Leute, angeführt durch den Scholaren, wieder auf die Allmend. Dort brodelte die Berglunge noch über dem Feuer. Nun mußte unterwegs der Koch schnell austreten, hatte aber die Gesellschaft bald wieder eingeholt. Am Kessel angelangt, senkte er das Säcklein zur Lunge hinab. Es war mittlerweile Abend geworden.

Der Zauberer rührte bis in die Nacht, und als er müde wurde, hieß er einen anderen für ihn rühren. Denn, so versicherte er, die Berglunge würde erst um Mitternacht genießbar werden. Damit bat er, sich in den Busch legen zu dürfen, was die Gesellschaft ihm bewilligte, ja sogar sich anerbota, ihn zu rechter Zeit zu wecken.

In gierige Erwartungen vertieft, rührten sie die Berglunge und das Gold bis zur Geisterstunde. Aber der Zauberer erschien nicht auf Schlag zwölf, und die Lungensieder schickten sich an, ihn aus dem Busch zu klopfen. Da war aber weder Staub noch Flaum von einem fahrenden Schüler. Böse Ahnungen stiegen den Goldsüchtigen auf. Man fischte den Klumpen heraus;

der stellte sich als wirklicher Feldstein heraus — und in dem leinenen Säcklein fand man die gewöhnlichsten Kieselsteine. Es war eine böse Rückkehr in die Wirklichkeit, wobei der Spott der umliegenden Dörfer nicht ausblieb. Seither heißen die Zolliker Lunggesünder.

71. Der Geerenhund

Früher spukte im Geeren bei Erlenbach der Geerenhund mit feurigen Augen, so groß wie Teller. Man weiß nicht mehr, aus welchen Gründen er das tat. Er wird zu den daselbst im alten Zürichkrieg Gefallenen in Beziehung gebracht.

72. Das steinerne Rad

Bevor Felix und Regula in Zürich wirkten, lebten sie am rechten Ufer des Zürichsees, in der Gegend des heutigen Herrliberg. Ihre Missionsarbeit war dermaßen von Erfolg begleitet, daß der römische Statthalter Decius in Zürich von Staats wegen einschritt. Er ließ die beiden Christen gefangen nehmen. Mit einem steinernen Rade, vermutlich mit einem Mühlstein, wollte er die Geschwister zermalmen lassen. Schon war zur Hinrichtung alles bereit, als das steinerne Rad ins Rollen kam und ohne Felix und Regula zu schädigen in den See sprang. Diese Stelle hieß seither „Im steini Rad“.

73. Von der Burg Roßbach

a) An der Stelle, wo einst bei Herrliberg die Burg Roßbach stand, liegt ein goldenes Kegelspiel vergraben. Man weiß aber davon nichts mehr zu erzählen.

b) Die Burg gehörte in der Mitte des 14. Jahrhunderts einem von Ebersberg. Es wird erzählt, daß ihn die Zürcher im Jahre 1353 während des Krieges mit Österreich durch eine Kriegslist auf den See gelockt, überfallen und mit seiner Mannschaft getötet, die Feste, von welcher aus Ebersberg den Schiffahrtsverkehr auf dem See beunruhigte, gebrochen und seine allein auf der Burg zurückgebliebene Gattin Beatrix von Rümlang ohne Lösegeld zu ihren Verwandten nach Hause zurückgeschickt hätten.

74. Von der „Schipf“ zu Herrliberg

Im kleinen Pavillon im Park des Landgutes Schipf in Herrliberg sei, wie die Alten erzählen, ein Brudermord geschehen. Davon herrührend soll daselbst im Innern ein Blutfleck zu sehen sein. —

Dem Gewährsmann, der sich die Sache angesehen, wurde vom Hausbesitzer zwar nicht im Pavillon ein Flecken gezeigt, sondern im Gang des oberen Hauses zur Schippe. Nach Verlautbarung der Dame des Hauses läßt sich dieser Fleck tatsächlich nicht beseitigen. Wie er entstanden, weiß niemand.

75. Der Fluchstein ob Herrliberg

Am Zürichsee wohnte ein Zauberer namens Hartmut. Der hatte eine schöne Tochter, und diese war in einen hübschen Burschen verliebt. Der Vater sah diese Verbindung nicht gerne und verbot der Tochter bei Todesstrafe, weiter mit ihrem Geliebten zusammenzukommen.

Doch die Liebe war mächtiger als das väterliche Gebot. Der Alte, der dies ahnte, schaute in seinen Zauberspiegel, der ihm die beiden Verliebten draußen im Rosenhag zeigte, just als sie einander von der Liebe nicht genug mitteilen konnten.

Im Zorn rief der Zauberer seine ganze Geisterschar zusammen und hieß sie die beiden verderben. Ein Wetter ging nieder, die Erde öffnete sich und verschlang das Liebespaar. Auf dieser Stelle türmten die Dämonen einen gewaltigen Stein auf, der von den Leuten der Fluchstein genannt wird.

In stillen Nächten steigen die beiden Liebenden aus der Erde herauf, umwandeln umschlungen den Stein und seufzen leise Klagen von Sünde und Reue in die Nacht hinaus. Doch wenn die Morgenlüfte von den Alpen herniederwehen, verstummt der Geister Klage, und der Stein steht wieder einsam.

76. Der Taßbergmann

Auf jener Anhöhe gegenüber der Hohrüti am Abhang des Pfannenstiels, oberhalb von Wetzwil, stand vor vielen Jahrhunderten das Taßberger Schloß. Da wohnten einst „untrüüli Hagherre“. Sie waren der Schrecken der Bauern, indem sie ihnen Rosse und Stiere stahlen, die Felder schändeten beim Jagen, und wenn sich die aufgebrachten Landleute wehrten, wurden sie umgebracht. Der Böseste von allen war der letzte, der es so arg trieb, daß in seiner Umgebung nur noch Elend und Not herrschte. Doch eines Tages wurde er niedergeschlagen und sein Schloß verbrannte. Keine Spur mehr ist davon zu sehen.

Aber wenn man gemeint hatte, nun kehre der Frieden ins Land ein, so hatte man sich getäuscht. Denn der Bösewicht konnte im Grabe keine Ruhe finden. Wie ein Schatten schleicht er an den Orten seiner Sünden herum.

Immer noch trägt er seinen glitzernden Schild und den Helm und steckt im Harnisch. So sitzt er auf einem schneeweissen Schimmel, den er mit goldenen Sporen zum Galopp durch den Dachsberg treibt. Einen goldenen Strähl trägt das Roß und ist mit silbernen Schienen und Spangen geschützt. „Hupp, hupp, hee! Hupp, hupp, hee!“ ruft das Gespenst hohl und heiser, klemmt seinen langen Spieß unter den Arm und rast in der Gegend des Rütihof umher. Manchmal hört man auch unter dem Giigerrain, wo ein unterirdischer Gang sein soll, nachts Musik, Lärm und Tanz.

Einmal mußte noch tief in der Nacht ein Knecht hier vorbei. Er trug eine Laterne bei sich, um den Weg besser zu finden. Just als es in Wetzwil zwölf Uhr schlug, trat er über den Schloßplatz. Plötzlich löschte ihm die Laterne aus, obschon sich kein Lüftchen bewegte. Da fiel ihm ein, das könnte der Taßbergmann getan haben. Überlaut rief er: „Taßbergmaa, Taßbergmaa, zünd mer mii Laternen aa!“

Aber wohl, das hatte er nicht umsonst gerufen. Schnaufend schneuzte der Schimmel gegen ihn los, und darauf saß mit eingelegtem Spieß der Taßbergmann. Das Knechlein lief davon, was er aus den Beinen brachte, aber der Geist erwischte ihn und verleidete ihm das Foppen. Heim kam der Bursche noch und konnte noch ein paar Worte reden. Dann starb er in großer Angst und Not.

77. Die Dachsbergritter

Eine aus Limberg stammende Frau erzählte dem jetzt verstorbenen Lehrer R. Egli in Herrliberg vor 1936: Die Ritter auf der Burg Dachsberg hätten im Brauch gehabt, ihre weißen Rosse im Brunnen in Limberg zu tränken. —

Im Taßberg soll eine Hexe gehaust haben.

78. Bestraftes Kartenspielen

Im Jahre 1686 fuhren einige Leute auf dem Zürichsee. Drei von ihnen wollten zusammen Karten spielen. Ein vierter nahm ihnen die Karten weg und warf sie in den See, weil es sich nicht gezieme, auf dem See Karten zu spielen. Darüber kam es zu einem Streit. Das Schiff legte sich auf die Seite und die Leute fielen ins Wasser. Die drei, die hatten spielen wollen, ertranken; jener, der die Karten in den See geworfen, nebst einem anderen, kam davon.

79. Das Dorfgut von Meilen

Wie die Alten von ihren Alten wissen, stammt der Grundstock des Dorfgutes von Meilen von einem Vermächtnis der Verena von Ebersberg zu Wetzikon her, vielleicht auch von ihren Erben. Mit diesem Vermächtnis habe die vornehme Frau jene Meilemer Familien belohnt, welche bei einem Hochwasser wenigstens eines ihrer Mitglieder zu Hilfe geschickt hatten. Lange Jahrhunderte hielten die bedachten Familien dieses Gut als ihr Dorfgut in Ehren und verteidigten es auch gegen verschiedene Angriffe, indem sie es als traditionelles Eigentum nachwiesen. Niemand von ihnen wußte aber mehr, wo ihre Vorfahren sich so tapfer und hilfreich des Wassers erwehrt hatten, ob zu Hause oder in der Nachbarschaft.

80. Die Elfsteine von Meilen

Ein Elfstein lag früher am Waldrand links an der Straße, die von der Warzhalde nach dem Herrenweg führt, da, wo sich jetzt ein Schacht der Wasserversorgung befindet. Er hatte die Größe eines Bergscheuerchens. Seine letzten Reste wurden vor Jahren gesprengt und zum Bau eines Sträßchens verwendet. Von ihm wurde gesagt, „wenn er ghöri elfi lüüte, so spring er elfmal zringelum“, und daher hatte er den Namen. Oftmals saßen die Buben vom Pfannenstiel und Umgebung auf diesem großmächtigen Felsen, um das Elfuhrgeläute vom Dorf her zu erwarten und alsdann die Richtigkeit der alten Überlieferung zu prüfen.

Ein zweiter Stein, ebenfalls Elfstein genannt, liegt am Weg auf den Pfannenstiel, wenig oberhalb der Abzweigung der Straße nach der Anstalt Hohenegg, rechter Hand, da, wo ein Fußweg ins Tobel hinunterführt. Es ist ein zur Hauptsache im Boden verborgener, nur etwa einen Meter über die Erdoberfläche sich erhebender Nagelfluhblock. Auch von diesem heißt es, er drehe sich elfmal zringelum, wenn es elf Uhr läute (oder wenn er höre elf Uhr läuten).

Eine dritte Beschreibung bezieht sich auf die großen Findlinge, die man vom Weg auf den Pfannenstiel so malerisch in der sumpfigen Matte unterhalb des Hofes Rohren liegen sieht und die vor Jahren von der Mittwochsgesellschaft Meilen erworben wurden, um sie vor der Zerstörung zu bewahren. Von ihnen heißt es: Die trähed sich, wänns elfi lüütet.

81. Die Gespenster in Meilen

Zwei achtjährige Knaben gingen an einem heißen Sommertage von Meilen die Pfannenstielstraße hinauf. Als sie in die Gegend von Zumpernelli kamen, sahen sie plötzlich einen großen Mann quer über das Feld eilen, der mit lauter, schrecklicher Stimme etwas rief. Die Angst jagte die Bürschlein heim, wo sie erschöpft anlangten.

* * *

Im Hause eines Mannes, der auf nicht ganz christliche Weise zu Reichtum gekommen war, ging es nach seinem Tode um. Bei Nacht haben „ihn“ Leute von der Seestraße aus gesehen.

* * *

Die Seele eines Mannes, der sich im oberen Weiher ertränkt hatte, fand keine Ruhe, bis sie von den Kapuzinern ins Wasser zurückgebannt wurde.

* * *

Im Horn bannten die Kapuziner einen Leuteschinder, der nachts umging, in ein „Viertel“.

* * *

Im „Löli“ ging lange Zeit die Seele eines ermordeten Mannes als „Zeusler“ um (irrlichterte).

82. Kapuziner strafen einen Flurschänder

Nach der Mitte des 19. Jahrhunderts war es, daß einer aus nicht genannten Gründen einem Bauern Rebstücke und junge Bäume abschnitt. Der Geschädigte ließ die Kapuziner aus Rapperswil kommen, welche den Täter ausfindig machten. Sie hätten ihn sterben lassen können, aber der Bauer ließ ihn aus Gnaden nur so strafen, daß er seiner Lebtag offene Beine haben mußte.

83. Der Kirchenbau in Meilen

Die alte, in ihren Ursprüngen aus fränkischer Zeit stammende und einst Sankt Martin gewidmete Kirche von Meilen steht am See; vor dem Bau der Seestraße grenzte die Kirchhofmauer an das Ufer. Sie sollte seinerzeit

an anderer Stelle, beim Hofe Betfahrt, am Hang gegen den Pfannenstiel, oberhalb der heutigen Anstalt Hohenegg, errichtet werden. Die auf die Baustelle verbrachten Balken und Steine verschwanden jedoch stets über die Nacht und fanden sich am Morgen am See unten auf dem heutigen Kirchhof. Daraus entnahm die Gemeinde den göttlichen Ratschluß, daß die Kirche da erbaut werden solle, wo sie noch heute steht, was denn auch geschah.

84. Vom Haus „zum Bau“ in Meilen

Dieses alte Haus, das mit seiner Größe die Kirchgasse dominiert, gehörte seinerzeit General Hans Rudolf Werdmüller, der durch C. F. Meyers „Schuß von der Kanzel“ berühmt geworden ist. Es soll früher dem Kloster Einsiedeln gehört haben; es sei gleichzeitig mit diesem in den Jahren 892 bis 896 erbaut worden. Im Mittelalter soll darin Gericht gehalten, gefoltert und geköpft worden sein. Im mächtigen Weinbauernkeller besteht ein Abteil, wo sich die Folterkammer befunden habe, und es wird von Einheimischen behauptet, die Ringe, die noch im Kreuzgewölbe dieses Kellers eingemauert sind, hätten zum Aufziehen der Gefangenen gedient. Durch die wegen der Tiefe des Kellers außerordentlich lange Leibung der Fenster seien die Gefangenen in den Keller hinuntergelassen worden. Durch einen unterirdischen Gang seien sie unter der jetzigen Eingangstreppe des Kellers hindurch jeweilen in den damals mit einer Zinnenmauer umgebenen Hof hinausgelassen worden. Die Umgebrachten habe man im Keller verscharrt. Als später ein neuer Boden gemacht worden sei, habe man im Boden massenhaft Ge-
rippe von Erwachsenen und Kindern gefunden und ein ganzes Ledischiff voll nach der Ufenau in das dortige Beinhaus geführt. An einer bestimmten Stelle des Bodens, wo früher einmal gegraben worden sein muß, sei ein Mönch verscharrt worden.

Diese Mitteilungen sollen aus einer handschriftlichen Chronik stammen, welche früher im Hause aufbewahrt worden sei. Die Erzählerin, die selber darin nächtelang gelesen hat, versichert, daß darin auch Abbildungen des Hauses aus früherer Zeit enthalten gewesen seien. Dann sei einmal der alte L. (jetzt längst verstorben) gekommen und habe sich die Chronik ausgebeten, da eine im „Löwen“ versammelte Behörde darin etwas nachsehen wolle. Man habe sie ihm zu diesem Zwecke übergeben, und seither sei sie verschwunden. Vor vielen Jahren soll in der Zeitung ausgeschrieben gewesen sein, wer dem Inserenten diese Chronik verschaffen könne, erhalte eine große Belohnung.

85. Bürkli zu Uetikon

Im Jahre 1200 brachte ein Mann namens Bürkli von Uetikon einen gräulichen Drachen um, weswegen von Meilen am Ostermontag eine Kreuzfahrt (Prozession) gehalten wurde. Bürkli aber blieb beim Drachen tot liegen, „wie es dem Winckelried von Unterwalden mit sim traken oder worm auch gangen was“.

86. Die heilige Verena in Stäfa

In der Wannen bei Uelikon oberhalb Stäfa fließt das Wannenbrünneli, das wegen seines vortrefflichen Wassers gerühmt wird. Nahe am Ursprung dieser Quelle soll die heilige Verena als Wohltäterin Armer und Kranker in einer Badeeinrichtung gewirkt haben. Es stand auch eine Kapelle dort. Noch heute erzählt man, die heilige Verena habe dort arme Kinder gestrahlt und gespiesen.

Am Lattenberg, ebenfalls in der Gemeinde Stäfa, soll auch eine der heiligen Verena geweihte Kapelle gestanden haben. Als Rest früherer Wallfahrten dorthin betrachtet man die alte Sitte, zu Ostern und Pfingsten Spaziergänge an diesen Ort zu unternehmen.

Bad und Kapellen sind längst zerfallen und verschwunden, Name und Bild der Patronin aber haben sich der Nachwelt dadurch erhalten, daß die Gemeinde Stäfa sie in ihr Wappen aufgenommen hat. Außerdem findet sich ihr Relief auf der Südseite des ersten Schulhauses auf Kirchbühl. Es trägt die Jahrzahl 1721.

87. Das Totenbrünneli

Als im Monat September des Jahres 1564 ein Landsterben umging, fing es auch in der Kilchhöri Kilchberg an, und es starben bis Ende des Jahres 1565 an die vierhundert Personen, junge und alte, Weib und Mann. Diejenigen Leute, die niesen mußten, erlagen nach wenigen Augenblicken dem grimmigen Schnitter Tod, und es war deshalb nicht verwunderlich, daß man noch lange nachher allen, die niesen mußten, ein „Helf dir Gott!“ wünschte.

Zur Zeit des großen Sterbens bewegte sich ein Leichenzug, von Wollishofen herkommend, Kilchberg zu. Als er sich durch ein einsames Wiesentälchen (am unteren Ende des Bächler-Tälchens an der Kalchbühlstraße) zog und von Kilchberg her schon das Grabgeläute zu hören war, mußte ein

im Zug schreitendes Mägglein an der Stelle, wo einige Schritte seitab der Straße in grüner Wiese ein Brünnlein quoll, niesen und sank nach wenigen Augenblicken tot hin. Man nahm die junge Tote, die sich wunderbarerweise ins eigene Grab hatte läuten hören, sogleich mit und begrub sie neben der anderen Leiche. Das Brünneli wurde von dieser Zeit an das Totenbrünneli geheißen.

88. Der schwarze Hund

In Horgen erzählte man sich: Im G... wohnte ein Mann, der ein recht böses Weib hatte. Einmal lag es krank zu Bett. Zu dieser Zeit ging der Mann den Steinbruch hinauf, um etwas zu holen. Da lief ihm ein schwarzer Hund nach, der ihn unaufhörlich anbellte. Schließlich versetzte er dem Tier einen tüchtigen Fußtritt. Im selben Augenblick bekam seine Frau daheim eine geschwollene Backe.

89. Das Berner Änni

Im Hirzel vermutlich lebte einst eine Jungfer; man sagte ihr nur das Berner Änni. Diese stand im Rufe einer Hexe. Wenn sie von jemandem Milch bekam, so gaben sicher dessen Kühe anderntags rote Milch.

Nun wohnte in ihrem Dörflein ein netter junger Bursch. Dieser bekam an einer großen Zehe plötzlich einen solchen erbärmlichen Schmerz, daß er wie rasend in der Stube umher hüpfte. Man wandte sich an den Arzt R. in T. Dieser gab verschiedene Mittel, aber umsonst. Eines Tages erschien er selbst beim Patienten. Die Erzählerin dieser Geschichte sah selbst, wie er das Gäßlein heraufkam und sein Roß neben der Haustüre, wo der junge Karli wohnte, anband. Das Berner Änni wohnte nicht weit von dieser Tür, auf der anderen Seite der Gasse.

Der Doktor gab dem Karli ein Heilmittel, das sie geheim halten mußten. Auch sagte er, es sei das letzte, das er gebe. Es werde bald jemand kommen und etwas entlehnern wollen, erklärte er, aber die Leute sollen beileibe nichts hergeben, sonst helfe alles nichts. Darauf verabschiedete sich der Doktor und ritt das Gäßlein hinab. Nicht lange hernach erschien das Berner Änni und wollte Salz entlehnen. Als es ihm aber abgeschlagen wurde, begehrte es etwas anderes und so fünferlei. Als es gar nichts kriegte, fing es laut an zu weinen und anzuhalten. Aber es mußte leer heim. Unterdessen hatte der Doktor sein Pferd dem Vater des Patienten übergeben, welchen er auf dem Felde arbeitend fand. Er befahl ihm, das Tier nach U... H... zu führen. Dann ging er wieder zurück zum Kranken.

Das Berner Änni, als es heimkam, setzte sich wieder zu seinem Spinnrad, tat vier oder fünf Züge, fiel plötzlich rückwärts über den Stuhl und war eine Leiche, just in dem Augenblick als der Doktor wieder zu seinem Patienten eintrat.

Ich vergesse es meiner Lebtag nicht, erklärte die Erzählerin, die dabei war, als man das Berner Änni zu Grabe tragen wollte. Da kam ein Hase die Wiese herunter, lief zwischen den Häusern durch und unter dem Sarge des Änni weg ins Weite. Nur zwei Männer gingen hinter dem Sarge her. Der Bursch aber wurde von Stund an wieder gesund und ist jetzt (vor 1859) Präsident.

90. Die drei Nägel

F... in der Sch... fand eines Tages drei Nägel, die in einen Baum geschlagen waren. Er erschrak darob sehr und meldete, was er gesehen hatte, einem Herrn E... Dieser riet ihm, die Nägel auszuziehen und unter der Dachtraufe zu vergraben. Als das geschehen war, kam alsbald eine alte Frau betteln. Man gab ihr nichts, und sie kam den andern Tag wieder. Man schickte sie weg und drohte ihr mit Schlägen, falls sie wieder erschien. Seit her schlich sie sich nur noch ums Haus herum. Der Mann aber wurde krank und siechte dahin.

91. Die Hausierhexe

In Wädenswil war ein armes Fräuli, das mit allerhand Waren hausierte. Kaufte man ihm nichts ab, fluchte sie einem Unglück an. Einmal hatte sie ihren Korb vor einem Hause abgestellt. Da nagelte ein spitzbübischer Kupferschmied ihn an die Bank. Als das Fräuli wieder herauskam, konnte es natürlich den Korb nicht wegheben. Es schimpfte und fluchte laut, daß alle Leute es hören konnten: Die zwei, dies getan haben, müssen binnen Jahresfrist sterben! So geschah es.

92. Hexenschaden

In G... starb eine alte Hexe. Der Pfarrer sagte den Leuten in einem bestimmten Hause, sie sollen sich wohl hüten in diesen Tagen etwas auszuleihen oder sonst aus dem Hause zu geben. Eine Tochter, die davon nichts wußte, tat's aber doch. Sofort starb jenen Leuten alles Vieh.

93. Drei Hämpfeli Salz

Eine Frau in Wädenswil wollte in einem Hause Waren verkaufen. Man sah sie aber in jenem Hause nicht gern als Hausiererin. Deshalb stellte man einen Besen aufrecht gekehrt vor das Haus und streute drei Hämpfeli Salz darauf. Drei Jahre lang blieb die Hausiererin weg; im vierten kam sie wieder. Darauf starb in jenem Hause ein Knabe.

94. Das behexte Mädelchen

„Unser Nachbar hatte eine Tochter im Alter von elf bis zwölf Jahren. Diese wurde behext, indem ihr eine Hexe in den Mund atmen konnte. Das Kind konnte, wenn es bei uns war, plötzlich zur Stube hinausspringen, indem es ausrief: ‚Seht ihr sie! Seht ihr sie!‘ Und dann zeigte es auf die nur ihm sichtbare Hexe. Ja, einmal zerarbeitete und zerschlug es sich ordentlich an derselben. Dann troolete es in der Stube herum und ins Bett hinein und wieder heraus. Eines Tages kam Herr Pfarrer N. N., das Kind zu besuchen. Das blickte ihn anfangs starr an. Verwundert fragte er des Kindes Eltern, warum das geschehe. Diese sagten ihm, er solle nur sein rotes Halstuch, das er trage, zudecken. Das tat er, und das Kind sah ihn nicht mehr so an. Der Pfarrer schärfte den Eltern strenge ein, doch ja an dem Kinde nicht weiter abergläubische Mittel zu versuchen. Aber es half überhaupt kein Mittel.“

Nun konnten die Eltern ein Bündel bekommen, das sie dem Kinde in die Tasche taten. Aber nun hätte einer das Krachen hören sollen, das durchs ganze Haus fuhr. Sie ließen sich aber nicht abschrecken. Einmal nahm das Kind das Bündel aus der Tasche heraus und warf es in den Winkel. Da hätte man sehen sollen, wie das Bündel in der Stube herumflog, so daß man's schier nicht mehr erwischen konnte. Nun nähten sie es dem Kinde zwischen das Futter und es genas.“

95. Die Hexe nimmt das Kind aus dem Bett

Eine junge Frau hatte ein Kind von etwa drei Vierteljahren. Als sie einmal einige Tage von zu Hause fort mußte, übergab sie das Kind seiner Gotte zur Obhut. Als des Kindes Mutter fort war, kam eine alte Frau, eine Hexe, zu der Gotte. Als sie das Kindlein sah, konnte sie nicht genug tun, wie das doch ein schönes Kind sei; sie sollten ihm allweg nur Sorge haben, es werde nicht alt. Nachts darauf hörte die Gotte in der Stube, darin das

Kind schlief, laut rumpeln. Sie stand auf, und siehe, das Kind lag nackend und auf dem Angesicht in der Stube draußen. Sein Bettlein war aber zudeckt und in bester Ordnung. Sie legte das Kleine wieder hinein, aber zum zweiten Male wurde das arme Kind auf den Stubenboden gelegt. Nun stellte die Gotte den Besen zunderobsi, und die Hexe hatte keine Gewalt mehr. Denn eine Hexe war's, und nichts anderes, die das Kind auf den Stubenboden gelegt hatte.

96. Das Dorf voll Hexen

Es war eine traurige Zeit an dem Orte, von dem die vorhergehende Geschichte handelt. Alles war behext. In jedem Hause hatte es eine Hexe. Es gab nirgends so viel alte Jungfrauen wie dort, denn jeder brave Bursche scheute sich, eine Hexe zu heiraten. Unter den Hexen jenes Ortes, welches der Erzähler nicht nennt, sei eine gewesen, von der man sagte, sie könne in der Stube herumfliegen. Eine andere hatte gar keine Ruhe zu Hause; nur wenn sie sich beim „Walddoktor“ aufhielt, war es ihr wohl.

97. Das viele Brot

An einem Orte (in der Gegend von Horgen) wunderte sich der Hausvater, wie doch das viele Brot, das er alle Morgen im Küchenschrank fand, über Nacht in sein Haus komme. Weil er es dem Brot ansah, von welchem Bäcker es war, so ging er zu diesem und bat ihn, doch kein Weites und Breites zu machen. Wenn ihm wieder Brot abhanden komme, so solle er es nur ihm sagen, er werde es ihm vergüten. Seine Buben waren nämlich behext und konnten das Brot holen, ohne daß es jemand merkte.

98. Von den Hexen und ihren Seelen

In der Gegend von Horgen erzählte man sich: Die Hexen ritten des Nachts auch etwa aus. Das ging so zu: Sie standen auf die Chouscht, nahmen den Besen zwischen die Beine — und fort ging's, zum Dach hinaus durch die Luft. Hätte man nun den Leib einer Hexe, der unterdessen wie tot im Bette lag, umgewendet, das Gesicht nach unten, so hätte sie sterben müssen, denn die Seele, die von der Reise zurückgekommen wäre, hätte den Weg nicht mehr in den Leib zurückgefunden.

99. Der Hexe Tod

An einem Orte in der Gemeinde Horgen lag eine Hexe im Sterben, aber obschon sie laut schrie, ging doch niemand zu ihr ins Haus. Nun bat sie um Gottes Willen, ihr doch nur eine schwarze Katze zu geben. Umsonst; sie mußte verräbeln und wurde kohlschwarz. Man soll doch ja und besonders bei Nacht einer schwarzen Katze nichts tun, auch den Ägersten (Elstern) nicht, denn in den meisten sind Hexen verborgen. — Es habe einmal jemand einem Ägerst ein Bein abgeschossen, und als er heimkam, saß seine Frau hinter dem Ofen und hatte ein Bein ab.

100. Hexe würgt Schlafende

Eine Erzählerin (ab dem Horgener Berg?) versicherte, es sei ihr einmal nachts eine Hexe auf die Brust gesessen und habe sie am Halse so abscheulich gewürgt, daß sie nicht imstande gewesen sei, um Hilfe zu rufen, obschon sie ihr Äußerstes aufgeboten. Erst als sie der Hexe einen rechten Fluch angehängt, habe diese sie losgelassen. Das Drücken habe die Frau noch lange am Halse gespürt.

101. Der Isengrind

Der Isengrind ist ein Gespenst in Hundegestalt. Er hat feurige Augen und trägt Hörner. In einer Nacht zwischen Weihnacht und Neujahr macht er die Runde durchs Dorf Horgen. In einer Familie daselbst waren die Eltern just an jenem Abend ausgegangen, als der Isengrind umging. Die Kinder lagen auf dem Ofen. Da kommt das Gespenst herein, nimmt einen Knaben auf die Hörner und läuft mit ihm fort.

102. Der zauberkundige Bezirksrichter

„Bezirksrichter X. kann den sterben lassen, welcher ihm das Geringste stiehlt. Er kann den Täter erkennen, indem er in einen Zauberspiegel blickt. Bruder und Schwester hat er ums Leben gebracht. Die Leute im Hörsacher hätten ihn längst in den Bach geworfen, wenn sie ihn nicht fürchteten. In seiner jüngst abgerissenen Scheune spukte es alle Nacht.“

103. Die Hexen in Horgen

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts lebte in Horgen eine Hexe, die „Wattenbüelerin“. Die hatte ein Unwetter verursacht, welches die Reben bös verwüstete. Auch nahm sie einigen Kühen die Milch; das heißt, sie verzauberte das Vieh, daß es keine Milch geben konnte. Ja, einige hatten sie gesehen, als sie bei der Kapelle St. Niklaus auf einem Wolfe ritt.

Für einen gewissen Zauber brauchte sie einmal ein Männerherz. Als sie einen Mann ausfindig gemacht hatte, dessen Herz ihr den beabsichtigten Zweck erfüllen sollte, redete sie ihn drum an. Der aber wollte sein Herz nicht an eine Hexe verschenken. Jetzt wurde das Weib bös und drohte ihm, sie wolle es dennoch haben und ihm eines aus Stroh einsetzen.

Sie war aber an den Läzten geraten, denn der Bursche und andere Hor-gener, denen sie zuleidgewerkt hatte, verklagten sie.

Noch um 1850 erzählte man sich in Horgen, daß in der Andreasnacht auf dem Kreuzwege die Hexen tanzen. — Sie holen in der Christnacht um 12 Uhr Wasser an einem laufenden Brunnen.

104. Die Muetiseel in Horgen

Wie im Oberland im Sternenberg und im Fischenthal, im Weinland in Flurlingen, im Unterland in Oberglatt, so gab es am Zürichsee, und zwar in Horgen, eine Muetiseel. Das war ein gespenstisches Ungeheuer, welches bei Neumond durch die Luft und gewissen Wegen nach stürmte und zu Hudlen und Fetzen zerriß, was ihm in den Weg kam. Es warnte mit rauhem Geschrei die Leute, die sich zufällig auf seinem Weg befanden mit dem Rufe:

Drei Furen us em Wääg,
suscht schniid der d Bei ewääg!

105. General Werdmüller auf der Au

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts besaß General Hans Rudolf Werdmüller das Gut auf der Au, einer Halbinsel am Zürichsee. Er hegte eine besondere Liebe für das Schmiedehandwerk und hatte in der Au eine eigene Schmiede, in der er oft selbst zum Zeitvertreib arbeitete, bisweilen auch wandernden Schmiedegesellen, die ihn um den Zehrpfennig ansprachen, für einen oder zwei Tage oder wohl gar, wenn es sich nicht anders fügte,

eine Nacht durch Arbeit gab. So wurden etwa in mitternächtlicher Stille an beiden Ufern des Sees Hammerschläge von der Au herüber gehört, und vorbeifahrende Schiffer sahen, im Schauer der Gespensterstunde, wie es aus der Esse heraufglimmerte. Daher entstand die Sage, daß der Obrist nächtliche Besuche des Bösen empfange, der ihm Hufeisen schmieden helfe.

Noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als jene Werkstatt in eine Wohnung für das Gesinde umgeschaffen wurde, waren die guten Leute kaum zu überzeugen, daß es sich hier schlafen ließe ohne Gefahr, von dem verstorbenen General geplagt, vielleicht gehämmert zu werden. Ja, der Abergläubische, der sich noch am letzten Stäudchen zu halten versucht, trieb es soweit, zu behaupten, daß ein gewisses Stück Holz aus der alten Schmiede, welches zufällig eine ziemliche Weile auf dem Platze liegen blieb, gewiß nicht von der Stelle verrückt werden könne, ohne schreckliches Unheil anzurichten.

Außerdem besaß Werdmüller eine Gondel, womit er zum Erstaunen schnell fuhr. Daß dies nicht mit natürlichen Mitteln zugehe, war bei den Leuten bald genug ausgemacht. Ja die Sache schien selbst seinen Obern so verdächtig, daß Werdmüller sich darüber bei ihnen zu verantworten hatte.

106. Der Schatz auf Alt-Wädenswil

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde die alte, feste Burg zu Wädenswil abgetragen; nur ein einziger Turm trotzte noch lange dem Zahn der Zeit, wie ein ernster Wächter über die Kronen der Waldbäume in die lieblichen Gefilde hinunterblickend. In diesem Gemäuer hat einst ein armer Holzhacker ein wunderbares Schicksal erlebt, aber auch seine Lust nach Reichtum schwer gebüßt. Er war ein fleißiger Mann, der bei Arbeit und Sparsamkeit gesund und rüstig geblieben; weder er selbst noch sein treues Weib fühlten sich in ihrer Armut unglücklich.

Als er einmal in der Nähe des alten Turmes arbeitete, hörte er in demselben ein ungewöhnliches Geräusch und neugierig kletterte er hinauf, um durch eine Schießscharte den inneren Raum übersehen zu können. Mit welch freudiger Überraschung schaute er das Wunder, das sich ihm erschloß; denn zwei Zwerglein in langen, grauen Gewändern, mit silberweißen, bis zum Gürtel reichenden Bärten schleppten aus einer ihm unsichtbaren Türe silberne und goldene Becher und Gefäße, schimmernden Schmuck und seltene Münzen daher, gleichsam um den in Nacht und Dunkel verborgenen Schätzen wieder einmal die Wohltat des lieben Sonnenscheins angedeihen

zu lassen. Sprachlos starnte der geblendete Mann in das helle Gefunkel hinein, unbemerkt von den Zwergen, die in gesprächiger Geschäftigkeit walten; aber ihr Verbündeter, ein Rabe, hatte den unberufenen Lauscher entdeckt und kündete ihn mit heiserem Gekrächze an, worauf unbegreiflich schnell der ganze Spuk verschwand. Nur das Knarren einer Türe verriet, daß der Schatz im Turm selbst liegen müsse. Aber umsonst suchte der genarrte Mann während drei langen Tagen die Spur einer Spalte oder Pforte; das Gemäuer schien so einsam wie immer und schon ergab er sich mit grollender Unlust darin, ferner arm zu bleiben, bis die Versuchung ihm in Gestalt eines fahrenden Schülers sich nahte. Wie wenn der sonderbare Jüngling in sein Herz sehen würde, redete er ihm von den Reichtümern, die hier unbenutzt unter ihren Füßen lägen, und fachte so die kaum entschlummerte Habsucht zur hellen Flamme an. Endlich versprach er dem begehrlichen Manne, ihm zur Hebung des Schatzes behilflich sein zu wollen und beschied ihn auf die Mittagsstunde in die Ruine. Unter wunderlichen Gebärden und schaurigen Beschwörungen machte er den Erstaunten auf eine kleine Pforte aufmerksam, die bis jetzt seiner eifrigsten Nachforschung entgangen war, gab ihm eine Wünschelrute und wies ihn an, ohne umzublicken oder etwas zu berühren, durch das Pförtlein bis zu den Schätzen hinzudringen, dort dreimal wacker zuzugreifen, aber, wenn ihm Leib und Leben lieb sei, kein lautes Wort zu sprechen. Auf den ersten Schlag mit der Rute sprang die Türe knarrend auf, und der Holzhacker befand sich in einem geräumigen, von feuchtem Moderduft erfüllten Gemache; doch brauchte er seine ganze Herhaftigkeit, um nicht umzukehren; denn ein ganzes Heer von Schlangen und anderm Getier unheimlicher Art umlagerte seine Füße, während häßliche Fledermäuse ihm den Weg zu einer zweiten Türe zu sperren schienen. Mutig machte er sich Bahn und nach einem wiederholten Schlage öffnete sich auch diese Pforte; aber wie ganz anders sah es hier aus. Auf weichen Polstern lag eine liebliche Frauengestalt, die ihm mit anmutigen Gebärden einen Becher köstlichen Weines anbot. Zum Glücke schwieg das Zauberwesen und die tiefe Stille des in zartem Rosen glanz strahlenden Gewölbes schloß dem Betroffenen den Mund, so daß er, zu sich selbst kommend, ohne umzublicken standhaft an dem Weibe vorbei einer Flügeltüre zuschritt, die ihm die höchsten Schätze zu bergen versprach. Er hatte sich nicht geirrt; denn als auf den dritten Schlag die Türflügel wichen, breitete sich in blendender Pracht der ungeheure Schatz vor seinen Blicken aus; hier standen reich mit Edelsteinen geschmückte Gefäße ohne Zahl; dort lachte ihm aus den geöffneten Truhen der herrlichste Schmuck entgegen; ganze Kisten voll blanker Gold- und Silberstücke luden zum Zugreifen ein; alle diese Herrlichkeiten erleuchteten strahlend das hohe

Gemach, als ob tausend Kerzen ihren Glanz verbreiteten. Aber o weh! Der Anblick dieser Kostbarkeiten überwältigte den Glücklichen und es entfloh seinen Lippen der Freudenruf: „Herr Gott, wie viel!“ Im nämlichen Augenblick verschwand alles in tiefe Finsternis und von einer heulenden Windsbraut erfaßt, ward der Unselige emporgehoben und erst am späten Abend kehrten seine Sinne wieder. An Leib und Seele zerschlagen, fand er sich einsam in dem alten Gemäuer; doch als er sich nach und nach des Geschehenen erinnerte, verging ihm auf immer die Habgier nach Reichtum.

107. Die Klungerin

Am Zürichsee, namentlich am linken Ufer, und im Oberland, geht ein altes, gespenstisches Weib um; es hat zwei Höcker, einen auf der Brust und einen auf dem Rücken und an den Händen lange, scharfe Nägel. Sie ist hauptsächlich den Kindern feind, denen man mit ihrem Erscheinen droht, wenn sie nicht einschlafen wollen. Aber auch Erwachsene quält und peinigt sie, indem sie ihnen des Nachts als böser Alp zusammengekauert auf die Brust hockt und mit ihren langen Nägeln die Hälse zuschnürt, so daß sie am anderen Morgen ganz elend anzusehen sind. Sie soll sich in einer schwer zugänglichen Höhle im Sihlprung, im „Chrungelichaste“, aufhalten. Diese Unholdin gab Anlaß zur Veranstaltung der „Chrungelinacht“ an einem Abend zu Ende des Jahres, da verummigte junge Leute in die Häuser eindrangen und mit den Spinnerinnen allerlei Schabernack trieben und den Kindern bange machten. Ähnliche Gespenster, die umgingen, waren der „Böölimaa“, dem am Uetliberg eine Wohnung angewiesen ist, und der „Haaggemaa“, ein bösartiger Wassergeist, der in den Gewässern lauernd seine Opfer mit einem langen Haken zu sich herab in die Tiefe zieht. Noch heute nennt man die dichten Schlingpflanzen am Seeufer „Haggemanne“.

108. Die Sage vom Hüttnersee

Es war vor vielen vielen hundert Jahren. Da gab es noch keinen Hüttnersee. An seiner Stelle dehnte sich ein finsterer Tannenwald aus, durch den der alte Pilgerweg nach Einsiedeln führte. Mitten im Gehölz konnte man das Plätschern einer Quelle vernehmen, deren Wasser sich aus einem uralten Holztüchel ergoß. Das war der Pilgerbrunnen. Gerne erlabten sich hier die Wallfahrer im kühlen Schatten nach ihrer langen Wanderung, bevor sie den letzten Anstieg gegen die Schindellegi hinauf unter die Füße nahmen.

Einst langte am Abend spät ein müder Pilger bei diesem Brunnen an. Er setzte sich neben dieser Quelle nieder, um etwas auszuruhen. Kaum hatte er sich auf dem weichen Moospolster des Waldbodens niedergelassen, als plötzlich ein Greis mit langem, weißem Bart aus dem Waldesdunkel vor ihm auftauchte. Er trug auf seinem Rücken ein Bündel Riedbesen, die er aus den langen Halmen der Riedbesenstreu kunstvoll gezöpfelt und geknüpft hatte. Weil er seit Jahrzehnten alljährlich aus dem Hochtal von Einsiedeln mit seinen Besenbündeln ins Zürichbiet herunterkam, war er dort jedermann unter dem Namen „Beselima“ bekannt.

Im Laufe des Gespräches, das die beiden anknüpften, erkundigte sich der Besenmann nach den Reiseplänen des Pilgers. Dieser erklärte ihm, daß er noch heute bis nach Maria-Einsiedeln weiter wandern werde, um am übernächsten Tage wieder auf denselben Wege zurückzukehren. Da lachte der Greis laut auf und sprach: „Ja, du hast gut sagen! Wenn du übermorgen wieder auf diesem Weg zurückkehren willst, wirst du deinen Durst nicht mehr an diesem Brunnen stillen können. Frage mich aber nicht weiter, Gott sei mit dir, leb wohl.“ Dann verschwand der Greis. Nachdenklich setzte der Pilger seinen Weg fort.

Als der Wallfahrer am zweitfolgenden Tag wiederum auf denselben Wege zurückkehrte, da wartete seiner eine große Überraschung. An Stelle des Waldes, den er vorgestern noch durchschritten hatte, breitete sich eine dunkle Seefläche vor ihm aus. Das Gehölz samt dem Pilgerbrunnen war in der Tiefe versunken. Nur rings am Ufer gewahrte er noch hie und da Wipfel und Äste halbertrunkener Tannen aus dem Wasser ragen.

Bis vor wenigen Jahrzehnten glaubten die Umwohner des Seeleins, es sei unergründlich und habe einen unterirdischen Ausfluß, der bei Wädenswil in den Zürichsee münde.

109. Der Dreifingerstein

Wenn man von der Alp auf dem Roßberg den steilen Bergpfad zur Hohen Rohne hinaufsteigt, wo die drei Kantone Zürich, Schwyz und Zug zusammenstoßen, kommt man bei einem mächtigen Granitblock vorbei, der in der Umgebung unter dem Namen Dreifingerstein bekannt ist. Bei näherer Betrachtung rechtfertigt sich diese sonderbare Benennung dadurch, daß man oben Vertiefungen wahrnimmt, die so aussehen, als ob sie durch das Hineinstecken eines Daumens, eines Zeig- und Mittelfingers entstanden wären. Vom Ursprung dieser Löcher erzählt die Volkssage Folgendes:

Ein reicher und habsgütiger Senn machte nach dem Hinschiede des Besitzers auf Alp und Wald ungerechten Anspruch. Seine Forderung geschah auf Kosten der Kinder des Verstorbenen, die durch den Verlust dieser Grundstücke arme Waisen geworden wären. Falsche Verschreibungen und Dokumente unterstützten die Ansprüche des Betrügers; die armen Kinder hatten nichts als ihr inneres, gutes Recht. Es kam zum richterlichen Augenschein und zum Eidschwur. Der Bösewicht leistete ihn mit aufgehobenen Schwörfingern auf der Höhe des Felsens, laut und frech. Weh dir, rief ihm der Richter zu, wenn du einen falschen Eid getan!

Da stieß der Mann auf dem Felsen die ärgsten Beteuerungen aus, wie ihn der Teufel holen solle, wenn er die Unwahrheit beschworen: „So wenig als ich meine Schwörfinger in diesen harten Stein tauchen mag, so wenig habe ich einen falschen Eid getan“, rief er aus. Und damit setzte er in grausiger Vermessenheit die Finger auf den Stein, als ob er dieselben hineindrücken wollte. Und siehe, der Felsen gab nach wie weicher Schnee, und die drei Schwörfinger begruben sich darin bis ans hinterste Gelenk. Entsetzt wollte er sie alsbald zurückziehen; sie waren aber festgewachsen, und all sein Mühen und die Arbeit anderer fruchteten nichts; Gott hatte gerichtet und der Fälscher bekannte sein Verbrechen vor allen Anwesenden. Und nachdem er gebeichtet, erbebte die Erde, die Föhrenzweige rauschten schauerlich, und aus dem Walde fuhr unter Blitz und Donner eine schwarze Wolke. Diese umhüllte ihn und ein lautes Geschrei erhob sich in derselben; dann zerteilte sie sich und zerfloß in der Luft. Der Verbrecher aber lag entseelt auf dem Granitstein.

110. „De Tüütsch“

Zur Franzosenzeit stand links von der Straße, welche nach dem „Waggital“ führt, fast auf der „Aahöchi“, eine kleine Weidscheune. Dorthin wurde ein österreichischer Husar geschickt, um für die Pferde seiner Truppe Heu zu stehlen. Der Knecht, welcher eben das Jungvieh fütterte, tat, als ob er das vom Husaren geforderte Heu hole und stieg, vom Husaren gefolgt, auf den Heuboden hinauf. Unter dem Heuloch drehte sich der Knecht blitzschnell um und stieß seinen Feind hinunter. Die Leiche warf er in den Jauchetrog und machte sich wieder an die Arbeit.

Unterdessen war das aufgescheuchte Pferd des Fremden ins Lager zurückgekehrt, und zwei Husaren, Schlimmes ahnend, machten sich auf den Weg, den vermissten Kameraden zu suchen. Sie kamen auch an der Weidscheune vorbei, wurden aber hier von Meister und Knecht irregeführt.

Unglücklicherweise guckte ein Soldat in den Jauchetrog und sah den Stiefel seines vermißten Kameraden aus der Jauche ragen.

Die Österreicher wollten ihren Freund sofort rächen und griffen den Bauern und den Knecht an. Diese setzten sich jedoch zur Wehr und stachen die beiden Kriegsleute mit der Gabel tot. Dann begruben sie die Leichen in der Nähe. Da die Husaren schriftdeutsch redeten, nannte man jenes Stück Land, auf dem sie begraben liegen, „de Tüütsch“.

111. Das Gefecht beim Sennhaus

Eine Anzahl Tirolerschützen der österreichischen Armee verfolgte eine kleine Abteilung Franzosen, welche von der „Gisenrüti“ her über den „Chotten“ nach dem „Sennhaus“ flüchteten und über den Sennhausrain zu entfliehen suchten. Beim „Sennhaus“ versteckten sich die Franzosen hinter leeren, zum Verschwellen im Freien stehenden Fässern und versuchten, durch Schießen die Tiroler von sich fern zu halten. Diese erwiderten jedoch das Feuer und trafen, als ausgezeichnete Schützen bekannt, alle Flüchtenden, so daß keiner mehr am Leben blieb. Die erschossenen Franzosen sollen in der Nähe des Gehöftes begraben liegen.

112. Die Franzosen auf dem „Chotten“

Zwei Burschen hielten an einem Sonntag auf dem „Chotten“ Ausschau. Da sahen sie plötzlich vom „Straßhaus“ her eine Schwadron französischer Husaren anmarschieren. Sie nahmen an, die Feinde könnten am „Chotten“ vorbeikommen. Sie faßten daher den Entschluß, das Hornissennest in einer hohlen Esche im „Chottenhölzli“ zu stören, um die Husaren dadurch an der Durchreise zu hindern. Mit Steinen wurden die Hornissen bombardiert. Dann zogen sich die Täter auf den Heustock in der Scheune zurück. Durch die Spalten der „Bschlächti“ wurde der Weg kontrolliert, und die Burschen konnten sehen, wie die Hornissen die Pferde und die Husaren angriffen. Die Pferde bäumten sich hoch auf vor Schmerz und versuchten durchzubrennen. Die hintersten der Husarentruppe wollten das Chottenhölzli umreiten. Der Kommandant gab die Erlaubnis aber nicht. Alle mußten am Hornissennest vorbereiten. Dann schwärmt die Husaren aus und suchten die Missetäter, fanden sie aber nicht.

113. Die Franzosen im „Chruzelenmoos“

Eine Abteilung französischer Husaren, welche die Aufgabe hatte, das Gebiet von Hirzel zu rekognoszieren, kam eines nachts zum Straßhaus. Die Fremden zwangen einen Bewohner, ihnen den Weg nach Hirzel zu zeigen. Im Schein einer Laterne gings voran Richtung „Kräh“, „Enderholz“, „Morgental“. Beim „Chruzelenmoos“ bemerkte der Wädenswiler, daß er in die Feuerlinie der in jener Gegend liegenden Österreicher gekommen war. Als Laternenträger war er in großer Gefahr. Blitzschnell warf er das Licht in die Stauden und rannte ins Moos hinaus. Hier konnte er von den Berittenen nicht mehr verfolgt werden. Er hörte die Franzosen, die bereits im Moor eingesunken waren, fluchen und lästern. Seine Verfolgung konnten sie aber nicht mehr aufnehmen. Erst nach zwei Tagen soll sich der arme Mann wieder heim getraut haben.

114. Der Zwischenfall auf Laubegg

1799 wurde auf Laubegg — andere meinen in Samstagern — vor dem Hause des Bauern Bär ein österreichischer Soldat erschossen. Bärs Knecht nahm dem Krieger die Waffen ab und versorgte sie im Hause. Die Nachbarn schoben die Mordtat auf Bär hinaus und verklagten ihn bei den Österreichern. Diese durchsuchten das Haus und fanden die Waffen des Kameraden. Bär beteuerte seine Unschuld, wurde aber gleichwohl abgeführt. Geknebelt banden sie ihn zwischen zwei Rosse und schleppten ihn nach Bäch ins Lager. Das Militärgericht sprach das Todesurteil aus. Am folgenden Morgen sollte es bereits vollstreckt werden.

Von diesem hatte mittlerweile auch Dr. Landis vernommen. Er war Bärs Freund. Er vermutete, daß Bär unschuldig sei. Sofort schickte er Boten an General Hotze nach Zürich. Unterdessen untersuchte man Bärs Haus nochmals und fand im Keller einen Franzosen, welcher den Österreicher erschossen hatte.

115. Fremde Soldaten raubten Kirschen

Man weiß nicht mehr, ob es Kaiserliche oder Franzosen waren. Sie bestiegen die Bäume, hieben mit den Säbeln die Äste ab und verspeisten die Kirschen am Boden.

II. Oberland

1. Hartmanns Holz

Vor vielen hundert Jahren gehörte das Dorf Wila an der Töß zur Kirchgenossenschaft Turbenthal. Damals hausten auf dem Schlosse Breitenlandenberg zwei Brüder, von denen der ältere ein wilder, roher Geselle, der andere ein frommer, mildtätiger Herr war. Als der jüngere das rohe und unsittliche Treiben des älteren nicht mehr ertragen konnte, warnte er ihn mit ernsten Worten, verließ das Schloß und zog nach dem Schlößchen Wila, um dort in der Stille zu leben und den Untertanen Gutes zu tun. Oben auf dem Hügel, an dessen Fuß die stattliche Wohnung stand, legte er ein hübsches Gärtchen an und ließ es mit einer Mauer umziehen.

Der ältere Bruder, der noch ferner auf der Stammburg hauste, hatte die wohlgemeinte Warnung des jüngern sehr übel aufgenommen, erzürnte auf den kecken und vorwitzigen Knaben, wie er ihn nannte, und suchte ihn auf jede Weise zu ärgern und zu verletzen. Als dieser immer gleich ruhig blieb und dadurch die Meinung der Standesgenossen für sich gewann, erfaßte den älteren ein heftiger Haß, und er schwur mit gräßlichen Worten blutige Rache.

Ob er nun seinen Entschluß ausgeführt, hat man niemals erfahren. Die treuen Wilemer aber fanden eines Tages ihren guten Grundherrn von einem Pfeil und mehreren Stichen durchbohrt in der Mitte eines dichten, entlegenen Gehölzes. Sie schrieben die Tat dem älteren Herrn von Breitenlandenberg zu. Dieser unternahm denn auch niemals ernstliche Schritte, den Mörder zu ermitteln. Den Verstorbenen aber begruben sie trauernd in seinem Gärtchen auf dem Hügel.

2. Von der Kirche zu Wila

Als das Testament des Herrn Hartmann eröffnet wurde, fand sich, daß er die Erbauung einer eigenen Kirche für Wila auf der Höhe angeordnet und die dazu nötigen Gelder angewiesen hatte. Die Leute von Wila glaubten, der Selige habe dabei die nahe Großbacherhöhe im Sinne gehabt und könne unmöglich sein Lieblingsplätzchen zu diesem Zweck bestimmt haben. Sie begannen deshalb im folgenden Frühjahr auf jenem Hügel den Bau, in-

dem sie Holz und Steine dorthin führten. Als aber die Nacht hereingebrochen war und die Werkleute von ihrer Arbeit daheim ausruhten, stiegen Geister hernieder, erfaßten die fertig gezimmerten Balken und die behauenen Steine und trugen sie hinüber zum Grabe des edlen Breitenlandenberg am Schloßgärtchen.

Am folgenden Morgen lagen Holz und Steine wieder im Schloßgärtchen, und so am dritten Morgen. Einige Bauern, welche die letzte Nacht auf dem Bauplatz gewacht hatten, sahen mit Erstaunen und Schrecken die Geister bei ihrer Arbeit und erzählten den andern das seltsame Wunder, wie gleich nach Mitternacht nebelhafte Gestalten erschienen und alles in kurzer Zeit durch die Luft fortgetragen hätten.

Da erriet man dann leicht, daß der edle Stifter die Schloßhöhe zur Baustelle für die neue Kirche bestimmt hatte und errichtete über seinem Grabe das schöne Gotteshaus. Den mit der Mauer umzogenen Garten schuf man in einen Kirchhof um. Seitdem bildet Wila mit seinen Weilern ein eigenes Kirchspiel.

3. Im „Sack“

An der Halde der früheren Burg Breitenlandenberg steht das Haus, genannt im „Sack“. Diesen Namen verdankt es einem sonderbaren Zufall. Vor langer Zeit hatte einmal ein Pfaffe etwas angestellt — man weiß heute nicht mehr was — und er mußte sich flüchten vor den Verfolgern. Auf der Flucht kam er zu dem genannten Hause und hielt bei dem Bauern an, daß er ihn verstecke. Das tat der gute Mann auch, denn er glaubte, daß dem Pfarrer wirklich unrecht geschehe. Er steckte ihn in einen Frchtsack und stellte ihn mit anderen Säcken an einen Haufen. Diese List rettete dem Pfaffen das Leben. Sie ist aber später doch ausgekommen und hat dem Hause den bekannten Namen eingebracht.

4. Das scheintote Fräulein

Viel wurde früher berichtet über das Totengewölbe in der Kirche Turbenthal. Es sei schrecklich tief und voller Särge, in denen Junker, Grafen, Kinder und adelige Fräulein vom Schloß Breitenlandenberg liegen. Einmal sei ein Fräulein in dieser Gruft wieder zum Leben erwacht, und der Meßmer habe ihr nächtliches Stöhnen beim Betzeitläuten gehört. Er glaubte, es sei ein Gespenst und berichtete dem Pfarrer davon. Am folgenden Tag wurde die Gruft geöffnet. Da saß das kurz vorher beigesetzte Fräulein auf dem untersten Tritte der Wendeltreppe, aber tot.

5. Die reichen Landenberger

Die Breitenlandenberger mußten reiche Herren gewesen sein. Man erzählte sich, daß täglich 70 Personen sich in seidenen Handschuhen an die reichbesetzte Tafel gesetzt haben.

6. Alt Bichelsee

Die Burg Bichelsee stand einst dort, wo sich heute noch auf der Südseite des Seeleins ein waldiger Hügel erhebt. Gegenüber, auf dem Haselberg, stand zu gleicher Zeit ebenfalls eine Burg. Die beiden Burgherren galten als gute Freunde und sie verabredeten, daß jeder dem andern Hilfe bringen solle, wenn er ihrer bedürfe. Sie rieten hin und her und auf und ab, wie sie einander heimlich Mitteilung zukommen lassen könnten, ohne selbst die Burg verlassen zu müssen, und da kam ihnen ein glänzender Einfall. Sie ließen von Burg zu Burg eine Kette spannen und richteten ein Eichhörnchen ab, das die Briefe über diese luftige Brücke von Haus zu Haus tragen mußte. Wie lange diese Post betrieben wurde, steht aber nirgends zu lesen.

7. Wie der Bichelsee entstand

In dem von Turbenthal ausgehenden Tälchen von Neubrunn liegt an der Grenze der Kantone Zürich und Thurgau der kleine, von Waldhöhen begleitete Bichelsee. Nach der Sage stand früher an seiner Stelle ein Eichenwald, der einer Witwe gehörte. Ein gewalttätiger Nachbar erhob Anspruch auf den Wald und es gelang ihm, vor Gericht ihr den Wald zu entreißen. In gerechtem Zorn verwünschte sie den ihr freuentlich geraubten Wald. Während der folgenden Nacht tobte ein heftiges Ungewitter; die Erde erbebte, der Sturm brach los und feurige Zeichen drohten am Himmel. Als die ersten Strahlen der Sonne hinter dem Hügel hervorleuchteten, war der Wald verschwunden und über den versunkenen Baumkronen breitete sich ein See aus. Lange Zeit rissen sich die Fischernetze an den Eichen, die aus der Tiefe hervorragten.

Im See soll auch ein Inselchen gewesen sein, das versunken sei, nachdem zwei Brüder sich in einem Erbschaftsstreite um dasselbe geschlagen haben.

8. Der Fröschenbatzen

In jenen Zeiten, als noch die Ritter in der Burg am Bichelsee hausten, bevölkerte eine Unmenge von Fröschen den Saum des sonst stillen Ge-

wässers. In den lauen Sommernächten erhoben diese Vierbeiner ein so gewaltiges Gequake, daß es den Herren auf der Burg fast die Ohren zersprengte. Wenn die unmusikalischen Adeligen den Wettgesang vom See herauf nicht mehr ertragen mochten, so boten sie ihre Eigenleute in der Gegend zur Fröschenjagd auf. Mit Stecken und Ruten mußten die Bauern dann den Tierchen den Garaus machen.

Weil es aber keine besondere Freude war, in stockdunkler Nacht in den Sümpfen und im Wasser herumzuwaten, wurden die Bauern rätig, sich von diesem unwürdigen Dienste loszukaufen. Die Herren von Bichelsee, die nie zu viel Geld besaßen, waren mit dem Begehrn einverstanden. Sie setzten den Loskauf mit einem Batzen fest, den jede Haushaltung fortan jedes Jahr zu zahlen hatte. Diesen Batzen hieß man den Fröschenbatzen.

Als später die Herrschaft Bichelsee an das Kloster Fischingen fiel, mußten die Bichelseer den Fröschenbatzen weiter zahlen, obschon in der zerfallenen Burg längst keine Ritter mehr wohnten, denen das Fröschenkonzert in den Ohren weh getan hätte. Auch den Klosterbrüdern kratzte das Jubilieren der grünen Sänger keineswegs in den Ohren, aber eben, Geld macht auch vor den Geldsäcken der sogenannten Frommen nicht halt.

9. Das Ungeheuer in der Burg Tannegg

Wenn die Oberländer nach Wil auf den Viehmarkt fuhren, kamen sie zwischen Schmidrüti und Dußnang an der Burg Tannegg vorbei. Man erzählte davon, daß der Turm noch tiefer in die Erde hinabgehe, als er hoch sei. Vor Jahren sei im untersten Kerker einer gefangen gewesen, den man eines Abends gar jämmerlich schreien gehört habe. Man habe nicht viel daraus gemacht, weil man glaubte, er tue nur aus Verstellung so arg. Aber am anderen Morgen, als der Kerkermeister ihm habe zu essen bringen wollen, sei kein Stäubchen von dem Menschen vorhanden gewesen und doch nicht eine Spur, daß er hätte sich flüchten können. Man habe hin und her geraten, was diesem Unglücklichen wohl begegnet sein möchte. Von den Mönchen im Kloster Fischingen sagten einige, der Teufel habe ihn geholt, und die andern, er sei gefressen worden.

Man habe allerlei probiert, daß ihn der Teufel wieder bringen sollen, aber umsonst. Endlich versuchte man zu erfahren, ob er etwa von einem bösen Tier zerrissen worden wäre, und zu diesem Zweck habe der Abt einen toten, vergifteten Hund in den Kerker hinabwerfen lassen. Da, am folgenden Morgen, sei eine furchtbare Schlange tot dagelegen, und in deren Bauch habe man den Gefangenen samt Schuhen und Strümpfen gefunden.

10. Die Lochbachjungfer

Auf gähem Felsen stand vor vielen Jahrhunderten über dem Tößtale die Burg Hohen-Landenbergs, im Volksmunde das Eichschloß genannt. Ein Ritterfräulein von Hohen-Landenbergs sollte einst einen Ritter heiraten, zu dem es gar keine Zuneigung empfand. Sie suchte die Heirat so lange als möglich hinauszuschieben, weil sie dachte, der ungeliebte Mann würde sich unterdessen eines Bessern besinnen oder im Kriege umkommen.

Der eigentliche Grund, warum sie von einer Verbindung mit dem fremden Ritter nichts wissen wollte, war, daß sie ein heimliches Verhältnis zu einem Jagdgehilfen des Landenberger pflegte. Tief unter der Erde führte von der Burg aus ein unterirdischer Gang gegen das Lochbachtobel hin. In diesem Gang fanden sie sich jeweilen zusammen und klagten über ihre unglückliche Liebe. Aber nach einiger Zeit wußte die Jungfrau, daß sie Mutter werden sollte. Der schwere Tag rückte näher und näher. Es war für das Mädchen gut, daß der rauhbauzige und gestrenge Ritter zu jenen Zeiten gerade auf einer Kriegsfahrt war, sonst wäre es ihm übel ergangen. Eine alte Magd des Schlosses, der die Ritterstochter alles anvertraut hatte, half dem armen Geschöpf in den schweren Stunden, und das Kind kam auf die Welt, ohne daß auf der Burg jemand davon wußte.

Der heftigen Liebe der jungen Leute war ein gesundes Kind entsprungen, das die Welt mit kräftigem Geschrei begrüßte. Das Kindergeschrei erschreckte aber die Mutter dermaßen, daß sie dem Schreihals schnell mit der Hand den Mund zudrückte. Angstvoll horchte sie, ob wohl niemand das Kind gehört hätte. Als sie ihre Hand endlich wieder vom Gesichte des Kleinen wegnahm, war dieses erstickt. Das doppelte Leid und die doppelte Sünde weckten eine ungeheure Angst in ihr, und diese Angst gab ihr die Kraft der Verzweiflung. Sie wickelte das Kind in einige Tücher ein und trug es in den unterirdischen Gang hinab.

Aber lange durfte dieses Bündel auch nicht dort bleiben, es hätte ja entdeckt werden können. Ein paar Tage später, als die Jungfer Landenberg wieder etwas bei Kräften war, stieg sie in die Höhle hinunter, um die Spuren ihrer Tat zu verwischen. Es stürmte und war ein grausames Unwetter, als sie das Windelbündelein aus dem Versteck an den Röisligen trug. Dieses ist ein turmhoher Wasserfall im Lochbachtobel. Dort warf sie ihr Kind vom Felsen hinunter in die Tiefe, wo es zerschellte und das Wasser mit seinem Blute rotfärbte.

Bestürzt darüber, daß die Untat nicht so leicht zu verheimlichen war, wollte die irrgewordene Mutter in die Schlucht hinuntersteigen, um wenigstens die blutigen Windeln weißzuwaschen. Aber an dem steilen Bord

rutschte sie aus und stürzte in die Tiefe, wo sie neben ihrem getöteten Kindlein zerschmetterten Hauptes liegen blieb.

So fand man sie beide unselig gestorben, und so wurden sie auch ohne den Segen der Kirche im Walde draußen verscharrt. Aber die Seele der Jungfer Landenberg fand im Grabe keine Ruhe. Zur Strafe für ihre Tat muß sie Tag für Tag, Sommer und Winter im Röislriegel hinten die blutigen Windeln waschen. Und heute noch hört man etwa noch von älteren Leuten fragen, wenn man am Gießen vorbeikommt: „Göhred er d Lochbachjumpfer flotsche?“

II. Das Stumpengeld.

Die Ritter von Hohen-Landenberg hatten das Recht, bei ihren Eigenleuten das „Stumpengeld“ einzuziehen. Damit hatte es folgende Bewandtnis: Wenn nämlich im Burgbann zwei Hochzeit halten wollten, so hatte der Herr das Recht, die Braut in der Hochzeitsnacht auf die Burg zu befehlen, weil sie schuldig war, die erste Nacht mit ihm zu verbringen. Wie mancher frischgebackene Ehemann mußte dieses ungeheuerliche Recht schon verflucht haben, wenn er in der Nacht nach der Hochzeit seine Frau auf die Burg bringen mußte. Mit der Zeit aber konnten sich die Bauern von dieser Plage loskaufen, indem sie dem Burgherrn statt der Braut eine bestimmte Summe Geldes abgeben durften. Diese Abgabe nannte man das Stumpengeld. Und noch heutigen Tages sagt man etwa noch spaßweise zu einem Hochzeiter am Hochzeitstage: „Jä, Hans (oder Heich), häscht s Stumpengeld scho zahlt?“

Also zu jener Zeit lebte im Saland ein junger freier Bauer, Heinrich mit Namen. Dem gehörte als Braut ein blitzsauberes Mädchen von Hinterjuckern, am Fuße des Eichberges. Das schöne Kind hatte aber auch dem Landenberger in die Augen gestochen, und er dachte, die erste beste Gelegenheit zu benützen, sich an ihrer Schönheit leiblich zu ergötzen. Die Familie des Mädchens war aber, obschon sie dem Landenberger hörig war, im Tale recht angesehen, und darum konnte der Ritter nicht ohne weiteres an das Kind geraten. Als er vernahm, daß die Tochter den Heinrich von Saland heiraten wolle, lachte er ins Fäustchen und dachte, jetzt falle ihm das Glück von selbst in den Schoß.

Eines Morgens, kurz vor der Hochzeit, erschien Heinrich auf der Burg, um seine Frau mit dem Stumpengeld von dem Rechte der ersten Nacht loszu kaufen. Aber der Ritter lachte ihm höhnisch ins Gesicht und erklärte trocken, daß er das Geld nicht verlange, sondern die Braut. Das sei

sein gutes Recht. Heinrich bat auf den Knien. Es nützte nichts. Mit schwerem Herzen mußte er am Hochzeitstage seine Frau aufs Schloß abliefern.

Aber eine fürchterliche Rache hatte sich im Herzen Heinrichs von Saland eingenistet. Tal auf und ab suchte er Freunde und Bekannte auf, um mit ihnen zu beratschlagen, was gegen den Landenberger zu unternehmen wäre. Auf seinen Fahrten vernahm er auch noch andere Ungeheuerlichkeiten des Ritters. So konnte er den sauberen Herrn bei dem Rate zu Zürich verklagen wegen Falschmünzerei, Unzucht, Raub und Diebstahl. Wohl, da stand die Stadt auf und befahl, die Burg zu erobern und zu verbrennen.

Mit einem Harst Krieger aus der Stadt und mit seinen Freunden zog Heinrich von Saland vom Rotenstein aus durch den Wald hinauf und stand mitten in der Nacht wie aus dem Boden gewachsen plötzlich vor der Burg Hohen-Landenbergs. Weil der Ritter an nichts Böses gedacht hatte, konnten die Krieger die Burg mit Leichtigkeit einnehmen. Den rechtsbrecherischen Burgherrn nahmen sie gebunden mit nach Zürich, wo er auf dem Scheiterhaufen lebendigen Leibes verbrannt wurde. Daß aber von seiner Burg kein Stein auf dem andern blieb, dafür sorgte Heinrich von Saland.

12. Galgenbäume

Nicht weit von der Landstraße, beim jetzigen Schützenhaus im Dillhaus, erhebt sich eine Talterrasse, von der man eine schöne Aussicht genießt auf den untern Teil der Gemeinde Bauma. Auf diesem Hügelsprung, der Hünnger genannt, stand, wie sich die Alten erzählen, in fernen Zeiten ein Galgen. Dort haben seinerzeit die Herren von Hohen-Landenbergs Diebe und Mörder aufhängen lassen.

Gerade auf der anderen Seite der Töß, oberhalb Blitterswil, im Esterli, liegen einige sonderbare Felsklötze. Auch da, heißt es, hätte der Galgen vom Eichschloß gestanden.

13. Das goldene Kegelspiel

Da wo jetzt das Dorf Bauma steht, lag vor alten Zeiten ein großes Ried, die Münzach genannt. In diesem Sumpfe sah man etwa blaue Lichtlein herumirren. Das waren die Seelen der Ritter von Alt-Landenbergs, die im Grabe keine Ruhe finden konnten. In den heiligen Nächten verwandelten sich die irrenden Seelen wieder in leibhaftige Ritter. Diese zogen jeweilen ein goldenes Kegelspiel hervor und kegelten über das Ried hin. Schlag ein Uhr verschwand alles wieder bis auf die blauen Lichtlein, die weiterhin in den Wassertümpeln herumsprangen.

14. Der Schatz im Wolfensberg

Zu den Zeiten der Hagheeren stand auch beim Bad Wolfensberg oberhalb Bauma ein Bürglein, das den sanktgallischen Dienstmannen von Wolfensberg gehörte. Aus unbekanntem Grunde ist diese Burg schon in alten Zeiten zerfallen.

Die Alten erzählen, vor Zeiten habe man noch in den Keller der ehemaligen Burg hinabsteigen können. Einige Burschen, die das einmal taten, fanden dort ein großes Faß mit starken Reifen. Eilig gruben sie weiter, aber je weiter sie gruben, desto weiter versank das Faß. Das kam den Burschen nicht geheuer vor, und sie ließen das Faß liegen, wo es war, und machten sich davon.

Noch früher ging die Sage um, in dem Keller der Burg liege ein goldener Pflug verborgen, und eine Schlange müsse ihn bewachen. Ein Hirt, der bei der Ruine Ziegen hütete, bemerkte einst eine weiße Jungfrau in dem Gemäuer herumgehen. Die Jungfrau redete den Burschen an und sagte ihm, daß sie die Tochter eines Ritters von Wolfensberg sei, die seit Jahrhunderten Schätze hüten müsse, aber nur alle hundert Jahre in ihre lebendige Gestalt zurückkehren dürfe. Allemal dann könne sie erlöst werden, wenn ein Jüngling den Mut finde, sie dreimal zu küssen, was noch keiner imstande gewesen sei. Der Bursche, von der Schönheit der weißgekleideten Jungfrau überwältigt, küßte diese, ohne sich zu besinnen. Die Schöne lächelte traurig und sprach: „Nun mußt du mich auch küssen, wenn ich als Schlange an dir heraufkrieche!“ Alsobald wand sich eine abscheuliche Schlange an ihm empor. Aber als der gräßliche Kopf vor seinen Lippen auf den Kuß wartete, ergriff ihn der Ekel, und er schleuderte das Tier von sich. Was ihn die Beine trugen, rannte er talwärts, während hinter ihm Schluchzen und Wehschreie ertönten.

15. Die Pest in Bauma

Im Jahre 1634 soll die Pest in Bauma furchtbar gewütet haben. Bei einem großen Leichgang ab dem Allenberg fiel einmal eine der vielen Leichen vom Wagen. Das Geleite ließ den Toten liegen mit den Worten: „Wir wollen ihn dann morgen mitnehmen, es wird wohl noch mehr geben!“ Wirklich starb auf dem Allenberg alles aus.

16. Die Teufelskanzel

Oberhalb Bauma, nicht weit vom Weg gegen den Sonnenhof, ist links im Wald ein Felsabsturz, in welchem ein Steinpfeiler stehen geblieben ist.

Dieser Felszahn heißt die Teufelskanzel. Dort hat einst der Teufel gepredigt. Aber was er gepredigt hat und warum er es getan hat, weiß niemand mehr.

17a. Das Hagheerenloch

Am Teufenbach oberhalb Bauma liegt unweit des Höchstocks eine Höhle, die das Hagheerenloch heißt. Alte Überlieferung will, daß in dieser Höhle die unterirdischen Gänge aus der Burg im Sternenberg und von der Burg Werdegg bei Hittnau zusammentreffen. Der hintere Teil der Höhle ist zerfallen. Aber gerade dort bestanden in alten Zeiten viele Gewölbe und Gänge. Der Zugang aber war von einer eisernen Türe geschlossen. Von fahrenden Schülern wußte man, daß hinter dieser Türe ein großer Schatz liege, zu dem aber kein sterblicher Mensch komme, denn erstens habe sich eine schwarze Schlange um die drei schweren Riegel der Türe gewunden, und zweitens liege hinter dem Tor ein grausamer Drache. Nur wer sich dem Teufel verschreiben wolle, könne den Schatz heben.

Nun lebte in verflossenen Zeiten einmal ein armes Mädchen in der Gegend, und dieses war mit einem reichen Burschen heimlich versprochen. Der Vater des Burschen wollte von dieser Verbindung nichts wissen, weil er das arme Kind verachtete. In seiner Not ging es, ohne seinem Liebsten etwas zu sagen, in das Hagheerenloch, um von dem Schatze einen bescheidenen Teil zu heben, damit es nicht weiter von seinem künftigen Schwiegervater gering geschätzt werde. Durch Beten zwang es Schlange und Drachen, sich zurückzuziehen. Es schöpfte hierauf eine Schürze voll von den kostbaren Schätzen, vergaß aber in seinem großen Glücke eine kurze Weile das Beten, und schon schnappte der Drache zu und verschlang das gute Kind. Seiner Seele aber konnte er nichts anhaben. Als weiße Taube umkreiste sie dreimal das Haus ihres Geliebten und flog in den Himmel hinein.

17b. Von anderen Hagheerenlöchern im Tößtal

Im Hagheerenloch zu Sternenberg fand man einen steinernen Sarg mit einem Gerippe. Aus dem Hagheerenloch bei Bäretswil kam ein rotes Tier zum Vorschein, und es sollte sich ein Schatz darin befinden. Die Hagheerenlöcher im Fischenthal (bei den Höfen Schloß und Burgbüel) hatten kreisrunde Eingänge und gingen senkrecht in die Tiefe; nach der Sage sollen die Heckenritter ihre Opfer dort hinuntergelassen haben. An der Stelle stand einst die im alten Zürichkrieg zerstörte Burg Steg.

18. Das Bußental

Vor alten Zeiten soll es kein Spaß gewesen sein, durch das Bußental zu reisen. Und doch mußten die Leute aus dem Tößtal und von weiterher, auch die Pilger, die nach Einsiedeln zogen, da hindurch. Die im Tößtal wohnenden Kirchgenossen von Bäretswil, wie die von Bauma, Rüegggen, Lipperschwendi, ja von Karrershörnli und Hürnental hatten keinen näheren Kirchweg als durch das Bußental. Gar mancher mußte in der einsamen Gegend, die damals noch von finsterem Wald überwuchert war, durch wilde Tiere das Leben einbüßen oder er wurde von den Rittern auf Greifenberg des Geldes und Gutes beraubt, wenn nicht auch des Lebens. Manchen schleppten sie mit auf die Burg und ließen ihn erst gegen Lösegeld frei. Deswegen erhielt das einsame Tal den Namen das Bußental.

19. Die Jungfrau auf Greifenberg

Hoch über das Dorf Bäretswil erhebt sich ein steiler Hügel, der Stollen genannt. Auf diesem Berg stand einst die gewaltige Feste Greifenberg. Am Anfang des 16. Jahrhunderts zerfiel die Burg. Bewohner des greifenbergischen Burgbannes wollen wissen, daß eine weiße Jungfrau in den Ruinen umging. Ein großer Schatz soll im Burgkeller vergraben liegen. Den mußte die Jungfrau hüten. Aber es war nicht leicht, zu der Schatzhüterin zu gelangen, weil ein feuriger Drache sie beschützte.

20. Der Kirchbau zu Adetswil

Vor langen Jahrhunderten faßten die Adetswiler den Beschuß, eine Kirche zu bauen. Schon hatten sie alles Material bereitgestellt und die Baurotten bestimmt, als die Bäretswiler sich in den Bau einmischten und den Adetswilern die Kirche nicht gönnen wollten, da sie das größere Dorf hätten, dem eine Kirche besser anstünde.

Trotzdem begannen die Adetswiler den Kirchbau und fragten der Mißgunst der Bäretswiler nichts nach. Aber was die Adetswiler am Tage aufbauten, das schleppten die Bäretswiler in der Nacht wieder weg und begannen aus den Steinen eine eigene Kirche zu bauen. Nachdem dies einige Male geschehen war und sich die Adetswiler vergeblich gewehrt hatten, ließen sie ihren Kirchbau bleiben. So wurden sie Kirchgenossen nach Bäretswil. Der Hügel aber, auf dem die Kirche hätte gebaut werden sollen, heißt bis auf die Stunde der Kirchbühl.

21. Der Türst

An der Halde des Stoffels wohnte in uralten Zeiten ein gewaltiger und wilder Jäger, den man den Türst nannte. Er fürchtete weder Tiere noch Menschen noch das Wetter. Am liebsten ging er auf die Jagd, wenn der Wind recht durch die Baumgrötzen pfiff und man keinen Hund hinausgeschickt hätte. Er aber lockte dann seine Wolfshunde herbei und ritt auf seinem pfeilschnellen Pferde durch Wald und Feld, über Tobel und Berge. Die Pfeile, die er verschoß, trafen ihr Ziel immer.

So regierte er am Stoffelberge herum und störte seinem Nachbarn, dem Ritter von Werdegg, die Jagd empfindlich. Die fettesten Böcke holte er ihm vor der Nase weg. Der Herr von Werdegg schaute diesem Treiben eine Weile zu, denn er kannte die Gewalt des Türst. Dann mahnte er ihn. Der Türst kehrte sich nicht daran. Der Werdegger drohte ihm. Der Türst lachte darüber. Da schaffte sich der Ritter zwölf böse, blutgierige Hunde an und gedachte, mit diesen dem Türst das Handwerk zu legen.

Kurz nachher trafen sich die beiden auf der Jagd. Der Türst hatte eben dem Werdegger ein schönes Tier fast unter den Händen weggestohlen. In seiner Wut hetzte der Ritter seine zwölf Hunde gegen ihn. Diese erschraken jedoch vor dem wilden Blick des Jägers so, daß der Türst einem nach dem andern den Hals umdrehen konnte. Der unheimliche Mann warf seine Beute auf die Schulter und ließ den verblüfften Burgherrn stehen. Der schäumte vor Zorn und trollte sich heim.

Des andern Morgens, als der Ritter auf seiner Zinne Rachepläne ausheckte, ertönte nicht weit von der Burg des Türsts großes Jagdhorn. Der Herr besann sich auf seine Ritterwürde und würgte die unbändige Wut hinunter. Mit Güte wollte er es versuchen, den Frechling in seine Schranken zu bannen. Er rief daher den Türst herbei, bot ihm die Oberjägerstelle in seinem Burgbann an und versprach ihm guten Lohn. In ebenso freundlichem Tone erwiederte der Angeredete, das wäre ja ganz schön, aber seine Altvordern seien freie Leute gewesen, und das wolle er bleiben. Zwar ließe sich über diesen Fall reden, wenn der Herr Ritter ihm die Tochter zur Frau gäbe. Da schoß diesem das Blut in den Kopf, und er brachte vor Wut kein Wort heraus. Der Türst aber ritt lachend von dannen. Fortan wurde das schöne Ritterfräulein Adelheid von Werdegg von Morgen bis Abend ständig von den Schloßknechten bewacht. Daß in der Nacht auch etwas geschehen könnte, hatte der besorgte Vater keinen Augenblick gedacht. Auch war er in der Weiber Listen gar wenig erfahren.

So hatte er nicht die geringste Ahnung, daß seine Tochter Adelheid dem Türst schon gar manche Nacht das Hintertürchen geöffnet hatte. Himmel

und Hölle hätte er zusammengefleht, wenn er erfahren, daß die beiden einig waren, sich nimmer zu verlassen. Da er aber vom Türst selber gehört hatte, daß dieser seine Tochter Adelheid zur Frau begehre, wollte er sie möglichst schnell an einen andern Mann verheiraten, der auch um sie angehalten hatte. Dieser andere war der Ritter von Gündisau.

Adelheid verriet aber dem Türst bei seinem nächsten nächtlichen Besuch des Vaters Absicht. Der Riese säumte nicht lange und entführte seine Geliebte noch in selbiger Nacht in sein festes Haus auf dem Stalden. Beim ersten Hahnenschrei des folgenden Tages stieg er zur Burg Werdegg hinab, weckte mit seinem Horn den Ritter und schrie mit Donnerstimme an sein Fenster hinauf, daß er seine Tochter als Frau begehre. Und als der Werdegger ihm höhnisch antworten wollte, erklärte der riesige Jäger frank, er hätte sie ja schon, es brauche nur noch des Vaters Segen.

Auf das antwortete der wutentbrannte Burgherr, er werde ihm einen schicken, der sie dem Vater wohl wieder zurückbringen möge. Also sandte er nach Gündisau, und fuchsteufelswild galoppierte der bestohlene Liebhaber nach dem Stalden, um den Türst zum Zweikampf herauszufordern. Im Vorbeiweg riß er an der Linde im Burghofe zu Werdegg ein Zweiglein ab und steckte es auf seinen Helm. Er hatte die prahlerische Absicht, dieses Reislein dort in den Boden zu pflanzen, wo der Türst sein Leben aushauchen würde.

Der Türst ließ nicht auf sich warten und erschien mit seinem gewaltigen Schwert vor seinem Hause. Adelheid lächelte ihm von der Laube herunter hold zu. Das bemerkte der Gündisauer und hieb auf seinen Widersacher ein, daß die Funken stoben. Allein der Türst blieb ihm nichts schuldig, und seine Hiebe widerhallten im Walde. Aber das war nur das Vorspiel. Als der Türst seines Gegners nicht allzugroße Kraft erprobt hatte, zog er zu einem gewaltigen Streiche aus und schlug dem Gündisauer den Kopf vom Rumpfe, daß der Leib zu Tale rollte. Den Kopf aber samt dem Zweiglein vergrub der furchtlose Kämpfe vor seinem Hause.

Nach diesem grausamen Zwischenspiele gab der Ritter von Werdegg nach. Der Türst bekam Adelheid zur Frau und wurde durch sie zu einem braven Manne. Nicht weit von seiner Heimstatt bauten seine Nachfahren das Dörfchen Dürstelen. Vor seinem Hause aber wuchs des Gündisauers Zweiglein zu einer riesigen Linde heran. Jedermann in weiter Umgebung kannte die Dürsteler Linde und ihre sonderbare Geschichte. Im Jahre 1865 zündeten unvorsichtige Burschen in ihrem hohl gewordenen Stamme ein Feuer an, welches den Baum zugrunde richtete.

22. Die Burgunder-Linde

Als nach dem glücklichen Ausgang der Schlacht bei Murten das Grüniger Fähnchen sich zum Abmarsch in die Heimat anschickte, riß ein Kriegsmann von Dürstelen von einer Linde in Murten ein Zweiglein ab, das er auf seinen Eisenhut steckte. Als er zu Hause seinen Helm ablegte, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß das Reis noch grün war. Er pflanzte es ein, und das Pflänzlein wuchs zu einem großen und schönen Baume. Die Dürsteler nannten ihn die Murtener- oder die Burgunderlinde.

23. Von der Familie Haagern

In Schönau bei Hittnau wohnte in alten Zeiten ein stolzes Geschlecht, Haagern genannt. Seine Angehörigen kamen jedoch mit ihren Herren, den Rittern von Werdegger, nicht aus, und beide Teile standen einander in den Weg, wo sie nur konnten.

Einmal geschah es, daß einer der Haagern sich etwas hatte zu Schulden kommen lassen, weswegen er von dem Herrn auf Werdegger bestraft werden sollte. Er fürchtete sich aber vor diesem nicht und fuhr mit seinem Stierengespann unterhalb Schönau, dort wo jetzt die Sennhütte steht, zu Acker, als ob nichts geschehen wäre.

Da kam ein werdeggerischer Knecht auf ihn zu und wollte, mir nichts, dir nichts, einen Stier ausspannen und mitnehmen. Der Haagern brauste auf und wollte den Stier nicht geben. So gerieten sie in einen Wortwechsel, und bald hagelte es Hiebe. In seinem Zorn riß der Bauer einen Zaunstecken aus und erschlug damit den Knecht. Da weit und breit kein Mensch war, konnte der Totschläger den Knecht unbemerkt verscharren, und kein Pfarrer segnete sein Grab, und auch kein Tränlein schloß dabei in die braune Ackererde.

Nach langen, langen Jahren, da jener Haagern als ein uralter Mann auf dem Totenbett lag, bekannte er seinem ältesten Sohne, wie er einstmals jenen Knecht umgebracht und verscharrt habe. Von diesem Sohne bekamen es später seine Kinder zu wissen, und nach abermals einem Menschenalter kam die Geschichte unter die Leute. Aber da war kein Kläger und auch kein Richter mehr.

24. Die Hexe zu Oberhittnau

In Oberhittnau, erzählte Bas Anneli, da sei eine Hexe, die «füülst» und «bööst» in der ganzen Welt. Diese habe sie schon mehr als hundertmal zur Nacht im Bett gedrückt und jedesmal habe sie das verdammt Lueder gese-

hen, wenn sie in die Kammer herein und zu ihrem Bett gekommen sei. Einmal an der Fronfasten z'Nacht sei sie so schrecklich von ihr gedrückt worden, daß sie geglaubt habe, sie sei, Gott bhüet uns davor, lahm. Da habe sie das rechte Bein mit beiden Händen in die Höhe gehoben und mit lauter Stimme gerufen: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohns und des heiligen Geists, ich bin lahm!“ Da habe die Hexe plötzlich nachgelassen und sich nach der Türe gewendet. Dann habe sie ihr laut nachgerufen: „Gelt, gehst jetzt, du verfluchter, verdammter Sibechätzer! Du weißt schon, daß dir des Pfarrers Knecht die große Zehe abgeschossen hat, als du dich im Dürsteler Holz, im Stoffel droben in einen Hasen ,vergalstet‘ hast! Du Blitzg, du Kanali!“

25. Die Hexe zu Dürstelen

Vor Jahren war in Dürstelen eine Hexe. Man habe sie in Zürich gefoltert; aber wenn der Henker gemeint habe, die Hexe hange oben, so seien es nur deren Kleider gewesen.

26. Klaus und Chrungele

Wenn der Winter seinen Schnee herniederstreute, Wald und Flur und Berg und Tal im weißen Gewande schimmerten, o wie wohl wurde mir dann — so schreibt Jakob Stutz —, und je heftiger es schneite und stürmte, desto größer war meine Freude... Sah ich hie und da Nebelwolken im Walde aufsteigen, glaubte ich bestimmt, das sei Rauch aus der Küche des Klausen, wo er eben jetzt das schöne, weiße Zuckerzeug backe, wie die Mutter mir oft erzählte; dann durchfuhren mich Schauer von Freude und Furcht, sprang eilends in die Stube, verbarg mich hinter den Ofen und malte mir da alles noch recht bunt und schön und fürchterlich aus, besonders die Chrungele, des Klausen Frau, die so dick sei, wie ein Gullenfaß, welche durch die Straßen und in die Stuben hinein «rugele» und jeden, welcher ihr kein Geld gebe, mit einem großen Prügel totschlage.

27a. Größis

In früheren Zeiten bestand das Dörfchen Isikon nur aus zwei Bauernhöfen, von denen der eine einer Familie Stutz, der andere einer Familie Furrer gehörte. Die Familie der Stutz zählte zwölf Söhne, und der jüngste unter ihnen war an Gestalt ein wahrer Riese, fast noch größer als Goliath.

Dieser Kerl nannte auch eine gewaltige Körperkraft sein eigen. Einmal luden die Brüder ihm sieben Pflüge auf die Schulter, aber er trug sie davon, als ob es eine Bürde Stroh gewesen wäre. Wie es oft geschieht, hatte der Vater auf diesen mit Kraft ausgestatteten Sohn einen besonderen Stolz, daß er ihm mehr galt als die andern elf. Deswegen foppten diese ihren großen Bruder, neckten und plagten ihn. Der Riese war ein gutmütiger Kerl und ließ sie hänseln. Wenn er gewollt hätte, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen, die andern alle beim Wickel zu nehmen. Der Streit war ihm aber zuwider, und als es die Brüder immer toller trieben, langte er den Wanderstecken hinter dem Kasten hervor und zog ins Schwabenland hinaus.

Dort fand er bald einen redlichen Verdienst und heiratete auch eine Frau, die ihn freute. Und weil es ihm gut ging, gedachte er bei den Schwaben zu bleiben. In jenen Jahren aber zog der schwarze Tod über das Schweizerland und fand auch den Weg auf die Hügel an der Töß. Auch in Isikon forderte er großen Tribut. Im Friedhof lagen schon zehn Brüder des starken Stutz samt ihren Weibern und Kindern. Der zweitjüngste dieser Brüder weilte damals in fremden Diensten gegen den grausamen Türk und war so von der Pest verschont geblieben. Just da kam er in seine Heimat zurück, als man den zehnten seiner Brüder in die Grube senkte. Aber schon am übernächsten Tage lag er neben ihm in der kühlen Erde. Er hatte einen Nagel in die Wand geschlagen, um seinen roten Mantel dran aufzuhängen. Da war der Peststaub aus den morschen Brettern gedrungen und hatte ihn vergiftet.

Traurig machte sich nun Vater Stutz auf den Weg, seinen Jüngsten zu suchen im Schwabenlande draußen. Und er fand ihn wirklich. Mit Weib und Kind zog dieser in sein Vaterhaus zurück und übernahm das väterliche Erbe. Er wurde der Stammvater des Geschlechtes der Stutz von Isikon. Weil aber jener Stutz von nicht alltäglicher Körpergröße war, nannte man ihn „de Groß“, und seine Nachkommen waren lange Zeit unter dem Zusamen „s Größis“ bekannt.

27b. Die Pest von 1668

1668 regierte wieder die Pestilenz, und zwar eigentlich an einigen Orten sehr stark und an anderen gar nicht. Sehr stark grassierte sie in Uster, Goßau, Wildberg und Isikon. Von letzterem Ort wird erzählt, daß alle Tage Leichen nach Pfäffikon gebracht und an der Hochstraß beim Ochsen beerdigt wurden. Ein Knecht, welcher mit größter Kaltblütigkeit unter Peitschenknall die Leichen führte, überlebte die Seuche nicht. Aus dieser

Zeit stammt der Brauch her, daß man sagt: „Helf dir Gott!“ wenn einer niesen muß.

28. Das Steindenkmal bei Hermatswil

Die jetzigen Großväter wissen von ihren Großvätern her, daß unweit der Hochwacht am Tämbraig, zwischen Hermatswil und Isikon, ein Stein-denkmal stand. Es waren nach den einen drei, nach den anderen vier große Nagelfluhbrocken. Diese Gegend heißt in der Umgebung „das Weibergut“. Die Steine, die hart aneinander gepflanzt waren, ragten sieben Fuß über den Boden hinaus. Auf den Steinen mußte eine große Platte gelegen haben, denn man fand zwischen den Blöcken noch Reste davon. Die Alten behaupteten steif und fest, auf dieser Platte sei einst geopfert worden, und die Gegend war nicht ganz geheuer. Man hat in der Nähe dieser Steingruppe im Boden Gerippe gefunden.

1842 wurde diese sagenhafte Opferstätte zerstört und das Gestein zum Bau einer Sennhütte verwendet.

29. Der letzte Raubritter von Gündisau

Unweit vom Weiler Steiniland in der Gemeinde Wildberg erhebt sich ein bewaldeter Hügel, der heute noch der Schloßhügel genannt wird. In seiner nächsten Nähe rauscht der Steinilandgießen, einer der höchsten Wasserfälle des Kantons. Auf jenem Hügel stand einst eine Burg, aber heute sind davon nicht einmal mehr Trümmer vorhanden. Wenn man aber auf dem Platze mit den Füßen stark aufstampft, hört man ein dumpfes unterirdisches Dröhnen. Es soll daselbst ein unterirdisches Gewölbe geben, in welchem der letzte Besitzer der Burg seine geraubten Schätze hütet. Im nämlichen Jahre, da König Rudolf von Habsburg strenges Gericht hielt über den Raubadel in den deutschen Landen, ereilte auch den letzten Ritter von Gündisau der verdiente Lohn.

Diethelm von Grießenberg (zu Gündisau), ein starker und gewalttätiger Raubritter, war in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts der Schrecken der Umgebung. Mit den benachbarten Freiherren von Wildberg und Schalchen, die friedlicheren Sinnes waren als er, stand er auf gespanntem Fuße. Er hütete sich aber wohl, mit ihnen anzubinden, um sie nicht zu Verbündeten seiner schwergeplagten Bauern zu machen.

Doch wie er auch seine Untertanen aussog, konnte er mit seinen Zins- und Steuereinnahmen nicht das Schwelgerleben führen, in welches er sich

eingelassen. Er wurde zum Buschklepper, vor dessen Klauen nichts sicher war.

Unweit Steiniland, am Steinigießen, wohnte der arme Bauer Meinrad Bünzli mit seiner Familie. Zu diesen Leuten flüchtete sich im Sommer 1291 die jüngste Schwester Meinrads, deren Eltern bei Turbenthal wohnten. Sie war eine eben erblühte Jungfrau und hieß Ida. Weil der Freiherr von Breitenlandenberg ihr nachstellte, wollte sie sich vor seinen Zugriffen bei ihrem Bruder verstecken. Aber sie lief vom Regen in die Traufe.

Nach wenigen Tagen hatte sie Diethelm bereits aufgespürt. Er trat in Meinrads Hütte und holte sich das wehrlose Mädchen unter höhnischem Gelächter. Doch da schwoll Meinrads Zorn. Er holte den Räuber ein, und es entspann sich ein Handgemenge, während dessen Ida entflohd. Der Ritter, ihr nachstürmend, konnte nur noch zuschauen, wie sich das Kind über den Gießen hinunterstürzte. Wild fluchend wollte er seine Wut an Meinrad kühlen. Doch ehe er sich's versah, stieß ihn dieser in die Tiefe, in das höllische Brautbett.

Meinrad stieg darauf in die Schlucht hinunter, um nach seiner Schwester zu schauen. Doch gab es nichts mehr zu retten; sie hatte ihr junges Leben ausgehaucht. Nicht weit davon lag Ritter Diethelm mit zerschmetterten Gliedern, noch lebend. In blinder Rache zog Meinrad ihm das Schwert aus der Scheide und brachte ihn mit seiner eigenen Waffe um. Dann trug er seine Schwester heim.

Am selben Tag noch machte sich Meinrad auf den Weg nach dem Bruggetwald, wo er den Bruder Josef in seiner Einsiedelei aufsuchte. Dieser riet ihm, die Lage auszunützen, das Raubnest auszunehmen und ihm den roten Hahn aufzusetzen, jedoch ohne Blutvergießen. Mit diesem Rat begab er sich eiligst auf den Heimweg. Als er das Dörfchen Gündisau erreichte, trat er bei Lorenz Gubler, einem riesenhaften Kriegsmann ein. Dem erzählte er alles. Dieser zeigte große Lust, das Lumpengesindel in der Burg mit dem Strick zu erhöhen. Er wollte aber an den Tod des Ritters nicht recht glauben, da er ihn hieb- und stichfest wußte, denn es war bekannt, daß Diethelm hiefür eine höllische Salbe besaß. Aber Meinrad konnte ihm glaubhaft machen, daß der Bösewicht unten im Tobel zerschmettert liege. Drum hielten sie Rat, wie sie den Rest erledigen wollten.

Mit Leuten aus Schalchen, die sich eilig mit Sensen, Spießen und den nächstliegenden Waffen einfanden und unter Zuzug der Männer von Gündisau umstellten Gubler und Bünzli das Eulennest. Unterdessen war man auf der Burg rätig geworden, den langausbleibenden Herrn zu suchen. Als sich die Brücke gesenkt hatte und die Besatzung unter Fackelschein die Feste verließ, überrumpelten die Bauern sie und zündeten das Raubnest an.

Der Ritter wurde in der Nähe der Trümmer bestattet. Da er ohne Leibeserben gestorben war, wurde die Burg nicht mehr aufgebaut. Im unterirdischen Gewölbe muß aber Diethelm seine Schätze hüten. Der Erzähler schließt die Geschichte mit den Versen:

In das düstere Gewölbe
Bannt ihn die Verdammungspein,
Und kein süßer Mondschein strahlet
In die grause Nacht hinein,
Wo der letzte Raubgenoß
Haust vom Gündisauer Schloß!

30. Vom Schloß Wildberg

das zwischen Madetswil und Gündisau gestanden hat, führte ein unterirdischer Gang zum alten Schloß Wildberg, an die Stelle, wo heute das Pfarrhaus Wildberg steht.

31. Der See beim Furtbüel

Zwischen Russikon und Madetswil soll in früheren Zeiten ein See gelegen haben. Davon habe die „Schiffländi“ ihren Namen. Durch den See oder Morast oder was es gewesen, führte eine Furt, und davon habe der Furtbüel seinen Namen bekommen.

32. Der Poltergeist in Russikon

Im Jahre 1809 wurde in Russikon ein neues Haus gebaut und seine Wände schön mit Schindeln verkleidet. Es war noch nicht vollendet, als Jakob Stutz mit seiner Mutter und der Strehlerin, einer Nachbarin aus Isikon, auf einer Badereise nach Winterthur daran vorbeizogen. Da verhandelten die beiden Frauen miteinander den Bau mit folgenden Worten: Es nehme sie wunder, woher der Mann das Geld hiezu genommen habe; mit rechten Zügen sei es jedenfalls nicht zugegangen. Es werde das Haus wohl niemand bewohnen können, denn es heiße für gewiß und bestimmt, daß Gott bhüet uns davor, ein Poltergeist drin hause. Viele Leute haben ihn schon gehört, wenn sie um Mitternacht da vorüber gegangen seien.

* * *

Barbara Ott von Madetswil behauptete um dieselbe Zeit: O, in der Gemeinde Russikon hat es Hexen, Gespenster, Unghür, Zeusler usw., wie in der ganzen Welt nirgends soviel. Da hat ein Pfarrer nur deswegen alle Hände voll zu tun.

* * *

Als ein Hittnauer über das Aussehen eines Poltergeistes befragt wurde, meinte er mit Bestimmtheit: „Ein Poltergeist sieht präzis aus wie ein ‚Stockrote‘!“ (Aristokrat).

33. Die böse Spinne

Vor etlichen hundert Jahren lag an der Kempt, nahe beim Weiler Grafstall, ein einsames Wirtshaus. Das Gebäude sah mit seinen altersgrauen Mauern, dem zerfallenden Dache und den engen Fensteröffnungen wenig einladend aus, und es kam nur selten vor, daß ein Wanderer durch den dichten Wald den Weg dazu fand; noch seltener aber sah man einen solchen wieder aus der Herberge treten; wundersame, schauerliche Sagen gingen in der Umgegend über die böse Spinne von Mund zu Munde. Das Haus führte nämlich dieses wenig beliebte Tier im Schilde, das in einem riesigen Gewebe von Eisendraht über dem Eingang schwiebte und mit roten, fast glühenden Augen an dem pechschwarzen Leibe die Gäste anglotzte.

Da trat einst spät abends, als ein heftiges Gewitter am Himmel drohte und der Sturm bereits die alten Eichen erschütterte, ein rüstiger Wandermann, schwer mit Gepäck beladen, in das alte Haus, Schutz vor dem Unwetter und ein gutes Nachtlager begehrend. Der Mann war fremd; die zunehmende Dämmerung verhüllte ihm das Unheimliche des Ortes. Wenn er auch den übeln Ruf seiner Herberge gekannt hätte, wäre er kaum vorbei gegangen; denn er trug das Herz auf dem rechten Flecke und war müde und traurig. Das gute Essen schmeckte ihm daher gar wohl; doch wollten ihm die geschwätzige Wirtin und ihr wortkarger, mürrischer Mann wenig behagen, und es entging ihm nicht, wie die beiden heimlich Blicke und Worte wechselten und wie der Wirt einen argen Fluch nicht unterdrücken konnte, als er den ihm angepriesenen Nachttrunk verweigerte. Auch stand das Zimmer, das ihm nun zur Ruhe angewiesen wurde, mit der sonstigen Armseligkeit des Hauses in zu großem Gegensatz, daß es ihm nicht hätte auffallen sollen. Nicht nur mochte es das einzige im Hause sein, das durch ein hohes, helles Fenster der freien Luft Zugang ließ; auch die ganze Ausschmückung gehörte eher einem alten, reichen Edelhause als dieser verfallenden Herberge an; namentlich machte das große Bett mit seinen schwie-

ren, seidenen Vorhängen und dem mit Federn und Troddeln geschmückten Himmel einen seltsamen Eindruck auf ihn, so daß er beschloß, sich nicht zu entkleiden und womöglich wach zu bleiben, um jedem Angriff schlagfertig zu begegnen. Nach kurzem Gebete warf er sich auf das Lager; aber eine unerklärliche Unruhe verfolgte ihn, und rasch sprang er auf, als er ein unheimliches Knistern in den Vorhängen vernahm. Ein Todesschreck ergriff ihn, als blitzesschnell, aber mit der lautlosen Sicherheit, womit die Spinne ihr Opfer umstrickt, der schwere Betthimmel sich auf die Stelle senkte, die er vor einem Augenblick noch eingenommen. Wie mancher arglose Schläfer hatte wohl schon unter dieser Wucht den letzten Seufzer getan; denn die ganze Kraft unseres Wanderers reichte nicht hin, die ungeheure Last nur zu bewegen; doch ihm blieb, das sah er wohl ein, keine Zeit zu Betrachtungen, und rasch das Fenster öffnend erspähte er eine Gelegenheit zur Rettung. Glücklicherweise streckte ein alter Birnbaum seine starken Äste bis nahe an das Fenster, und es gelang ihm in kühnem Sprunge, einen derselben zu erreichen. Kaum fühlte er den sichern Boden unter seinen Füßen, als er durch Busch und Wald unaufhaltsam vorwärtsdrang und sich nicht eher Ruhe gönnte, bis er an den Saum des Waldes gelangte. Das Gewitter hatte sich verzogen, die Nacht war mild und erquickend, und das süße Gefühl des geretteten Daseins und heißer Dank gegen Gott, der ihn so augenscheinlich beschützt hatte, hoben seine Brust. Die aufgehende Sonne fand ihn vor den Toren Zürichs, wo er sogleich Anzeige vom Geschehenen machte. Ein starker bewaffneter Haufe wurde alsbald ausgeschickt, das Raubnest zu zerstören und die arglistigen Wirtsleute gefangen zu nehmen. Im Keller fanden sich die mannigfachsten, im Laufe der Zeit geraubten Gegenstände; man stieß aber auch auf die verscharrten Leichen ihrer Besitzer. Das Haus wurde dem Boden gleichgemacht; allein die Erinnerung an die Untaten lebte im Volke fort und die Geschichte von der bösen Spinne verkürzte bis in die neueste Zeit hinein den Spinnerinnen der Umgebung manchen langen Winterabend.

34. Das Gespenst bei Bietenholz

1918 erzählte einer, der bei dem Erlebnis dabei war, folgendes: Einmal fuhren wir, der T. und ich, nachts gegen 12 Uhr mit einem großen Fuder Heu von Effretikon gegen Bietenholz. Da sahen wir in einer ebenen Riedfläche einen Gegenstand, der recht gespensterhaft aussah. Es war aber nur ein Rottännchen, dem der Wipfel fehlte. (Der Erzähler sagte nicht, ob es auf der Straße stand, aber wir müssen es annehmen.) Im Interesse weiterer

Passanten, berichtete er, haben wir das Tännchen mit der mitgeführten Axt beseitigt. Aber da wir weiterwollten, ging's nicht. Die Pferde standen bock-still, waren nicht fortzubringen und richteten sich schließlich in die Höhe. Nach einiger Zeit sahen wir dann ein mächtiges, schwarzes Tier mit faust-großen feurigen Augen über den Weg gehen, und als es verschwunden war, konnten wir weiterfahren.

35. Der bannisierende Dekan

Dekan Keller in Illnau, der anfangs des vorigen Jahrhunderts lebte, konnte bannen. Er bannte die Burschen, die ihm den Obstgarten plünderten, daß sie nicht mehr von den Bäumen steigen konnten, bis er sie „entzaurierte“. Einst lauerten ihm die Nachtbuben von Volketswil mit Stöcken auf. Er bannte sie, und sie mußten ihm willenlos bis zum Pfarrhaus in Illnau folgen, wo er sie, für die Begleitung dankend, entließ.

36. Von der Burg bei Fehrltorf

Südwestlich von Fehrltorf erhebt sich aus dem Ried ein kleiner Hügel, der von drei deutlichen Wällen umgeben ist. Das ist die Burg. Im Volk geht der Glaube, daß sie aus heidnischer Zeit herstamme. Es mag eine helvetische Fluchtburg gewesen sein. In der ganzen Umgebung des Pfäffikersees sind ja Funde aus der Keltenzeit zutage gefördert worden, wie in der „Speck“ und in der „Bürglen“.

Noch in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts erzählte man sich von Zeuslern, die sich bei der Burg umgetrieben haben. Auch wußte man von einem unterirdischen Gang zwischen der Speck und der Burg.

Die Burg war aber auch eine Schatzgräberstelle. Ein Schatzheber habe einst um Mitternacht dort gegraben. Als er schon ein tiefes Loch ausgehoben hatte und den Schatz in nächster Nähe glaubte, fielen immer Steine in die Grube. Er stieg hinaus, um nach dem Steinwerfer zu schauen, sah aber nichts. Auf einmal fing es an unheimlich zu rauschen, und plötzlich war die Grube verschüttet. Den Schatzgräber überkam die Furcht, und er rannte nach Hause, verfolgt von einer Schar Eulen.

37. Im Puurebüel

Südöstlich von Fehrltorf steht ein Hügel, der sich unvermittelt aus der Ebene erhebt. Die Alten behaupteten, darin solle ein großes Grab sein.

38. Die Tauschäcker

In einer Pestzeit soll rings um Fehraltorf die Seuche gewaltig gehaust haben; dieses Dorf blieb allein verschont. Die Zufuhr von lebenswichtigen Waren mußte aber aufrecht erhalten bleiben. Um dies zu bewerkstelligen, ohne die furchtbare Krankheit ins Dorf zu schleppen, ließ man die Händler von Freudwil her bis zur Ebene zwischen Frankenbüel und Friedliberg kommen. Dort tauschte man die Waren aus. Seither heißen die Äcker an der Freudwilerstraße die Tauschäcker.

39. Vom Bitzbergerrain

An der alten Straße von Pfäffikon nach Zürich, am Bitzbergerrain bei der Speck, sah man früher viele Ungeheuer umgehen, und manche schaurliche Geschichte wurde zum größten Schrecken der Kinder erzählt. Als man dort seinerzeit die Straße senkte, wurden mehrere menschliche Knochenrüste gefunden. Nicht weit davon stand bis in die neuere Zeit der „Fluchstein“, den man für einen Opferstein aus vorchristlicher Zeit hielt.

Hansheiri, ein alter Müllerknecht in Pfäffikon, erzählte in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts in einer Spinnstubeten, daß einst, als er spät abends heimgefahren sei, seine Pferde beim Bitzberg plötzlich bockstill standen. Lange seien sie nicht vom Platze zu bringen gewesen. Auf einmal nahmen sie einen Satz und sprengten davon. Als Heiri zurückschaute, erblickte er ein großes Tier, so groß wie ein Kalb, das tellergroße, feurige Augen hatte.

In gewissen Stunden ist solches fast allen Fuhrleuten am Bitzbergerrain vorgekommen. Man sagt, es sei dort eine Mordtat verübt worden.

40. Lora

Am Fuße des sonnenreichen, anmutigen Sulzberges befand sich eine Quelle, aus welcher man, je nach ihrer Ergiebigkeit gute oder Hungerjahre vorauszusagen glaubte. Diese Quelle hielt man auch für mineralhaltig, und es ist leicht möglich, daß der Name „Sulz“ von dieser Quelle hergeleitet ist.

In alter, grauer Zeit wohnte hier Balz von Sulzberg, welcher ausgedehnte Güter besaß. Ein einziges Kind hatte ihm sein Weib geschenkt. Er nannte es Lora. Es war wohlgestaltet, kräftig und schön; mutig und kühn stand es dem Vater zur Seite. Sie opferten den Göttern und lebten in Frieden.

Viele Leute aus nah und fern kamen der Quelle wegen zu ihnen, und zufolge ihrer Gastfreundschaft standen sie weit herum im besten Rufe. Mit dem Nachbar Ruosso, der ebenfalls viele Güter besaß, lebten sie in bester Freundschaft, und es war kein Wunder, daß der Sohn des Ruosso und Lora einander lieb gewannen.

Auf der anderen Seite des wildtobenden, über Felsen stürzenden und durch Schluchten schäumenden Waldbaches, oben auf dem Berg, stand eine Ritterburg. Da wohnte ein Zehntgraf, ein stolzer, gewaltiger Mann, der es mit Sitten und Anstand nicht genau nahm. Er hatte es auch auf Lora abgesehen. Um diese zu seiner Geliebten zu machen, schloß er mit dem Teufel einen Bund. Der mußte ihm zunächst am Felsabhang eine Brücke bauen über den Bach. Drum heißt diese Brücke die Teufelsbrücke.

Der Teufel kam in Gestalt eines figelanten Burschen ins Haus des Sulzbergers und fand bald großes Zutrauen bei Vater und Tochter. Er schmeichelte vorzüglich der Lora und meinte, sie sei im weiten Umkreis die schönste und begabteste Jungfrau; sie sei zu etwas Höherem geboren, und mindestens ein Graf wäre ihrer wert. So wurde der Hochmut in Loras Herz gepflanzt. Als nun der Graf selbst in blendender Kleidung vorüberritt, grüßte er sie recht freundlich, und sie erwiderete den Gruß zuvorkommend. Es blieb aber in Zukunft nicht beim Vorüberreiten. Ein zutrauliches Verhältnis entwickelte sich, welches immer traulichere Formen annahm und zuletzt zu geheimen Zusammenkünften führte, die in einer Grotte abgehalten wurden, oberhalb der Teufelsbrücke. — Mit Ruosso pflegte Lora ihr Liebesspiel weiter.

Einst verfolgte dieser auf der Jagd einen Hirsch und kam zufällig zu jener Grotte. Er blickte ahnungslos hinunter, wo er zu seinem Schrecken just Lora in den Armen des Grafen liegen sah. Die Wut ließ ihn nicht lange überlegen. Er spannte seinen Bogen und schoß den Pfeil auf den Räuber seiner Liebe ab. Das Geschoß traf aber die Geliebte tödlich und nicht den Grafen. Dies bemerkend, stürzte sich Ruosso voll Verzweiflung über den Felsen in die Tiefe, wo er zerschellte.

Dem Grafen, dem das Schicksal den Tod so entsetzlich nahe vorbeigeschickt hatte, wurde unheimlich zumute. Er überließ die Burg ihrem Schicksal und zog in die Welt hinaus. Auf dem Gewässer, das von Lora den Namen erhielt, spukte ihr Geist jahrhundertlang als Wassernixe. Der Teufel schnürte seinen Ranzen und zog befriedigt über seinen Erfolg von dannen, um wieder anderswo törichte und eitle Menschen irrezuführen.

41. Wie die Gegend um Pfäffikon gestaltet wurde

In alter, grauer Zeit lagen die Ländereien um Pfäffikon im Besitze dreier Jungfrauen. Die waren aber so eigen, daß sie trotz des reichen Grundbesitzes keine Freier fanden, die sie ehelichen wollten. Unter solchen Umständen wurden sie alt, und jede machte nach ihrer Art ein Testament oder tat einen Wunsch, was nach ihrem Tode aus ihrem Besitztum werden sollte.

Die älteste, welche mit der Welt schon lange gebrochen hatte und daher niemandem etwas gönnen mochte, wünschte, daß ihr Teil zu Wasser werde. Die zweite, etwas besser als die älteste, aber doch noch ewig eigen, wünschte ihr Teil zu Ried. Die jüngste war die beste. Sie mußte aber das Los, ledig zu bleiben, mit den anderen teilen, weil diese es so haben wollten. Diese wünschte, daß ihr Teil zu gutem Mattland werde.

Wie sie gewünscht hatten, geschah es auch. Es entstanden der See, das Ried und das Mattland, wo jetzt Pfäffikon ist.

42. Das Giwitznenriet

Die Mädchen von Pfäffikon fürchteten sich früher davor, alte Jungfern zu werden. Wenn nämlich ein Frauenzimmer keinen Mann erwischen konnte, so wurde es nach dem Tode in einen Giwitz verwandelt und ins Giwitznenriet hinaus verbannt. Dort mußte es dann „alt Hoseläde cheue“.

43. Das Wappen von Pfäffikon

Ursprünglich führte Pfäffikon einen Becher im Wappen, weil es bei festlichen Anlässen dem Abte von St. Gallen den Mundschenken stellen mußte. Später gaben die Grafen von Kyburg den Pfäffikern den Löwen als Wappenfigur, weil es tapfere Männer in ihre Reihen entsandte.

44. Die goldene Kette zu Iringenhausen

Beim Dorfe Iringenhausen am Pfäffikersee erhebt sich ein kleiner Hügel, die Bürglen, auf welcher vor gar langer Zeit eine Römerburg stand. Bevor die Antiquarische Gesellschaft in Zürich die Grundmauern dieses Kastells restaurierte, geschah dort allerlei Geheimnisvolles. Davon wußte ein Bauer, dem der Hügel in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts gehörte, eine Geschichte zu erzählen.

Der frühere Besitzer dieses Platzes sah an manchen Abenden ein blaues Flämmchen innerhalb der alten Umwallung spielen. Weil dieses stets ein Zeichen ist von unterirdisch verborgenen Schätzen, die sich auf solche Weise anmelden, begann er darnach zu graben. Lange arbeitete er vergeblich. Auf einmal fing es an im Loche zu blinken und zu funkeln. „Potz tausend, eine goldene Kette!“ rief er und schlug mit seinem Karste hastig drauf los. In diesem Augenblick setzte sich die goldene Kette in Bewegung und schlüpfte wie ein Wurm wieder in das Loch zurück. Nichts war ihm davon geblieben als das letzte Kettenglied, das an einer Zinke seines Karstes hing.

Der Bauer machte sich in aller Stille davon, bot sein Gütchen feil und kaufte sich in einer anderen Gegend ein nicht verzaubertes Heimwesen.

45. Der Schatzgräber im Römerkastell

In früheren Zeiten wurde im Römerkastell zu Iringenhausen noch oft nach Schätzen gewühlt. Doch hat man nie von großen Erfolgen gehört. Da machte sich auch einst einer an die Arbeit. Er hatte schon eine halbe Nacht im Fundament gebohrt und achtete nicht, daß die Mauer schon zu wanken begann. Da entdeckte er noch eine Steinplatte. Hier mußte nach seiner Ansicht der Schatz liegen. Es fiel ihm aber noch rechtzeitig ein, der Teufel könnte seine Hand im Spiele haben. Er schaute von seiner Arbeit auf und versicherte sich, daß der Böse nicht auf dem Plan war. In diesem Augenblick fiel von der wackeligen Mauer ein Stein und traf ihn. Der Schatzgräber glaubte, es wolle ihn jemand verulken und rief dem vermeintlichen Spitzbuben zu, er wolle ihm schon noch den Buckel salben. Da fiel eine ganze Handvoll Steine herab. Jetzt wurde der Gräber recht zornig und wollte seine Warnung in die Tat umsetzen. Aber kaum hatte er seine Glieder aus dem Loche gezogen, als die Mauer zusammenfiel und die ganze Grube wieder ausfüllte. Da merkte der Schatzgräber, wer der Warner gewesen und dankte ihm auf den Knien für die Rettung.

46. Zeusler

Rägel, eine Pfäffikerin, erzählte: „Wir hatten eine Liechtstubeten. Als wir zufällig aufs Riet hinausschauten, bemerkten wir einen leibhaftigen Zeusler, also einen, der Marksteine versetzt hatte. Nachdem einer in Vorschlag gebracht hatte: wir wollen beten, dann kommt der Zeusler in die Nähe, waren wir alle einverstanden, gingen unter die Haustüre und beteten.

Der Zeusler kam mit Windeseile näher und immer näher. Wir hatten kaum Zeit, die Türe zu schließen. Der Zeusler schlug mit der Hand auf die Türe. Als wir später nachschauten, waren darin fünf Finger eingebrennt, deren Brandmal nicht mehr abzuhobeln war.“

* * *

Noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts galt im Oberland die allgemeine Überzeugung: Wenn man beim Erscheinen der Zeusler betet, so sitzen sie einem auf die Achsel und drücken einen fast zu Boden; flucht man aber gegen sie, so lassen sie einen in Ruhe.

* * *

Im Robenhauser Ried war es auch nicht ganz geheuer. Dort sah man oft sonderbare Lichter herumtanzen. Die Einheimischen nannten sie Irrlichter. Es kam vor, daß ein solches Irrlicht einsame Wanderer bei Nacht und Nebel stundenlang im Ried herumlockte, bis sie in die Turbenlöcher fielen. Man hielt diese Erscheinungen für die Seelen von Brandstiftern, die im Grabe keine Ruhe fanden. Zur Abbüßung ihrer Frevel müssen sie bis zum jüngsten Tage als Zeusler oder Irrlichter im Riede herumgeistern.

* * *

Jakob Stutzens Vetter Kaspar erzählt, wie er selber einmal bei Nacht auf dem Kreuzweg zwischen Unterhittnau und Isikon einem Zeusler begegnete. Es sei gewesen, wie wenn ein blaues Lichtlein in einem Krättlein vorüberrollte. Im Kreuzweg sei es höchst unheimlich, denn dort seien auf ein paar Äckern Marchsteine verrückt worden. Er wisse, wer's getan habe, sage es aber seiner Lebtag keinem Menschen.

47. Der kohlschwarze Mann

In einem Orte des Zürcher Oberlandes, welchen der Erzähler nicht nennt, waren an einem Sonntag nachts etliche Burschen bei einem Mädchen „z Liecht“. Sie redeten allerlei, und als sie nichts mehr anzuheben wußten, nahm einer von ihnen ein Buch von einem Laden und fing an laut zu lesen. Das Ding gefiel ihnen, und sie lasen fort. Aber Welch ein Schrecken! Durch die geschlossene Türe kam langsam ein kohlschwarzer Mann und setzte sich auf eine Bank neben der Tür. Des Mädchens Vater mußte aufstehen und Wort für Wort wieder zurücklesen, was sie vorwärts gelesen hatten. Da wich das Gespenst wieder.

48. Der schwarze Pudel

An einem ungenannten Orte in der Gegend um Wetzikon, der Gewährsmann wollte ihn nicht verraten, lasen die Nachtbuben in einem Buche. Da trat ein großer, schwarzer Pudel in die Stube und legte sich unter den Tisch, von wo er die Burschen mit feurigen Augen anstarrte. Der Schulmeister mußte kommen und das Gelesene zurücklesen, bis der Hund fort war.

49. Der Hundsgalgen

So heißt eine Örtlichkeit in der Aretshalden, zwischen Wetzikon und Seegräben. Diesen Namen hat sie zu Bürgermeister Waldmanns Zeiten bekommen, wie sich die Leute der Umgebung noch um 1890 erinnerten. Waldmann habe befohlen, die Hunde auf der Landschaft abzutun. Als die Bauern auf dem Lande diesen Befehl nicht befolgten, seien die Hundetöter gekommen, hätten alle Hunde auf einen Platz geführt und sie erschlagen. So ein Ort sei eben die Aretshalden gewesen, und drum habe man ihn von da an den Hundsgalgen genannt.

50. Der Brunnen bei der Burg Kempten

Dem Burghügel bei Kempten entspringt eine Quelle, die das ganze Jahr, Sommer und Winter, gleich stark und immer gleich kühl fließt. Kein Mensch hat sie je einmal versiegzt gesehen.

Man erzählt sich, das Wasser entströme einem goldenen Brunnentrog, der tief unter dem Hügel liege. Der Teufel selber bewache ihn, und wer den goldenen Schatz heben wolle, müsse dem Schwarzen dafür ein neugeborenes Kind opfern.

51. Vom Girenbad ob Hinwil

„Wie die gar Alten des Orts fürgeben, soll das Bad auch ein Gyr anfänglich gefunden haben, welchen in selber Gegend, bei des Badwassers Ursprung, ersehen worden, als er sich auf eine Zeit darinnen erlabet und gebadet.“

* * *

Ein Geier habe einst ein Bein gebrochen oder geschädigt, das kranke Glied im dortigen Wasser gebadet und sich bald wieder des besten Wohlseins erfreut. Solches sei von einem aufmerksamen Bewohner der Gegend beobachtet worden, und er habe, dem Wasser heilkräftige Wirkung zuschreibend, ein Bad hergerichtet, welches bald Zuspruch fand und „Girenbad“ genannt wurde.

52. Das Schloß im Girenbad

Einige Schritte oberhalb des Kurhauses Girenbad steht ein altersgraues, behäbiges Haus, das noch aus der Hagheerenzeit stammt. In der geräumigen Winde sind einige Blockhäuschen eingebaut. Das sollen Gefängniszellen gewesen sein. Möglich wäre es schon, denn das Schloß war einst ein Gerichtssitz. In diesen Kammern sollen Peinigungswerkzeuge aufbewahrt worden sein. Kurz nach 1798 seien diese Instrumente durch Erbschaft an den Zürichsee hinübergekommen. — Vom Schloß aus führte ein unterirdischer Gang, sagt man, nach der Täuferhöhle.

53. Die letzten Heiden

welche im Oberland lebten, verbargen sich in einer Höhle am Allmann. Sie waren von den Christen verjagt worden. In ihrer Verzweiflung stürzten sie sich über die Felswand hinunter, wo sie, Vater, Mutter und Kind, zerschmettert liegen blieben. Die Christen fanden sie und dankten Gott, daß er die verstockten Heiden gestraft hatte.

54. Von den Wiedertäufern

Als zur Reformationszeit die Wiedertäufer von der Regierung heftig verfolgt wurden, flohen viele ins unwegsame Tößbergland. Am Abhang des Allmannberges, nicht weit von Bäretswil, gab es früher einige Naturhöhlen, von denen die größte noch zu sehen ist. In diese Höhlen verschlossen sich die Wiedertäufer. Die jetzt noch von Spaziergängern und Interessenten oft besuchte „Täuferhöhle“ verfällt aber allmählich. Noch vor hundert Jahren konnte man aufrecht dreißig Schritte hineingehen. Im Hintergrund waren einst Nischen, und man vermutete auch Geheimgänge, denn das Molassegestein des ganzen Oberlandes ist von vielen Schründen durchzogen. In diesen Nischen hausten die Wiedertäufer, und

man fand im letzten Jahrhundert, als man dort eine Sommerwirtschaft einrichtete, Münzen und Geräte aus früheren Jahrhunderten.

Doch waren auch hier die Täufer nicht sicher. Um vor den Häschern des Landvogtes zu Grüningen fliehen und ihre Spuren verwischen zu können, hatten sie jeweilen ihren Pferden die Hufeisen verkehrt aufgenagelt und waren ins Toggenburg entkommen.

55. Das Bachtelholz

Am Bachtelberg stehen oberhalb Wernetshausen schöne Wälder, die der Waldkorporation Wernetshausen gehören. Die Alten erzählten, das ganze Holz sei vor manchen Jahrhunderten den Wernetshausern von einer Rittersfrau geschenkt worden.

56. Die Heidenwege

Westlich vom Dorfe Hinwil steht der Bauernhof „im Moos“. Etwa zweihundert Schritte davon stoßen sichtbar einige Grundwasseradern aus dem Boden. Von dort aus ziehen sich nach dem Grundstück „Liberach“ und in Richtung Hinwil seltsame Streifen. Man kann sie nur in den dürrsten Sommern erkennen, weil hier wie in einer Straße oder einem Feldweg das Gras abstirbt, während es zu beiden Seiten noch grünt. Im „Liberach“ enden sie bei kreisrunden, ebenso dürren Plätzen. Einer der Streifen zeigt genau nach der Kirche Hinwil. Diese Streifen nennt man die Heidenwege. Die einen meinen, sie haben den Namen von Zigeunern oder Kesselflickern, die dort früher gehaust haben, die andern sagen, die Heidenwege haben etwas mit den Römern zu tun, die, wie man doch wisse, eine Straße gehabt hätten durch das Oberland.

57. Die Feuerhexe zu Hinwil

Am Nachmittag des 12. Oktober 1955 schnaaggete einem Bauern oberhalb Hinwil unweit seines Hauses eine fremde Frau über die Wiese. Sie trug ein Kleid älterer Tracht mit langem, bis zu den Füßen reichendem grauem Rock und eine Schürze darüber. Das Gesicht verdeckte ein großes Kopftuch. Bei jedem Schritt vertat das Weib, welches eher groß als klein war, das Gras mit einem Apfelhaken, einem naturgewachsenen Stock, wie ihn der Bauer braucht, um Äste an sich heranzuziehen, wenn er das Obst

pflückt, und tat als ob es etwas suche. Doch gab es zu jener Zeit keine Pilze. Auch bückte sich die Fremde nie, um etwas aufzulesen. Der Bauer versuchte, den Weg der fremden Person zu kreuzen, da er eben im Begriffe stand, im Berg oben ein Gerät zu holen.

Doch wie er diese Absicht ausführen wollte, schossen plötzlich aus der Brust des Weibes in kurzem Abstand zwei gelblichweiße Strahlen, wohl so lang wie ein Arm. Darauf schnaaggete die Frau an dem Bauern vorbei, schaute weder rechts noch links und vertat mit ihrem Apfel- oder Chriesihaken weiter das Gras.

Der Mann wagte nicht, das seltsame Wesen anzureden und ging schließlich seines Weges. Etwas später wurde die Fremde auch von der Frau des Bauern in der Wiese bemerkt, aber auch nicht angesprochen.

Am selben Abend suchte ein bedauerlicher Unglücksfall diese Familie heim.

58. Wie der Name des Hofes „Erlossen“ entstand

Da wo heute der „Felsenhof“ in Hinwil steht, stand vor mehreren Jahrhunderten ein Bauernhaus. Dazu gehörten viele Wiesen und Äcker. Darum herum stand, so weit das Auge reichte, weiter Wald. Der Bauer war ein rüstiger Sechziger. Er war früher Meisterknecht des Ritterhauses Bubikon gewesen. Deshalb konnte er auch schreiben, und er teilte seine Schreibkunst auch seinen Söhnen mit. Seine Frau Dorothee war ihm frühe gestorben. Mit seinen beiden Söhnen Hans und Ulrich bewirtschaftete er seinen großen Hof.

Doch die Brüder hatten ständig Streit, weil der Erstgeborene ein reizbarer Bursche war. Das Zerwürfnis vergrößerte sich, als Hans, der ältere, ein Weib ins Haus brachte. Da beschied der Vater Ulrich vor sich und eröffnete ihm den Wunsch, er möchte sich eine Frau nehmen und dann im Umkreis von zehn Stunden an einem ihm passenden Orte einen eigenen Hof errichten. Der jüngere Sohn befolgte des Vaters Rat, und der erhielt als Erbe die Hälfte des Viehstandes von des Vaters Hof, nebst einem schönen Stück Geld.

Mit seiner Habe zog er dem Wildbach nach talaus. Er bahnte sich durch Wald und Gestrüpp einen Weg. Ulrich und seine Frau fanden denn auch nach einer Weile einen freien Platz, wo sie sich die neue Heimstatt erbauten.

Einige Jahre verstrichen. Obwohl die Familie Ulrichs keinen Mangel leiden mußte, war sie doch des Lebens nicht ganz froh, weil sie in ihrer Abgeschiedenheit der Nachrichten vom Elternhause entbehrt.

Endlich verirrte sich ein wandernder Schneider zu ihnen. Weil auf dem neuen Hofe in den letzten Jahren an den Kleidern nicht viel gemacht worden war, hatte der Schneider längere Zeit zu tun. Er erzählte den Vereinsamten auch von Land und Leuten, so daß ihre Sehnsucht nach dem Vaterhause erwachte.

Doch wegen des ältern Bruders Wildheit getrauten sich Ulrichs Leute selbst nicht, den väterlichen Hof aufzusuchen. Deshalb gedachten sie, den Schneider mit einem Zeichen dorthin zu schicken. Ulrich versorgte also den Boten mit Zehrung und ging eine Tafel zu holen, auf welcher er dem Vater mitteilen wollte, er solle ihn aus seiner freiwilligen Verbannung erlösen. Während nun Ulrich die Tafel suchte, stahl der Schneider einige Schweinsrippli und ließ sie in seinem Schnapsack verschwinden. Dann erschien der Hausvater mit der gefundenen Tafel, auf der nichts weiter stand als „Erlösen“.

Der Schneider versprach, alles zu besorgen und verabschiedete sich. Als er unterwegs ausruhte, betrachtete er die Tafel aufmerksam. Da er selber nicht schreiben konnte, hätte er gerne gewußt, was die Zeichen bedeuteten. Über dem Schriftbild standen zwei seltsame Zeichen, die den gestohlenen Schweinsrippchen ähnlich sahen. Vielleicht, dachte er, sind es auch zwei Bockshörnchen, und sie bedeuteten, daß er ein Schneider sei. Es war ihm nicht ganz geheuer zumute, wie einem, der kein gutes Gewissen hat. Zur Vorsicht wischte er die beiden Striche aus.

Glücklich traf der Schneider den alten Vater, und er übermittelte ihm die Tafel, auf welcher er das Wort „Erlösen“ las. Er hatte somit keine Ahnung vom Anliegen seines Sohnes. Er vermutete aber, er habe seinem Hofe diesen Namen gegeben und er befindet sich mit seiner Familie in geordneten Zuständen, sitemalen der Schneider von keiner Not berichten konnte auf Ulrichs Hofe. Seither ist der Name an dieser Ortschaft geblieben und sie trägt ihn noch heute.

59. Der Zwölfinstein

Wenn man vom Dorfe Hinwil aus auf der Sonnenseite der Allmannkette gegen den Bachtelberg emporsteigt, bemerkt man hart an der Straße, etwa fünf Minuten oberhalb Wernetshausen, einen Findling aus Speernagelfluh. Das ist der Zwölfinstein. Dieser dreht sich, wenn es am Basler Münster (nach andern an der Hinwiler Kirche) Mitternacht schlägt, bei jedem Schlag einmal herum. Es sind zwar schon viele um Mitternacht auf dem Bänklein davor gesessen, besonders im Sommer, aber sie haben vor lauter anderem den Stein nicht sich drehen gesehen.

60. Von der Burg im Steg

Auf der linken Seite der Töß erhob sich vor Zeiten auf stotzigen Felsen über dem uralten Wirtshaus zum Steg die Burg gleichen Namens. Noch im Jahre 1780 standen die Mauern der Ruine mannshoch. Später wurden sie abgerissen, um aus den Steinen das Haus im Burgbühl zu bauen.

Auf der Seite gegen Bauma findet man dort zwei tiefe Löcher, die senkrecht in den Fels hinuntergehauen sind. Man sagt, es seien Brunnenlöcher, und es wird erzählt, daß auf ihrem Grunde ein goldenes Rößlispiel liege. Ein Burgfräulein, das im Grabe keine Ruhe findet, muß den Schatz hüten. Die Alten berichten, daß man früher gesehen habe, wie eine Gestalt bei den Löchern umging.

61a. Die Pest im Fischenthal

In der Gemeinde Fischenthal liegt in einem sonnigen Seitentalchen ein Weiler, genannt „s Peste“. Eines Morgens begab es sich daselbst, daß ein Vögelein vor den Fenstern traurig und immer trauriger pfiff: Pest! Pest! Pest! Dies verstanden die Leute drinnen deutlich. Und siehe, nach einer Stunde hatten sie schon eine Leiche im Haus, schwarz und plötzlich in Verwesung übergehend. Es war die erste schwarze Leiche der Gemeinde. Doch bald wütete die furchtbare, geheimnisvolle Todesmacht auch in weiten Kreisen. Denn als man die Leiche aus „s Pesten“ am folgenden Tag durchs Tal nach dem Kirchhofe trug, eröffnete sie bereits den schauerlichen Zug von mehr als 20 schwarzen Leichen.

Wo sie an einem Hause vorbeikamen, fragten die Fuhrleute an, ob etwa ein paar Leichen zum Aufladen bereitlägen, und fast allerorten erfolgte ein schluchzendes, wimmerndes Ja. Vor einem Hause nahe bei der Kirche fragten sie zum Fenster hinein. Es war eine Mutter drinnen, welche ihrem Kinde zöpfelte. Die Mutter antwortete: „Nein, gottlob, hier ist noch alles gesund und wohllauf!“ Im Heimfahren vom Kirchhof schauten sie abermals durch das Fenster und sahen Mutter und Kind liegen als schwarze Leichen.

Der Anfall der Krankheit erfolgte durch ein Niesen, und kaum konnte man sagen: Helf dir Gott! so lag der Betreffende schon leblos da. Seither ist der Ausdruck gegen das Niesen gebräuchlich. Bald waren ganze Familien unter dem Boden. Hie und da stand ein Haus öde da und etwa eine vergessene Leiche erfüllte dasselbe mit Grabesluft. Ein solches Haus wurde nie mehr bewohnt. Noch heute kennt man manche Stellen auf Wiesen wie Holzungen, wo damals ein Haus gestanden, dessen Bewohner „im schwarzen Tod“ ausstarben.

Mittlerweile war in s Bettisten keine Lücke mehr entstanden, doch mußten sie natürlich immer befürchten, des schwarzen Todes eigen zu werden. Wie groß war aber das frohe Erstaunen der guten Leute, als sie eines Morgens das nämliche Vögelein, welches „Pest“ pfiff, heiter und fröhlich singen hörten: „Binz und Benz und Baldrioo, henksch's an Hals, so chunscht devoo!“ Das Vöglein sang gewiß vom rechten Mittel, das wußten sie nun. Ohne im geringsten an der heilsamen Wirkung des Rezeptes zu zweifeln, suchten sie die dreierlei Kräuter zusammen und taten damit nach des Vögleins Verordnung. Eine unbeschreibliche, unerklärliche Leichtigkeit, ein neuer, frischer Lebenshauch durchwehte sie. Eilig machten sie das Wunder im Tal vorn bekannt, nahmen große Säcke voll solcher Kräuter mit sich, auf daß nicht viele in Verlegenheit kämen, darnach suchen zu müssen, ohne welche zu finden, denn kaum wuchsen sie so in Menge wie in s Bettisten. Fernhin wurden die Kräuter verliefert, und wer sie einmal am Hals trug war dem schwarzen Tod entgangen. — Die Kräuterträger aus s Bettisten nannte man kurzweg „d'Pestlüt“, ihren Wohnort aber s Pesten, welcher nun so genannt wird bis auf den heutigen Tag.

61b. Lebenszeichen

Man erzählt auch, daß die Bewohner der Fischenthalerberge sich zu Pestzeiten jeweilen am Morgen mit dem Milchtrichter über die Täler hin angerufen hätten, um zu erfahren, ob auf der anderen Seite noch jemand am Leben sei.

62. Das Kirchenfähnlein

Im Jahre 911 soll der Bischof Salomon von Konstanz von den alemannischen Grafen vertrieben worden sein. Man sagt, daß er im Fischenthal eine Zuflucht gefunden und dort eine Kirche gebaut habe.

Gerade achthundert Jahre später konnten die Fischenthaler ihre Kirche vergrößern und frisch herunterputzen. Alles ging flott von statten, und innert kürzester Zeit war der Kirchbau beendet. Nur die Fahne auf dem Turme fehlte noch. Es war aber der Brauch und für den Baumeister eine Ehrensache, das Fähnlein selber auf die Turmspitze zu stecken. Nun hatte aber der Baumeister einen Sohn, noch nicht zwanzig Jahre alt. Der konnte es erzwängen, die Fahne aufzustecken. Der Vater machte ihm alle Vorstellungen, aber der Junge nahm die Fahne und kletterte zuoberst auf den Turm, wo er sie nur noch in das Loch senken und anschrauben mußte. Als

der Bub oben angelangt war, rief er mit zitternder Stimme: „Vater, in welches der drei Löcher muß ich die Fahne stecken?“ „Helf dir Gott!“ rief der Vater bebend, denn er wußte nur von einem Loch. Im selben Augenblick verließ die Besinnung den Knaben ganz, und er fiel herab.

63. Der Sand-Bläsi

Vor vielen, vielen Jahren war im Fischenthal gut leben; denn die Handweberei verschaffte goldenen Verdienst, und es konnte der Fleißige und Sparsame etwas erübrigen; ein Tag fleißiger Arbeit reichte für den Unterhalt einer Woche aus. In diesen glücklichen Tagen verbreitete sich einst das Gerücht, in fernen Landen habe ein reicher Mann, namens Sand-Bläsi, eine von Wasser getriebene, mechanische Spinnerei erfunden, welche nur mit wenigen Arbeitern in vierzehn Tagen so viel Garn liefere, als die sämtlichen Spinner im Fischenthal in einem ganzen Jahre.

Anfänglich wollte niemand an solch ein Wunder glauben, und als die Fabrikanten wirklich kleinern Spinnerlohn zu bezahlen anfingen, vermuteten viele Spinner, es wäre nichts weiter als eine unter den Einnehmern verabredete Sache, um den Spinnerlohn herunterzudrücken. Aber bald wurde man von der wirklichen Existenz des gefürchteten Sand-Bläsi vollkommen überzeugt. Seine Spinnerei lieferte ungemein feines Garn, wie es keinem Handspinner möglich war und zu weitaus billigeren Preisen, als es bisher zu bekommen gewesen. Woche um Woche verschlimmerte sich der Verdienst der Handspinner, bis es endlich fast unmöglich war, damit das Leben zu fristen.

Die verzweifelten Spinner ließen den Sand-Bläsi bitten, Barmherzigkeit zu üben an den armen Handspinnern und sein mechanisches Geschäft nicht allzusehr zu erweitern, damit sie nicht gänzlich zu Grunde gerichtet würden. Allein der reiche Mann wußte nichts von Mitleid gegen die Armen und er errichtete bald neue, ähnliche Wasserwerke. Jammer und Not der Handspinner wurden noch größer; während viele in ein dumpfes Träumen verfielen, erkannten andere die Grundursache ihres Unglücks in der Habgier des reichen Sand-Bläsi, der wahrscheinlich einen Bund mit dem Teufel gemacht habe. Und manche fluchten dem Sand-Bläsi in gräßlichen Ausdrücken, und zwar zu mehrerer Bekräftigung um Mitternacht an den Kreuzwegen und unter Haselbüschchen; in den Sternen lasen sie das schauerliche Verhängnis des Verworfenen und sahen beruhigter in die Zukunft.

An einem Abend, als die Spinnräder in den Lichtstübchen zur Ruhe gestellt waren und die Spinner zu gemeinsamem Gebet auf den Knien lagen, geschah ein seltsames Zeichen: Jede Radscheibe lief von selbst „gyrend“

um den Wendelbaum, worauf es ganz still wurde. Anfänglich hielt es jede Stube für das gewöhnliche „Geisten“, wie man es immer hörte in dem Augenblicke, da im Orte jemand starb. Aber als Tags darauf aus allen Spinnstuben des Tales dasselbe berichtet wurde, war man auf etwas Außerordentliches gespannt; es blieb auch nicht aus.

Bald lief das Gerücht durchs Tal, der Sand-Bläsi werde nun seinen Lohn bekommen. Gott selber sei über ihn zu Gericht gesessen und habe zu Recht erkannt, der Sand-Bläsi habe alle seine Reichtümer zu veräußern und dann, so weit der Erlös ausreiche, in den Landen der durch ihn verarmten Spinner herumzufahren, damit jedermann erkenne, der habgierige Sand-Bläsi sei ein Greuel in den Augen des Herrn.

Der Sand-Bläsi war so reich geworden, daß 30 Pferde erforderlich waren, um die große Geldlast fortzubringen. Und ein Wunder war's, daß es ebenso vieler Pferde bedurfte, um seine schmächtige Person zu führen. Auf jedem Pferde mußte ein Fuhrmann sitzen, und es mußte ein ehemaliger armer Spinner sein, sonst kamen die Lasten nicht von der Stelle. Das alles verursachte große Kosten und das Vermögen des Sand-Bläsi erlitt schon in den ersten Tagen seiner Wanderschaft eine starke Verminderung. Während die Geldlasten täglich weniger Pferdekraft erforderten, schwerte der Sand-Bläsi um so mehr. Von seiner Fahrt wurde im Tal oft und abenteuerlich erzählt, und eines Morgens hieß es, er habe ins Baumer-Tal eingelenkt und werde bis etwa am folgenden Abend in Lenzen eintreffen.

Um die Vesperzeit des folgenden Tages war dann endlich das Knallen der Peitschen im Widerhall des Schlößligubels unweit der Grenze von Fischenthal in den Spinnstuben von Lenzen leicht hörbar. Die neugierigen Spinner und Spinnerinnen eilten ihm entgegen; eben fuhr er ins Fischenthal; das war ein Schauen! An einem Wagen zogen sechzig Pferde, und die Last auf demselben war nichts anderes als der Sand-Bläsi, der zum Gerippe verdorrt in einer Ecke zusammengekauert saß. Der Wagen schien wegen der vielen nötig gewordenen Reparaturen aus lauter Eisen zu bestehen. Sand-Bläsis nur noch in wenigen Tälern bestehendes Vermögen trug ein ehrlicher Spinner, neben dem Wagen einhergehend, nach. Der Zug bewegte sich sehr langsam, als wäre ein Berg fortzuschleppen; unaufhörlich mußte gemänt und geknallt werden.

Helleuchtend kam der Mond hinterm Waldsberg herauf, als der Sand-Bläsi im Lenzen einfuhr. Immer langsamer ging's; die Pferde dampften vor übermäßig Anstrengung; um die kleine Summe seines Vermögens wurde noch Futter für dieselben hergeschafft. Der Zug näherte sich jetzt dem Rabengubel (hohe, graue, dünnbebuschte Felsen oberhalb dem Lenzen, links der Töß). Gab dieser von jeher allen, die ihn laut anriefen

ein gar holdseliges Echo und blieb keine Antwort schuldig, so redete er vornehmlich an diesem Abend überaus laut und kräftig. Von Fuß bis Haupt vom Monde beleuchtet, stand er wie ein gespenstiger Riese da, und ihm drohte der Sand-Bläsi fast die Füße abzukarren; das schien Runzeln zu erzeugen auf seiner Stirn. Jetzt, hart an seinem Fuße, stockte der Zug. Schauerlichen Tones kam eine Stimme aus dem Wagen, vor dem sich die Menge der Zuschauer zurückzog und sich am rechten Ufer der Töß, in den Stöcken, postierte.

Abermals und schauerlicher kam die Stimme aus dem Wagen: Der Sand-Bläsi flehte, es möchte die Fuhrmannschaft doch das äußerste versuchen, um die Fahrt fortzusetzen. Mitleidig gehorchte sie; ein Männer, Klatschen und Knarren erhob sich, daß die Felsen bebten; donnernd redete der Rabengubel drein. Die Fahrt blieb im Stocken. Zum drittenmal kam ein flehendes Getöne aus dem Wagen; dann neues Rufen, Knallen und Knarren. Da schüttelte der Rabengubel zornig sein Haupt und schleuderte einen mächtigen Felsblock auf den Sand-Bläsi herunter, unter dem dieser die Augen schloß.

Noch lange nachher glaubte man nachts in den Stöcken einen schwer beladenen Wagen die Töß hinauffahren zu hören; man vernahm ein kracchend Getöse wie in den Eingeweiden des Rabengubels und es schien etwas herunterzstürzen und war doch nichts, und alles war wieder mäuschenstill.

64. Das Schloß im Sternenberg

Oberhalb des Höchstocks ist das Schloß Sternenberg gestanden. Von seinen Besitzern ist aber nichts bekannt. Die Kirche Sternenberg wurde nach der Sage 1705 und 1706 aus den Steinen dieses Schlosses erbaut. Der Weg von Juckern an der Töß den Berg hinan bis auf den Höchstock heißt „der Rittweg“ und soll nach der Überlieferung von den Rittern des Schlosses Sternenberg gebraucht worden sein.

Unterhalb Höchstock, in einer tiefen, waldigen Schlucht, befindet sich eine Höhle, die Burg- oder Schloßhöhle, vom Volk auch das „Hagheerenloch“ genannt. Hier wurden 1770 eine große, starkgebrauchte Kochherdplatte und eine Lampe gefunden. Man glaubt, daß hier Wiedertäufer und Sektierer vor den Verfolgungen der Regierung Zuflucht gesucht haben.

65. Der Pfarrer im Krautgarten

Die Sternenberger hatten einmal einen Pfarrer, der war ein Hexenmeister. Der aß den Kohl so außerordentlich gern, daß er am seinigen nie genug

hatte. Deswegen verwandelte er sich oft in einen Hasen, hüpfte dem Meßmer in den Garten hinein und fraß ihm die besten Kohlköpfe auf. Der Meßmer schoß einmal nach diesem Hasen, aber da zersprang ihm das Gewehr, und er schoß sich dabei an der rechten Hand drei Finger ab.

66a. Der Pfarrer im Sternenberg und sein Kind

Vetter Kaspar erzählte dem zwölfjährigen Jakob Stutz im Frühling 1813 aus dem Sternenberg folgende Geschichte:

Der vorherige Pfarrer sei ein Jäger gewesen und wohne jetzt dort in jenem Haus am Walde auf der Matt in einem kleinen Stübli. Auch seien zwei von dessen Töchtern im Sternenberg verheiratet, die eine habe einen Kohlenbrenner zum Mann und die andere einen Scherer. Der Pfarrer habe aber ganz entsetzlich gewütet und gebalgt, als die Jungfer Tochter gesagt habe, sie wolle den Köhler zum Manne haben, der eben sehr arm, aber ein Jüngling gewesen sei wie Milch und Blut. Deswegen habe ihn die Tochter durchaus haben wollen, und alle Drohungen und Züchtigungen seien umsonst gewesen.

Endlich habe der Pfarrer sich gestellt, als ob er die Verbindung gerne zugeben wolle, und der Köhler habe, wenigstens bei Tage, freien Zutritt ins Haus gehabt, habe sogar den Pfarrer auf die Jagd begleiten dürfen. Da, einmal ausgehenden Frühlings, habe der Pfarrer gesagt, er wolle eine Lustreise mit ihnen machen. Beide haben sich höchst gefreut und seien dann eines Morgens früh ins Tal hinuntergestiegen, wo eine Kutsche auf sie gewartet habe. Da seien sie fröhlich eingestiegen und lustig weitergefahren, ohne eigentlich bestimmt zu wissen, wohin; der Pfarrer habe nur gesagt, sie reisen nach Deutschland hinaus. Drei Tage seien sie schon gereist und durch viele Städte und Dörfer gekommen. Am Abend des vierten Tages habe sie der Pfarrer in ein hohes Schloß geführt, wo sie von einem Oberst oder General freundlich empfangen worden seien. Beim Schlafengehen habe eine Magd den Köhler hoch hinauf in ein Zimmer geführt. Und dann habe sie leise gesagt, sie müsse ihm aus Mitleiden etwas mitteilen, ihn aber um Gottes und aller Heiligen willen bitten, er solle sie doch nicht verraten; sie wolle ihm hiemit nur sagen, er sei verkauft, sei verkauft unter die Garde des Königs von Preußen, weil er ein großer, wohlgewachsener Bursche sei. Da sei der Köhler fast ohnmächtig geworden, und er habe um des Jüngsten Gerichtes willen angehalten, sie solle ihm und seiner Braut doch zur Flucht verhelfen. Ihm habe sie es endlich versprochen, aber für die Jungfer könne sie nichts tun, denn sie schlafe unten bei einem der Fräulein.

Um Mitternacht habe die Magd ihn durch einen heimlichen Gang aus dem Schlosse geführt. Nun sei er davongelaufen wie ein Leu. Aber kaum sei er eine Stunde weit weggewesen, habe er hinter sich Hunde bellen gehört und gemerkt, daß seine Flucht entdeckt sei und daß man ihn verfolge. Da sei er seitwärts von der Straße ab nach einem Walde gesprungen, sei zu einem tiefen Bach gekommen, hinunter gegangen und habe sich da im Gebüsch bis an den Hals ins Wasser gestellt. Nach wenigen Minuten seien da vier große Spürhunde herangesprungen, dann ein Herr und der Pfarrer selbst, beide zu Pferde. Die Hunde haben mehrmals in das Erlen- und Weidengebüsch hineingebellt und der Pfarrer sei wie rasend hineingeritten. Aber zu allem Glück haben sie den Köhler nicht entdeckt, seien umgekehrt und haben sich nach einer anderen Gegend gewendet. Erst als es Nacht geworden, habe sich der Köhler aus dem Versteck gewagt und sei fortgelaufen bis am Morgen, sei dann auf einem einsamen Bauernhof eingekehrt und habe sich zur Weiterreise gestärkt und gerüstet.

Aber wie wunderbar es habe zugehen müssen! Am achten Tage abends seien, ohne daß eines vom anderen etwas gewußt habe, der Köhler und des Pfarrers Tochter beim mittleren Junkernhaus in Kempten ganz unvermutet wieder zusammengekommen, denn die Jungfer habe sich fast gleichzeitig auch flüchten können. Da seien sie einander um den Hals gefallen und haben geweint, haben sich dann aufgemacht, den Bergen zu, seien zu einer Base des Köhlers, einer armen Witfrau im Äberliswald, einem ganz einsamen Haus ob dem Kohltobel, gegangen und haben um Gottes willen angehalten, sie soll sie auch in ihrem Haus verbergen, damit sie vor den Nachstellungen des Pfarrers sicher wären.

Die Frau habe sich ihrer erbarmt und beide aufgenommen. Der Pfarrer sei indessen auch wieder nach Hause gekommen, habe den Vater des Köhlers ins Pfarrhaus beschieden und denselben bei Gott und Gewissen angefragt, ob er nichts von seinem Sohne wisse. Der Vater habe hoch und teuer bezeugt, er wisse, so Gott lebe, nichts von ihm, als daß er mit dem Herrn Pfarrer eine Lustreise gemacht habe. Auf das hin habe ihn der Pfarrer entlassen. Aber nach etlichen Tagen sei die Witfrau eines Morgens totenbleich in die Stube getreten und habe gejammt: „Um Gottes willen, verberget, rettet euch, der Pfarrer kommt mit seinem Knecht den Berg herunter und schlägt den Weg nach unserer Hütte ein. Sehet, er trägt sein Jagdrohr an der Schulter. Jesus, wenn ihr verraten wäret!“ Alle drei seien in Furcht und Angst geraten und die Frau habe sie nicht anders zu verbergen gewußt, als daß sie hurtig einige Bretter vom Tennboden weggehoben und sie gehißt, hinunter zu steigen. Dann habe sie weidlich wieder zugedeckt und einige Reiswellen darüber hingelegt.

Richtig sei der Pfarrer gekommen und habe die Frau furchtbar angeschauzt, sie müsse ihm auf der Stelle seine Tochter herausgeben, oder er schieße sie sogleich nieder. Die Frau habe gezittert und geschworen, sie wisse nichts von des Herrn Pfarrers Tochter. Aber das Leben sei ihr doch auch lieb gewesen, sie habe endlich die Verborgenen entdecken müssen. Der Knecht habe die Bretter weggehoben, und gleich habe der Pfarrer gezielt, um den Köhler niederzuschießen. In diesem Augenblick aber sei die Witfrau zugesprungen, habe dem Pfarrer das Rohr aus der Hand gerissen und gerufen, er solle sie umbringen, dem Köhler und der Jungfer lasse sie nichts geschehen. Im nämlichen Augenblick aber seien die Liebenden dem erzürnten Vater zu Füßen gefallen, haben ihn mit heißen Tränen und um des Jüngsten Gerichtes willen gebeten, er möchte einmal aufhören, sie zu verfolgen. Gott habe sie zusammengeführt, und darum solle er sie nicht scheiden.

Da sei dem Pfarrer sein Herz so weich geworden wie Wachs, er habe sich zu den Bittenden niedergebeugt, sie an seine Brust gezogen und geweint wie ein Kind, habe nur ein paar Worte sagen können: „Kinder, jetzt ist's genug!“ Dann habe er beide nach Hause geführt und nach vierzehn Tagen ihnen die Hochzeit verkündet.

Nicht weit vom Hörnli, in einer tiefen Schlucht, in einem niedrigen Schindelhäuslein mußte die vornehme Pfarrerstochter daheim sein. Es hat ihr dort nicht lange behagt. Denn da mußte sie statt Suppe und Fleisch nur Erdäpfel und Mehlbrühe essen, täglich dreimal, mußte Baumwolle spinnen wie andere arme Weiber und durfte nicht spazieren gehen. Es habe sich recht komisch ausgenommen, wenn sie so in einem feinen Damastkleid, einer weißen Haube und spitzigen Schuhen beim Spinnrad gesessen sei und ungeschickt gesponnen habe.

66b. Das Edelfräulein als Köhlersfrau

Die Köhlersleute, von denen in der vorhergehenden Geschichte die Rede ist, hatten Kinder. Nach vielen Jahren hat ihr ältester Sohn, der ein gar hübscher Jüngling und auch Kohlenbrenner gewesen, fast das gleiche Schicksal erlebt wie sein Vater. Er brannte einmal beim Schloß Breitenlandenberg Kohlen — und da habe er des Schloßherrn, der ein Junker Werdmüller gewesen sei, einzige Tochter zur Frau bekommen. Die mußte auch in den Sternenberg ziehen, Erdäpfel und Mehlbrühe essen und sich in einem Damastkleid fast zutode spinnen. Aber der Sohn war mit einer solchen Frau so wenig glücklich als der Vater mit der Pfarrerstochter. Die ganze Haushaltung war und blieb mausarm.

67. Die Muetiseel

Großer Gott, wie gab es doch seinerzeit im Sternenberg Gespenster: Kläuse, Mehlfrauen, Eselsköpfe, Zeusler und gar manche Muetiseel. Einmal hörte ein Mann eine solche daherfahren und warf dem bösen Geist einen Schiebkarren in den Weg. Als der Geist vorbei war, fand der Bauer den Karren in tausend kleine Stücklein zersplittert.

* * *

In der Berggaß bei Hittnau hauste eine Muetiseel. Bei Neumond fuhr sie mit fürchterlichem Gerassel den Berg herunter, und jedesmal hörte man eine Stimme, welche rief: „Drei Furchen aus dem Weg!“ Wer ihr dann nicht entfliehen konnte, wurde zu tausend kleinen Stücken zerschnitten und zerhauen.

* * *

In der Strahlegg-Fischenthal hört man die Muetiseel durch den Wald keuchen.

68. Das Hexenbüchlein

Einst, als die Scheidegg, eine schön gelegene Alp, in deren Nähe die Töß entspringt, noch dem Kloster Rüti gehörte, fiel zu ungewöhnlich früher Zeit ein gewaltiger Schnee.

Weil nun des Klosters Schafhirte, der auf der Alp dreihundert Schafe sämmerte, nicht zurückkehrte, machten sich die Leute, die Schlimmes ahnten, auf, um nach ihm auszusehen. Sie fanden auch bald auf der Weid erst die erfrorenen Schafe und in der Alphütte den noch lebenden, abgemagerten Hund. Vom Hirten aber konnten sie keine Spur entdecken.

Lange suchten sie nach ihm und entdeckten ihn endlich erfroren in einer grausigen Schlucht. So trugen sie ihn denn in seine Alphütte, und drei Männer blieben bei ihm als Totenwache zurück. Einer der Wächter nun, ein junger Mann, der Vinzenzenbub genannt, sah auf einem Gestell in der Hüttenstube ein Büchlein liegen. Er nahms neugierig zuhanden und erkannte bald, daß er ein Hexenbüchlein gefunden hatte. Das war ihm hochwillkommen, denn schon oft hatte er gehört, daß in solchen Büchern vielerlei Zaubermittel für alles Mögliche und Unmögliche angegeben seien. Und da er ein Erzwilderer war und hinterrücks der Obrigkeit schon manches feiste Wildböcklein abgeschossen und nächtlicherweise heimgeschleift hatte,

dachte er, vielleicht ließe sich in dem Büchlein auch ein gutes Mittel für unfehlbare Schüsse finden.

Kaum waren seine zwei Gespanen eingeschlafen, steckte er das Büchlein ins Wams und vermochte vor Ungeduld kaum den Morgen zu erwarten. Als es dann endlich tagte, half er den zwei andern mit großer Mühsal die Leiche zu Tal schaffen. Kaum aber ruhte sie in der kühlen Erde, verzog er sich heim in sein schön gelegenes Dörflein Oberholz ob Wald, wo er mit seinem Knäblein ein unscheinbares Häuschen bewohnte.

Da setzte er sich in seine Kammer und las das Hexenbüchlein schier anständig durch. Und nach langem fand er auch richtig eine Anweisung über das Gießen von immer treffenden Kugeln. Diese besagte, daß man das Blei genau zur zwölften Nachtstunde im Schädel eines Selbstmörders gießen müsse, und daß der Schütze mit also hergestellten Kugeln bestimmt treffe, auf was immer er anschlage. Doch dürfe er ja nur einmal ansetzen, denn wenn er den Schuß nicht sofort abgebe, sondern noch ein zweites Mal ansetze und ziele, treffe die Kugel das, was ihm das Liebste auf der Welt sei.

Hocherfreut steckte er das Hexenbüchlein wieder zu sich. Aber in einer der folgenden Nächte machte er sich in ein Tobel, in dem er den Schädel eines Selbstmörders wußte. Und als es nun von fernher Zwölfe schlug, goß er beim Scheine des Vollmondes in der gespenstigen Schlucht zwölf Kugeln. Dann packte ihn das Grauen. Schleunigst begab er sich wieder in sein Dörflein zurück.

Aber in der folgenden Nacht brach er auf und schlich sich, die zwölf Kugeln im Wams, aus seinem friedlich schlummernden Dörflein Oberholz fort. Abseits von allen Häusern machte er sich durchs liebliche Goldingerthal, dem jetzt der Vollmond ein wunderlich fremdes Aussehen gab. Oft schreckte er auf, denn er meinte, es laufe etwas neben ihm her, aber es war immer nur sein Schatten.

Endlich gelangte er an die Kreuzegg, wo er sich auf den Anstand stellte. Aber lange wollte sich nichts zeigen. Nicht nur die Menschen, auch das Wild schien bis auf das letzte nachtwandelnde Igelchen eingeschlafen. Schon wollte er mißmutig werden, da kam über die mondhelle Weid von der Kreuzegg herab ein prächtiger Rehbock. Flugs setzte er die Flinte, an und zielte.

Da war irgendwo im Gebüsch ein Rascheln. Einen Augenblick nur hielt er lauschend inne. Dann setzte er wieder an, zielte, und donnernd ging der Schuß durch Berg und Tal. Aber unter dem Dröhnen des Schusses hatte er einen fürchterlichen Aufschrei gehört, der ihm bis ins innerste Herz hineinging. Und als er nun aufsprang, sah er gerade noch, wie der stattliche Rehbock über die Weiden davonstürmte. Zitternd schaute er ihm nach.

Dann aber ging er mit unsicheren Schritten ins nahe Gestäude, aus dem, wie ihn gedünkt hatte, der unerklärliche, angstvolle Schrei gekommen war. Und wie er nun die Zweige eines wilden Holunderstrauches auseinanderdrängte, sprang ihn, wie ein Luchs, das Entsetzen an und zerfleischte ihm das Herz. Vor ihm im Farnkraut lag sein eigenes Büblein und starrte ihn vorwurfsvoll mit brechenden Augen an.

Er warf sich zu ihm nieder, riß ihm das Gewand auf, und nun sah er, daß es eine Kugel mitten ins Herz getroffen hatte. Und jetzt schloß es seine Augen für immer.

Aufheulend, kreischend, brüllend vor Verzweiflung stürzte er sich über sein Knäblein. Aber was er auch tat, und wie er auch tat, es ward immer bleicher, und der Vollmond breitete seine zitternden weißen Schleier über ein reines Kinderangesicht aus.

Als es Tag werden wollte, nahm der Jagdfrevler den toten Knaben und trug ihn zu einer großen Buche, unter der er ihn begrub. Darnach kam die Verzweiflung völlig über ihn wie hundert Geier. Und sie schleppete und schleifte ihn fort in alle Welt hinaus. Nie hat man von ihm jemals wieder gehört.

Lange Zeit nachher kam einmal ein Holzhacker in jene Gegend, wo der Schuß gefallen war. Da fand er an der Stelle, in der das tote Knäblein begraben lag, eine große, rote Distel. Er versuchte, sie auszureißen. Aber wie er auch zog und zerrte, er brachte sie nicht heraus. Es war, als hielte sie sich mit tausend Wurzeln bis in die Hölle hinunter fest. Und als er nun die dabeistehende Buche fällen wollte, sprang die Axt immer wieder wie von einem Stein zurück.

Das alles verbreitete sich in der Gegend. Man nannte die unheimliche Buche die Blutbuche, und niemand getraute sich mehr in ihre Nähe.

69. Christelis Höhle

Es war in der Franzosenzeit, anno 1799. Franzosen und Russen kämpften miteinander in der Linthebene, und die Leute im Gebirge oben schauten dem Getümmel vom Welschenberg herab zu.

Eines Morgens hatte sich ein verwundeter Offizier im Bergland verirrt. Vor dem Hause im Schindelberg war er kraftlos zusammengesunken. Die Familie Hofer, welche da haushablich war, pflegte den Soldaten, der sich Christen nannte. Aber ein mißgünstiger Hirte verriet ihn beim helvetischen Kommando, und die Landjäger sollten ihn holen. Hofers kamen aber den Verfolgern zuvor. Sie verbargen den Verwundeten in jener Höhle in der

Neurüti, die Heinrich Reiser, Zitmachers, in der Strahlegg sonst als Heuschopf benützte. Aber als die Späher dem Offizier wieder auf der Spur waren, verbrachten ihn Hofers in die Höhle im Schmidwaldsgubel. Später konnte er in seine Heimat entkommen. Seit jener Zeit aber heißt die Höhle in der Neurüti „Christelis Höhle“.

70. Von Goldlöchern

Es war vor langen Jahren, als im Goldingertal zwei junge, krausköpfige, welschparlierende Burschen erschienen. Groß und klein spähte nach ihnen, die Bauern durch die Astlöcher im Tenntürli und das Weibervolk hinter den Umhängen hervor.

Das Treiben der beiden nahm sich gar sonderbar aus. Sie stiegen in jedes Bächlein hinab, um im Geröll zu stochern. Sie klopften mit ihren Hämtern an allen Felsen, und wo sie etwas Glänzendes im Gestein erhaschen mochten, steckten sie es in einen ledernen Sack. Nach einiger Zeit hatten die Leute herausgebracht, daß die beiden Fremden, Venediger nannte man sie, Gold suchten. Ob sie welches gefunden, weiß man nicht.

Zu jenen Zeiten soll es üblich gewesen sein, das Vieh auf den Weiden mit Steinen zu treiben. Das beobachteten auch die Welschen. Kopfschüttelnd meinten sie zu den Hirten, wenn sie wüßten, was für Steine sie da herumwürfen, so würden sie dieselben nicht den Kühen nachwerfen.

Am Abhang der Kreuzegg, da wo jetzt das Steingewirr des abgebrochenen Berges liegt, gruben die Venediger eine mächtige Höhle. An den Wänden und am Boden kratzten sie den Sand ab und trugen ihn in Säcken fort. Ihr Quartier hatten sie in Jöslis Haus bezogen. Das ist heute die Wirtschaft zur Sonne in Hintergoldingen. Obschon sie dort mit verschiedenen Einheimischen zusammenkamen, ließen sie kein Wort vom Gold verlauten. Wochen und Monate wühlten sie in der Erde. Sie gruben so lange, bis am 28. Brachmonat 1757 die Höhle und der ganze Berg zusammenfielen. Seither heißt er der „abproche Berg“.

Aber die Venediger wurden noch nicht kopfscheu. Am Dägelsberg begannen sie eine neue Höhle auszugraben. Auch da arbeiteten sie mit großem Fleiß, ja sie gruben so tief in den Fels hinunter, daß dem Brunnen in der Hübschegg das Wasser abgegraben wurde. Am Sonntag stiegen die Goldsucher ins Fischenthal hinunter, wo sie jeweilen in der „Blume“ eins auf den Zahn nahmen, wie der Vater des hier aufgewachsenen Anselm Rüegg erzählte.

Von den Venedigern weiß der Volksmund noch allerlei Geschichten zu erzählen. Der eine von ihnen war ein besonders hübscher Bursche mit dunk-

len Augen und schwarzem Kraushaar. Von dem träumten bereits alle Mädchen rund um den Tößstock herum, ganz anders als sie jeweilen von den Fischenthaler-, Sternenberger- oder Walderburschen träumten. Und es dauerte wirklich nicht lange, bis er eine am Bändel hatte, ein hübsches Bauernkind aus dem Oberholz. Die Oberholzer Burschen freuten sich über diesen Vorstoß in ihre Rechte nicht, aber sie trösteten sich damit, daß er einen rechten Anstand zahle, wenn schon einer den ganzen Tag mit Gold zu tun habe. Aber der Fremde wußte vom Anstand nichts, nicht einen Batzen klaubte er aus seiner Blater heraus. Im Gegenteil, er begann zu welschen wie besessen, er sei niemandem etwas schuldig. „Was?“ brüllten ihn die Burschen an, „nichts schuldig?“ Und sie schüttelten ihre Fäuste unter seiner Nase. „Den Anstand bist du uns schuldig, wie jedermann, der von auswärts zu unseren Mädchen z Liecht geht. Das ist Brauch, und wer sich dem nicht unterzieht, kann seine blauen Wunder erleben!“ Der Goldgräber begann schrecklich aufzubegehn, er habe seinen Schatz nicht gekauft und brauche ihn nicht zu zahlen. Da verprügeln ihn die Oberhölzler erbärmlich, und während die einen ihm die verschiedenen Punkte seines Sündenregisters vorhielten, gerbten die andern ihm das Fell. Von Stund an sah man den Venediger nicht mehr. Wahrscheinlich lief er spornstreichs nach Hause, um seiner Mutter von seiner blonden Geliebten und den barbarischen Bräuchen in unserem Land zu erzählen.

Vom andern Venediger wußte der alt Schulmeister Anselm Oberholzer im Oberholz auch eine Geschichte zu erzählen.

Als die Venediger im Berg oben nach Gold gruben, kam einst einer am Abend zur Essenszeit ins Oberholz herunter und fragte ums Übernachten beim Sonnenwiesbauer. Der Bauer ließ ihn nur ungern herein, denn man kannte die fremden Vögel zu wenig — oder zu gut. Als es dann ans Essen ging, ließ ihn die Bäuerin merken, daß man zuwenig Milch habe. Da lachte der Welsche und sagte, dem sei leicht abzuhelpfen. Er deutete dem Hausvater, mit ihm vors Haus zu kommen und einen Melkkübel mitzunehmen. Im Schopf draußen nahm er das Hagmesser und schlug es hinten in den Sägebock hinein. Sodann holte er den Melkstuhl, nahm den Kübel zwischen die Beine und begann aus dem Messerheft die beste Milch herauszumelken. Dem Sonnenwiesler kam die Sache nicht ganz geheuer vor, aber der Welsche beruhigte ihn, er solle nur zufrieden sein, die Milch komme von den Kühen auf der Scheidegg drüber.

Als der Vater Oberholzer die Geschichte von der ferngemolkenen Milch in der Wirtschaft erzählte, fanden die Oberhölzler, man habe jetzt von den Venedigern genug gehört und erlebt: Da kamen sie, machten das Weibervolk närrisch, gruben das Wasser vom Hübscheggbrunnen ab, ließen einen

Berg einstürzen, zauberten und hexten; nein, so etwas konnte man nicht anstehen lassen.

Eines schönen Morgens kam der Landvogt mit seinen Knechten und suchte den Goldgräber und Zauberkünstler, und da fand er auch den andern noch, der den Anstand nicht bezahlt hatte. Der war also doch nicht über die Berge davon. Der Landvogt machte keine Umstände und nahm die Herrschaften mit nach Zürich. Dort machte man ihnen den Prozeß, weil ja die Schatzgräberei verboten war. Was bei dem Prozesse herausschaute, weiß man nicht, aber das weiß man, daß die Venediger versprachen, den Herren Räten aus ihrem Golde eine Kette herzustellen, welche um die ganze Stadt Zürich herumreiche, sofern man sie frei lasse. Dieses großmäulige Versprechen trug ihnen aber nichts ein.

Später wühlte auch ein Heidegger von Zürich im Goldloch am Dägelsberg. Zimmermann Hansheiris Großvater in der Vorderschüür mußte ihm jeweilen die Spitzisen nach Wald hinuntertragen, wenn sie nachgeschliffen werden mußten. Er erzählte, daß er dann immer über die Bachscheide und die Wolfsgrub gegangen sei, weil das der nächste Weg war.

Als das Goldloch längst verlassen war, bemächtigte sich seiner der Teufel. Die Leute mieden die Gegend, wo ein Loch gerade hinunter zur Hölle führte. Joggelis Hansruedi, der Schwefelholzkrämer, wußte davon auch noch eine Geschichte zu erzählen, daß einem die Haare zu Berge standen und man sich nicht mehr getraute, die Füße unter den Stuhl zu halten.

Als Hansruedi noch ein junger, kräftiger Bursche war, mußte er einst hinten im Baurenboden ein Kalb holen. Wie er auf dem Weg war, brach ein Unwetter los, und der Bursche wußte nichts Besseres, als in das nicht weit entfernte Goldloch hinaufzurennen, um unterzustehen. Aber als er dort im Eingang stand und das Wetter von seinem trockenen Plätzchen aus betrachtete, stieg etwas durch die Leiter aus dem Loche herauf, und ehe sich's Hansruedi versah, hatte sich der Teufel hinter ihm aufgepflanzt. Unser Hansruedi war sonst ein unerschrockener Kerl und nicht von Gfürchigen, aber als der andere so sprungbereit hinten in der Höhle stand, die Geißfüße in den Boden stemmte und mit dem Munischwanze wedelte, da war es ihm nicht mehr ganz wohl. Auf einmal stürzte der Schwarze auf ihn los, und Hansruedi nahm Reißaus. Was die Füße mochten, rannte er durch Dornen und Gestrüpp auf das Schnebelhornwirtshaus zu. Aber der Teufel mochte ihn mit seinem Bratspieß erreichen und konnte ihm damit einen Stich ins linke Bein versetzen. Zerfetzt und zerschunden langte er im Bergwirtshause an und ließ sich, mehr tot als lebendig, auf die erstbeste Bank niederfallen. Seine Haare waren vor Schrecken in dieser kurzen Zeit erbleicht und für seiner Lebtag grau geworden, und sein linkes Bein blieb für immer lahm.

71. Die Bälzerin

Der Sonnenwiesbauer holzte einst im Tößstocktobel hinten. Da sein Arbeitsplatz ziemlich weit von zu Hause weg war, ließ er sich durch seinen Buben das Mittagessen bringen. Am Wege zu diesem Tobel stand zu jener Zeit eine Hütte, in welcher ein altes Weib hauste, das man die Bälzerin nannte. Sie war als Hexe verschrien und gefürchtet.

„Wohin willst du?“ fragte die Hexe das Büblein. „Ihr seht es ja!“ gab es zur Antwort und dachte, es gehe die Alte nichts an. Diese nicht gerade höfliche Antwort ärgerte die Hexe, und sie wollte dafür dem Kerlchen eins auswischen. Als es in das einsame Tößtobel kam, so überraschte es ein starker Regenguß, obschon kein Wölklein den Himmel trübte.

Bald darauf erreichte das Bürschchen tropfnaß den Vater, der sich erst die Augen ausreiben mußte, um recht zu sehen. Über den Umstand befragt, erzählte das Söhnchen, wie die Bälzerin es ausgefragt, und was es geantwortet habe. „Ach so!“ sagte der Vater, „aber wart nur, wir wollen der Hexe dafür tun!“ Er hieß das Knäblein in der Pooalp oben eine Maß Milch zu holen. Unterdessen schnitt er drei gleichlange und gleichdicke Haselstecken. Er setzte die Milch über das Feuer und rührte mit den drei Stecken drin herum, solange, bis die Milch anfing anzubrennen.

Auf einmal kam durch das Holz die Bälzerin dahergeschnauft und flehte den Vater Oberholzer in den höchsten Tönen an, mit Röhren aufzuhören, da sie sonst elend umkommen müsse. Dieser lächelte zuerst ein wenig, denn er hatte im Umgang mit Venedigern und andern Schwarzkünstlern allerlei erfahren und gelernt. Er rührte, um der Hexe zu zeigen, wer der stärkere sei, noch ein paarmal in der Pfanne herum, daß es der Alten wind und weh wurde und ihr der Angstschiweiß in erbsengroßen Tropfen am Leib herunterlief. „Gelt, du alte Hexe!“, sagte er dann zornig, „dich hab ich erwischt! Du brauchst nicht anderen Leuten zuleidwerken. Und daß du daran denkst, mußt du jetzt noch einen rechten Stüber haben!“ Sprachs und salbte ihr den Buckel mit den drei Haselstecken.

72. Die Zeusler im Raad

Noch sind es nicht manche Jahrzehnte her, daß man im Hofe Raad bei Wald Feuerflammen bemerkte, die sich in der Nähe gewisser Grenzsteine herumbewegten. Man nannte diese Erscheinungen „Zeusler“ und behauptete, es seien die Seelen unredlich Verstorbener, nämlich von solchen, die Marchen versetzt haben.

73. Fahrende Schüler

nannte man jene Feuerflammen, in die man „ungsinnet“ hineinlief. Einem, dem das um 1900 zweimal selber passierte, erklärte: „Plötzlich steht man in einem solchen Feuer; dann kann man nicht mehr reden, und es macht einem verflift heiβ. Wenn das Feuer nachgibt, geht es ‚obsi‘ und fährt in den Himmel.“

74. Von der zürcherischen Landesgrenze im Oberholz

Es ist recht merkwürdig, daß die Grenzmarkierungen an der zürcherisch-sanktgallischen Grenze nicht immer die gleichen waren, und daß in früheren Zeiten oft darum gestritten wurde. Daß eine Grenzänderung auch einmal durch höhere Gewalt herbeigeführt werden konnte, beweist die nachfolgende Geschichte.

Vor altem gehörte das Niederholz bei Wald zum Weiler Oberholz. Und das Oberholz gehörte mit Steuer und Brauch nach Goldingen, mit Braut und Bahr aber nach Eschenbach. Damals hießen noch alle Einwohner Oberholzer und stammten alle von einem Stammvater ab.

Da geschah es in einer Pestzeit, daß im Oberholz alle Leute ausstarben, bis auf einen Mann. Und weil nun niemand mehr da war, der zur Messe in der Kapelle das Glöcklein läutete, mußte es dieser letzte tun. Aber auch aus dem Niederholz kamen immer weniger Leute, und nach ein paar Tagen kam nur noch einer, der auch Oberholzer hieß. Da beratschlagten die beiden Oberholzer, welche die letzten Überlebenden waren, ob sie ihre Heimat verlassen, oder ob sie in ihren verödeten Weilern bleiben sollten. Schließlich wurden sie rätig, zu Hause zu bleiben. Aber weil im Oberholz kein Gottesdienst mehr gehalten werden konnte, beschlossen sie, daß jeder zur Mittagszeit auf eine Anhöhe steigen solle, und woher er läuten höre, dort solle er Kirchgenosse werden.

Der Oberholzer von Oberholz stieg gegen die Mittagszeit in die Stöck hinauf und hörte dort die Glocken von Eschenbach. Daher blieb er dort kirchgenössig. Der Oberholzer von Niederholz jedoch hörte das Geläute von Wald. Seither ging er dort zur Kirche. Wald war aber damals schon reformiert. Drum wurde das Niederholz vom Oberholz abgetrennt. Seither ist das Niederholz zürcherisch und reformiert.

75. Der Grenzstreit am Tößstock

In alten Zeiten stießen auf dem Tößstock die Grenzen der Herrschaften Grüningen und Uznach zusammen. Grüningen war zürcherisch und Uznach war ein Schutzgebiet der Schwyz und Glarner.

Da man in alten Zeiten nicht immer ganz genau marchte, geschah es ab und zu, daß man sich über die Grenzlinien stritt. Zu dem kam es auch einmal zwischen Zürich und den Schirmorten von Uznach. Da fiel einem einheimischen Zeugen ein, daß in der Nähe des Tößstockes ein alter Hirte lebte, der den genauen Grenzpunkt kenne. Da der alte Mann nicht mehr gehen konnte, trug man ihn an den Ort, den der Alte angab. Er sagte, es müsse auf der Grenze eine alte Buche stehen, und dieser sei zum Zeichen der Grenze ein eisernes Kreuz aufgenagelt. Die Männer suchten lange. Endlich fanden sie eine Buche mit seltsamen Höckern, und als sie mit dem Beile diese Buckel wegsprengten, kam das eiserne Kreuz zum Vorschein. Seit der Zeit, da der Baum als Grenz- oder Lorchbaum gezeichnet worden war, hatte die Rinde das Kreuz vollkommen umwachsen. Darum wußte man die Grenzscheide nicht mehr sicher. Nun war der Streit beendet; Schwyz und Glarus hatten gewonnen.

76. Der Hagheer auf dem Farner

In der Gegend von Wald lebte vor vielen Jahrhunderten ein strenger und hartherziger Ritter. Wie alle Gewaltmenschen traute er niemandem und wußte sich nirgends sicher genug geborgen. Darum wollte er fern von den Menschen eine starke Burg bauen, die kein Mensch einzunehmen imstande wäre. Als Bauplatz wählte er den Farner, einen hohen Hügel zwischen dem Goldingertal und dem Schmittenbach. All sein Volk mußte erscheinen und harten Frondienst leisten. Schon lag das Bauholz bereit, und der geschickteste Zimmermann mußte auf den Platz.

Jeden Tag erschien der Ritter oder Hagheer, wie man ihn beim Volke nannte, auf der Baustelle, um den Fortgang der Arbeiten zu beaufsichtigen. Einst, als der Herr seine Runde wieder ausführte, traf er den Zimmermann gerade dabei, als er sein Beil wetzte. Der Hagheer, gutgelaunt darüber, daß sein Burgbau rasche Fortschritte gemacht hatte, trat auf den Handwerksmann zu und begann seine Arbeit zu rühmen. Darob erstaunte dieser scheinbar so, daß er den Wetzstein fallen ließ. Schnell bückte er sich darnach, fuhr aber mit einem Schmerzensschrei wieder auf, weil ihn der Hexenschuß getroffen habe. Nichtsahnend wollte der über den fleißigen Zimmermann

erfreute Ritter den Stein aufheben. Aber wie sich der Hagheer zu Boden bückte, zog der andere sein Beil auf und schlug dem verhaßten Zwingherrn mit gewaltigem Streich den Kopf ab. Niemand trauerte ihm eine Träne nach.

77. Der Mondmilchgubel

Zu Vater Oberholzer in der Sonnenwies im Oberholz kam einmal bei eintretender Nacht ein Venedigermännchen und sagte, es habe in seinem Zauberbuch gelesen, daß es hinten an der Töß einen Felsen gebe, der mit einer eisernen Türe verschlossen sei. Hinter dieser Türe liege ein Schatz vergraben. Oberholzer schaute sich das Männchen eine Weile an und antwortete ihm, er kenne den Felsen wohl, das sei der Mondmilchgubel. Der Schatzgräber bat hierauf den Sonnenwiesler, er möge ihm den Weg dorthin zeigen, es solle nicht sein Schaden sein. Nachts um zwölf Uhr sollte er dort sein. Oberholzer bedachte sich nicht lange, denn er litt an Schätzen keinen Überfluß.

Auf den Schlag der Mitternachtsstunde standen die beiden vor der eisernen Türe. Der Venediger deutete dem Begleiter, er solle von jetzt an den Mund halten, was auch geschehen möge. Dann klopfte er dreimal an die Pforte, welche jetzt leise ächzend aufging. Eine wunderschöne, weißgekleidete Frau stand im Eingang. Sie winkte den beiden, ihr zu folgen. Bei einer schwarzen Eisentruhe hielten sie an. Auf dem Deckel hockte ein scheußlicher schwarzer Pudel. Den jagte die weiße Frau weg, und der Deckel sprang von selber auf. Und was sahen da die beiden? Die ganze Truhe lag voller Goldstücke!

Mit großer Eile füllte der Venediger seinen Sack, und kaum hatte er ihn vollgestopft, so schnappte der Deckel wieder zu. Auch der Hund setzte sich wieder darauf. Während dieser Zeit mußte der Bauer immer nur die schöne Frau ansehen; ihr liebes Angesicht rührte ihn so, daß er kein Auge abwenden konnte. Aber als der Venediger seine Sache beisammen hatte, führte die Frau ihren mitternächtlichen Besuch wieder vor die Türe, und plötzlich standen sie wieder im Freien. Die Türe schnappte zu, und der Sonnenwiesler konnte am leeren Daumen saugen.

78. Die Hexenfamilie

Der Großvater des Jakob Senn im Leimenacher im Fischenthal hatte sein Stammhaus mehrere Jahrzehnte einer Familie vermietet, von der man sagte,

sie könne mehr als Brot essen. Man hieß sie geradezu die Hexenfamilie. Sie bestand aus Vater, Mutter und vier wunderhübschen Töchtern. Hans Senn, ein Onkel des besagten Jakob Senn, verliebte sich in Margritli, eine der Hexen. Die Eltern aber verboten dem Hans den Verkehr mit den Hexenleuten und das Betreten jenes Hauses und begründeten dies mit den Worten: Die Hexen sind nach Männern höchst begierig, weil sie nur dann selig sterben können, wenn sie im Ehestand Mutter geworden sind, und wenn sie womöglich ihren letzten Atemzug in des Mannes Mund aushauchen können.

Hans aber konnte nicht aufhören, die Hexe zu lieben, und weil er sie nicht gern haben durfte vor den Eltern, so tat er's heimlich. Aber er kriegte den Lohn für seinen Ungehorsam. Er bekam die Schwindsucht und starb.

Der obgenannte Großvater hätte gerne die Hexenfamilie aus seinem Hause gehabt, wagte es aber nicht, sie zu vertreiben. Er versprach aber einem jungen, kräftigen Nachbarn, das Haus ein Jahr lang zinslos bewohnen zu dürfen, wenn er das Hexenvolk aus dem Hause brächte. Der Nachbar säuberte richtig das Haus, aber die älteste Hexenjungfrau, welche er gewaltsam hinausstieß, sagte ihm lächelnd unter der Türe: „Kaspar, es kann dir im weiten Haus noch zu eng werden!“ Tatsächlich starb dieser Kaspar einige Jahre darauf an Engbrüstigkeit.

79. Susannenhöhle

Vom Burgbühl oberhalb des Weilers Steg schaut von einem Felsgrat in der Schlucht die Susannenhöhle herab. Darin sitzt ein schönes Burgfräulein gefangen, weil sie wegen Treubruch sich den ewigen Zorn des Burgherrn zugezogen hat.

80. Das Rotwasser

Zu einer Zeit lebten im Oberholz zwei Brüder der Familie Oberholzer. Der jüngere hielt es mehr mit den Reformierten, der ältere blieb beim alten Glauben. Aber beide gingen immer noch nach Eschenbach zur Messe. Ihr Kirchweg führte sie über Hittenberg, an der Kapelle in Ober-Laupen vorbei und über Diemberg.

Eines Sonntags, als die beiden wieder nach Eschenbach unterwegs waren, sagte der jüngere zum älteren Bruder: „Du, heute gehe ich dahin zur Kirche, woher ich zuerst läuten höre!“ Das sprach er da, wo die Straße nach Eschenbach diejenige von Diezikon nach Wald kreuzt. Und wie er es ausgesprochen

hatte, begannen die Walder Glocken zu klingen. „Sei kein Narr!“ antwortete der andere, „und fange nichts Neues an zu glauben!“ Aber der jüngere bog ab nach Wald, und der ältere wollte ihn zurückholen. Dem widersetzte sich der erstere, und sie bekamen Streit. Ja, sie traktierten einander so, daß das Bächlein, das dort vorbeifließt, rot wurde vom vergossenen Blute. Seit her heißt jene Gegend „im Rotwasser“, und der Name ging auch auf das Haus über, das dort an der Straße steht.

81. Der Galliquell

Der heilige Gallus reiste einst an den Bodensee hinaus. Auf dem langen Wege hatte er großen Durst bekommen, und er wollte ihn an einem Brunnen in Tuggen löschen. Aber das Tuggener Wasser schmeckte ihm nicht, und er pilgerte durstig weiter über Berg und Tal. In der Nähe des Örtchens Güntisberg sah er auf einmal eine Quelle silberhell aus dem Boden springen. Der Heilige bückte sich zu dem Wasser hernieder, und da es sauber und kühl war, tat er sich gütlich daran. Zum Danke segnete er den Quell, weswegen er bis auf den heutigen Tag Galliquell heißt.

Das Wasser besaß seither Wunder- und Heilkraft. Es heilte Aussätzige, wenn sie sich damit wuschen und wenn sie davon tranken. Auch noch in der neueren Zeit wurde es gerne gebraucht gegen allerlei Ausschläge. Anno 1934 wurde die Quelle gefäßt für die Wasserversorgung Mettlen-Güntisberg.

82. Der schwarze Tod zu Uster

In Uster ging einmal der schwarze Tod um. Man stellte sich ihn vor als schwarzen Rauch. Als er einige Zeit lang nicht mehr auftrat, sagte man, er sei im „Talacher“ in ein „Kopfhüüsli“ gebannt worden. Eine neugierige Hausbewohnerin öffnete aber das Türlein, der Tod brach aus und ging mit neuer Gewalt um. Also geschehen Anno 1668.

Damals beschränkte sich das Seuchengebiet auf die Gemeinden Uster, Goßau und Wildberg. Deswegen nannte man jenen Pestzug den Ustertod.

83. Das seltsame Buch

Es soll in einer Ortschaft des Oberlandes gewesen sein, daß der Hausvater zur Kirche ging und die Kinder allein zu Hause ließ. Während seiner

Abwesenheit durchsuchten diese das ganze Haus. Sie kamen auch auf die Oberdiele und fanden in einer Ecke ein Buch. Sie nahmen es herunter und begannen darin zu lesen. Kaum hatten sie einige Worte gelesen, als es im ganzen Haus zu krachen anfing, vom Keller bis zum Dach hinauf. Der Vater hatte in der Kirche etwas gemerkt, eilte schnell nach Hause und verbrannte das Buch.

84. Der Bündeli-Bauer

Im Wil bei Uster wohnte einst der Bündeli-Bauer. Das war einer! Der verstand das Zaubern, Bannen und Geisterprüfen. Dem hätte es kein Scharfrichter nachgemacht. Vor Dieben und dergleichen war der lange sicher; dem konnte niemand was stehlen.

Einmal habe eine Hexe gemacht, daß er mit einem Fuder Heu auf ebenem Weg stecken geblieben sei und er den Wagen weder vorwärts noch rückwärts bewegen konnte. Da lachte der Bündeli-Bauer nur, gebot den Knechten aber ernstlich, daß sie nicht fluchen sollten, ging dreimal um das Fuder herum und sagte dann zum Fahrknecht: „Jetzt, hü i Gotts Name!“ Da ging's wieder, und lustig zogen die Pferde den Wagen fort, als wäre er leer. Ja, der Bündeli-Bauer, der hat mehr können als nur Brot essen!

85. Die Bluttat von Greifensee

Nach der Einnahme der Burg Greifensee im alten Zürichkrieg durch die Eidgenossen wurde die Besatzung durch die Kriegsgemeinde zum Tode verurteilt und alsbald auf eine Matte bei Nänikon geführt. Umsonst hatte sich ein Teil der Eidgenossen für die Gefangenen gewehrt, umsonst auch flehten die Angehörigen um Gnade. Als erster empfing Hauptmann Wildhans von Breitenlandenberg den Todesstreich. Nach der Erzählung des Chronisten Gerold Edlibach kam alsbald „ein wundersamer, schneeweißer Vogel gleich einer schönen Taube“ geflogen, nach der folgenden Hinrichtung ein zweiter Vogel; die flogen ob der Walstatt hin und her. So ging es bei jeder weiteren Enthauptung; die Vögel flogen um die Leichen. Man stellte die Häupter in einen Kreis zusammen; an der Stelle wuchs von nun an kein Gras mehr. Nach der grausigen Tat holten Leute von Uster die Toten in Bändern und Karren zur Bestattung ab, wobei die Tauben im Fluge den Zug begleiteten. Von nun an soll alle Jahre am Tage der Bluttat auf dem Platze der Hinrichtung nachts ein geisterhafter Zug gesehen worden sein, welcher, den grausamen Ital Reding in der Mitte, dreimal den Platz umschwebte und dann mit einem schaurigen Schrei verschwand.

86. Die Hexe in Uster

Ein Bauer wirft eine „Hexe“ die Treppe hinab. Die ruft ihm zu: „Was han ich dir taa? Han ich dich grupft, truckt oder gschrädlet?“ Am andern Morgen waren den Pferden des Bauers die Schwänze gezopft.

87. Im Oterehölzli

bei Winikon soll, wie man erzählt, ein Hagheerenschloß gestanden haben.

88. Sonderbares Ereignis in der Schulstube

In Bubikon wurde, es war lange vor 1900, ein ungefähr 18jähriges Mädchen beerdigt. Als das Leichengeleite fast die Kirche erreicht hatte, öffnete sich plötzlich die Türe des Schulzimmers, stand eine Weile offen und schloß sich wieder, ohne daß jemand zu sehen gewesen wäre. Der Erzähler, der damals als Schüler in der Schulstube saß und es selber gesehen hatte, meint: „Es war, als ob der Geist der Verstorbenen noch einmal ihren lieben Lehrer und sein Wirkungsfeld besucht hätte.“

89. Angst und Not.

In der Herrschaft Grüningen soll in grauer Vorzeit ein sonderbarer Brauch geherrscht haben. Wenn ein zum Tode Verurteilter sein Leben lassen mußte, führte man ihn zur „Richttanne“, wie man die Richtstätte damals hieß. Dort durfte der arme Sünder die Gnade erbitten, um sein Leben zu rennen, und diese Gnade konnte ihm nicht verweigert werden.

Man ließ dann den Verurteilten in der Richtung gegen das Haus rennen, das da heißt „Angst und Not“. Nach einer gewissen Zeit, wenn also der um sein Leben Laufende einen bestimmten Vorsprung hatte, ließ der Richter ihm Roß und Reiter nachjagen. Vermochte der Laufende das Haus zu erreichen und zu betreten, bevor die Reiter ihn eingeholt hatten, so durfte die Todesstrafe an ihm nicht vollzogen werden, im anderen Falle hatte er sein Leben endgültig verwirkt. Weil nun die Gejagten, wenn sie den Hufschlag der Verfolger hörten, in den Ruf ausbrachen: „O, hilf mir Herr in meiner Angst und Not!“ erhielt das dort stehende Haus den Namen „Angst und Not“.

90. Die Glocke von Hombrechtikon

Die Kirchgenossen von Hombrechtikon besaßen eine Glocke — sie meinen, es sei die mittlere gewesen — von der sie sagten, in ihr sei von der gleichen Glockenspeise enthalten, wie in der Glocke, die der Teufel dem heiligen Theodul von Rom nach dem Wallis tragen mußte.

91. Silberne Glocken

Vom ehemaligen Kirchengeläute zu Dürnten sagte man, die zweitgrößte sei aus Silber gegossen. Dasselbe behaupteten auch die Kirchgenossen von Seegräben, und sie hielten deshalb ihre einzige Glocke für besonders kostbar.

92. Der Binziker See

Um den Ort Binzikon herum ist keine Quelle zu finden. Alles Wasser versiegt sofort. Darum hat sich tief unter dem Dörfchen ein großer unterirdischer See gebildet. Es sollen schon Leute zu diesem Wasser hinabgestiegen sein. Aber von dem, was sie dort sahen, verloren sie die Stimme, so daß sie nichts erzählen konnten.

93. Von der Hexrüti

Die Hexrüti ist eine einsame Örtlichkeit in der Nähe von Bertschikon in der Gemeinde Goßau. Noch am Anfang unseres Jahrhunderts wußte man, daß sich allerlei Spukgeschichten an diesen Ort knüpfen. Leider fand sich niemand mehr, der diese Geschichten im Gedächtnis behalten hatte. Der bekannte Pfahlbauforscher Messikommer fand an dieser Stelle einen sogenannten Schalenstein.

94. Das Spukhaus Galgenacher

Westlich des Gießen bei Herschmettlen-Goßau steht das einsame Gehöft Galgenacher, so benannt nach dem Hochgericht der Herrschaft Grüningen, das sich in seiner unmittelbaren Nähe befand. Hier sollen in gewissen Nächten furchterregende Gestalten mit feurigen Augen durch die Fenster hereinlotzen. Im Treppenhaus ist zuweilen ein unheimliches Poltern und Klirren zu vernehmen.

95. Marchenverrückter

Die alte Frau Trüb im Riedtli schritt einmal spätabends vom Galgenacher heimzu. Da erblickte sie auf einer Wiese eine Gestalt, die langsam hin und her ging. Sie erkannte in ihr den alten Kunz von Itzikon, der schon seit längerer Zeit verstorben war. Auf dem Grundstück, wo er einst die Marchen versetzt hatte, schritt er nun langsam die Grenzscheide ab. Sie näherte sich ihm und sprach ihn an. In diesem Augenblick verschwand er.

* * *

Marchenverrückter „chömed ume“ und müssen nach ihrem Tode die strittigen Grenzlinien abschreiten oder gar die Steine an den richtigen Ort setzen. Sie bekommen überdies einen schwarzen Rachen.

* * *

Trüllmeister-Rösi erzählte von einem Marchenfrevler, der nach seinem Tode ständig am Tatort „Heulen“ bei Herschmettlen umging.

96. Von Geistern, die plötzlich verschwinden

Einmal sah Trüllmeister-Rösi, als es nach der Dämmerung zu seinem etwas oberhalb des Dorfes gelegenen Hause hinaufstieg, eine Gestalt, die ein Licht trug und aus einem Seitenweg sich der Straße näherte. Rösi beeilte sich, um mit ihr zusammenzutreffen und zu erfahren, wer das sei. Als sie aber bei der Wegmündung ankam, waren Gestalt und Licht wie weggeblasen.

* * *

Grethler-Ruedi aus dem Hanfgarten war einmal in der Pünt bei Oberottikon mit Heuen beschäftigt. Da sah er von weitem einen Verwandten die Straße herabkommen. Ruedi verließ seine Arbeit und ging ihm entgegen, um ihn zu begrüßen. Doch als er die Straße erreichte, war der andere verschwunden, als hätte ihn der Erdboden verschluckt.

* * *

Bachme-Wilde-Albert aus der Fuchsrüti sah auf dem nächtlichen Heimweg von einem Liechtgang in Ottikon einen Mann vor sich hergehen. Er beeilte sich, um ihn einzuholen und den Weg gemeinsam mit ihm zurückzulegen. Doch wie sehr er auch seine Schritte beschleunigte, er holte

den Unbekannten nicht ein. Plötzlich bog dieser in ein Seitensträßchen gegen das Haus von Wagner Weber ab und verschwand dort im angebauten Abort. Verwundert schaute er nach — aber niemand war mehr zu sehen.

* * *

Der alte Hofmann im Ammetännli kehrte eines Abends in der Dämmerung vom Felde heim. Auf dem Flurweg, der von der Langmatt zum Birch hinaufführt, sah er jemanden vor sich hergehen. Plötzlich verschwand die Gestalt hinter einem großen Unkrauthaufen. Neugierig schaute er nach — aber niemand war mehr zu sehen.

97. Geister erscheinen als weiße Flecken

Ein Bekannter von Trüllmeister-Heich ging spätabends heimzu. Da kam ihm ein Fremder entgegen, den er nach altem Brauch grüßte. — Keine Antwort. Verärgert drehte er sich um und rief dem Unbekannten zu: „He, häsch du kä Schnorre?“ — Doch kaum hatte er das gesagt, war der andere verschwunden, und er selber fühlte, daß ihm etwas auf der linken Schulter saß — etwas wie ein weißer Fleck. Er wischte ihn weg — vergebens. Das seltsame Ding blieb bis zum Moment, wo er über die Schwelle seines Hauses trat.

* * *

Baumann in der Breite fuhr eines Abends mit seinem Pferdefuhrwerk durch den Tägernauerwald heimzu. Es dämmerte bereits. Plötzlich standen die Pferde bockstill und ließen sich weder durch Lockungen noch durch Schimpfworte und Peitschenhiebe von der Stelle bewegen. Schließlich sprang der Bauer ungeduldig vom Wagen und wollte die Tiere an der Halfter führen. In diesem Augenblick schossen sie los. Mit knapper Not konnte sich Baumann noch auf den Wagen schwingen. Die Pferde rasten, ohne anzuhalten, durch das Ried dem Stalle zu. Und der Bauer hatte während der wahnsinnigen Fahrt ständig das unheimliche Gefühl von einem weißen Fleck auf der Schulter. Etwas wie ein Tier, ein Äffchen, saß dort und ließ sich trotz aller Versuche weder abstreifen noch abschütteln.

Erst vor der Stalltür hielten die wild atmenden Pferde an. In diesem Moment verschwand auch das gemeinisvolle Etwas von seiner Schulter.

98. Der heimgekehrte Geist

Pünter-Ida saß eines Sommerabends mit ihrer Mutter im Garten vor dem Hause, Pünt genannt. Da sahen sie in der Dämmerung einen schwar-

gekleideten Mann die Straße gegen den Hellberg hinaufschreiten, hart am Garten vorbei. Merkwürdigerweise hörte man jedoch keine Schritte. Die Mutter bemerkte, es dünke sie sonderbar, daß dieser Mann völlig weiß angezogen sei. Pünter-Ida widersprach ihr erstaunt, denn in ihren Augen erschien der geheimnisvolle Unbekannte schwarz. Sie stritten noch eine Weile; die Mutter beteuerte aber, der Mann sei weiß gekleidet gewesen. — Am andern Tag kam die Nachricht, daß ein Hellberger im Spital in Zürich nach langem Todeskampf gestorben sei und daß er in seinen letzten Stunden immer wieder heimverlangte. Der Fremde war niemand anderer als sein Geist gewesen, und die Mutter, als ein Fronfastenkind, hatte ihn als solchen erkannt!

99. Der Geist, der im Landsacker die Seuche anzeigen

Es war im Vorwinter 1912. Eines Abends, um 10 Uhr, schaute ich, wie alle Abende vor dem Schlafengehen, nochmals nach dem Vieh. Als ich die Stalltür hinter mir schloß und ins Haus hinübergehen wollte, sah ich jemanden die Dorfstraße heraufkommen. In der Dunkelheit konnte ich die Gestalt nur undeutlich erkennen; ich wußte nicht, war es ein Mann oder eine Frau, die da mit merkwürdig stolperndem, schleifendem Gang der Schalung entlangstrich. Bei der March, die das Ende meines Hausplatzes bezeichnet, blieb das unheimliche Wesen stehen und bewegte sich. Es klirrte und rasselte etwas, und die Dunkelheit schien mit einem Male noch zuzunehmen. Schnell trat ich in die Scheune, um die Laterne zu holen, aber als ich zurückkam, war die Erscheinung verschwunden.

Ein Jahr später, 1913, brach in unserem Dorf die Seuche aus. Sie ergriff jeden Stall, bis genau zu jener March, wo das Gespenstinne gehalten hatte.

100. Die Geister zu Maur

In der Burg Maur soll noch im 19. Jahrhundert „etwas“ umgegangen sein. Die bösen Geister, die dort überall rumorten, wurden einst in ein Zimmer gebannt, wo sie aber nur kurze Zeit verharrten.

101. Vom Benkelsteg

In der Nähe des Benkelsteges bei Maur sind schon eine ganze Menge Gespenster gesehen worden. Einst ging ein Mann dort nachts hinauf, ganz

nüchtern, wie er selber 1917 erzählt hat. Da habe auf einmal bei der letzten Wendung der Straße vor dem Steg etwas wie eine völlig schwarze Wand vor ihm gestanden und sein Weitergehen verhindert. Nun habe er tüchtig zu fluchen angefangen — und weg war die Erscheinung. Es wurde licht, und er konnte weiter.

Ein andermal, wie der gleiche Erzähler beim Steg aus dem Walde heraustrat, habe er plötzlich ein Licht auftauchen sehen, wie wenn jemand eine Laterne einen halben Meter über dem Boden trüge. Das Ding sei mit Windesschnelle über die Wiesen rechts gegen den Wald hinabgeeilt. Kurz darauf habe er den Dorfgenossen T. angetroffen, der ihn fragte, ob er nicht auch soeben diese eigentümliche Erscheinung beobachtet habe.

Andere erzählen, daß hier einmal Schatzgräber arbeiteten. Da sei ein schwarzer Herr erschienen.

102. Verhextes Vieh

In einem Haus in Maur verübten — es muß vor 1900 gewesen sein — Geister großen Unfug. Das Vieh tat nicht gut; es war verhext. Der Rat einer Frau, der Eigentümer B. solle jeden Morgen beim Eintritt in den Stall ein Vaterunser beten, wurde befolgt, aber ohne Erfolg.

103. Die Kirche von Schwerzenbach

a) Ein reicher, frommer Mann aus Hegnau besuchte allsonntäglich die Kirche von Uster, wobei ihm stets ein Hündlein voranlief. Sobald man in Uster des Hündchens ansichtig wurde, stellte man das Läuten ein, weil man wußte, daß auch der entfernteste Kirchgenosse nahe. Dieser Fromme verordnete sterbend, daß da, wo ein Schimmel mit seinem Leichenwagen Halt mache, eine Kirche gebaut werden solle. Das geschah so. An jener Stelle, wo der Schimmel hielt, entstand die Kirche Schwerzenbach.

b) In Schwerzenbach ist einmal ein Hagheer gewesen. Der hat ein Gespann mit vier Schimmeln von Hegnau aus führerlos in die Welt hinausgejagt. Dort, wo die Schimmel halten würden, wollte er eine Kirche bauen lassen. Als das Gespann in Schwerzenbach stillstand, hielt der Hagheer dies für ein göttliches Zeichen und ließ an jenem Platze das versprochene Gotteshaus erstellen.

104. Die Zeusler von Fällanden

In der Gegend an der Glatt sah man früher ziemlich häufig Flammen auf dem Ried herumtanzen, die weithin sichtbar waren. Das waren die

Zeusler, nämlich die Geister Verstorbener, welche zu Lebzeiten an jener Stelle, wo sie umgehen, einen Frevel begangen, Marchen versetzt, Land gestohlen, Bäume geschädigt haben. Zur Strafe für ihre Missetaten müssen sie im Feuer wieder an der betreffenden Stelle erscheinen.

105. Versammlung der Hexen

Zur Mitternachtsstunde vor jedem kirchlichen Festtage versammeln sich die Hexen aus der ganzen Umgebung von Fällanden auf der Dorfbrücke und halten daselbst ein Mahl. Wer in ihre Nähe kommt, muß bald sterben.

106. „Ungehüürige“ Orte

Am linken Ufer der Glatt geistet es, weil sich dort schon etliche das Leben durch Ertränken genommen haben.

Auch beim Lochbrünneli am Weg von Pfaffhausen nach Witikon ist es nicht geheuer.

107. Die Gründung des Lazariterhauses Gfenn

Balduin, König von Jerusalem, selbst mit Aussatz behaftet, gründete im Heiligen Lande den St.-Lazarusorden, dessen Aufgabe es war, den ärmsten unter den Kranken zu helfen. Eines Nachts träumte der König, der hl. Lazarus führe ihn durchs Gebirge zu einer neuen Kirche, wo er durch das Gebet der Klausnerinnen geheilt wurde.

Balduin erzählte seinen Traum der Ritterschaft, und bald stellte sich ein Edelmann ein, der aus dem Urnerland gekommen war; dieser beteuerte dem Herrscher, nachdem er den ganzen Traum vernommen hatte, daß das geschaute Klösterchen das Stift Seedorf sei. Der König machte sich ungesäumt auf den Weg und traf richtig in Seedorf ein. Daselbst wurde er von seiner schrecklichen Krankheit befreit. Er beschenkte das Kloster reich und bat, daß die Frauen den Orden des hl. Lazarus annähmen. Er stiftete in Seedorf ein Haus für Lazariter-Ritter und ein Spital. Darauf fuhr er zu Kaiser Heinrich, um die Rechte seiner Stiftung bestätigen zu lassen.

Auf dieser Fahrt kam Balduin nach Zürich. Unweit der Stadt, „nit wyt von Dübendorf, daselbst stand sin Roß still und konnt man das nit wyters bringen weder mit Lieb noch mit Leid, das hielt der Künig für ein Merkzeichen dz er daselbst auch ein Kloster erbuwen sollt und traf dessen ein

Anordnung, schickt auch einen Botten nach Seedorf dz zwey Klosterfrownen kommen solltind die by diesem Buw ein Ufsicht hielten. Und hieß die eine von diesen Frownen Martha von Hertenstein, und ward dieselb vom König Balduin zur ersten Meisterinn über das nüwe Klösterlin gesatzt, welliches er dem alten Kloster unterwarf“.

108. Der Oberländer Zigerkrämer

Der Bruder von Dorothees Großvater handelte viele Jahre mit Ziger und trug ihn im Rückenkorb weit im Lande feil. An einer Spinnstubete erzählte Dorothee von diesem Hausierer eine schauerliche Geschichte, deren Wahrheit sie versicherte, so wahr sie dasitze und spinne!

Da sei er dann einmal auf seiner Tour ganz unvermerkt in die Türkei hineingeraten und sei dort in ein vornehmes Haus hineingetreten, um zu fragen, ob man Ziger brauche. Die Frau habe geantwortet, er solle nur einen Augenblick warten, sie wolle den Mann fragen. Der Mann sei dann gekommen und habe bemerkt, der Zigerkrämer solle mit ihm in die Wohnung hinaufkommen. Wohl zwanzig Treppen sei es hinaufgegangen. Dann hat der Mann eine vergoldete Türe geöffnet und ihn in ein Zimmer geführt, wo eine solche Pracht herrschte, daß der Krämer gemeint habe, er sei im Himmel. Wie er aber sich vom Staunen erholt hatte und dem Hausherrn seinen Ziger antragen wollte, war dieser verschwunden. Als lange niemand mehr erschien, schickte der Krämer sich an, das Zimmer wieder zu verlassen. Aber es war verriegelt. Alles Rufen und Klopfen nützte nichts; keine Seele gab ihm Bescheid. Erst jetzt bemerkte er, daß die Fenster alle vergittert waren. Schließlich schlief er vor Angst ein. Als er wieder erwachte, lag er in einem anderen Zimmer auf einem schönen Bett. Er schaute sich erstaunt um und hörte dabei jemanden schnarchen. Da habe er gerufen: „Hee, Kamerad!“ Der andere sei plötzlich erwacht und habe geantwortet: „Gut Freund!“ Beide freuten sich, und jeder glaubte, am andern einen Helfer gefunden zu haben. Aber keiner wußte weder sich noch dem Kameraden einen Rat. Dann erzählten sie einander, wer sie seien und woher sie kämen. Da habe der andere erzählt, er sei ein Pfarrer im Züribiet; er habe in Basel seinen Bruder besuchen wollen, sei vom rechten Weg abgekommen und unversehens in die gottlose Türkei hineingelaufen. Sei bei Nacht und Nebel bei diesem Hause angekommen, habe angeklopft und gefragt: „Hee, ist das der rechte Weg nach Basel?“ Man habe ihm freundlich zur Antwort gegeben: Ja freilich, er solle nur hereinkommen, es werde ihm jemand zünden bis nach Basel hinein. Er sei hineingegangen und holdselig aufge-

nommen worden. Im Augenblick habe die Frau vom besten Wein, Käs und Brot und Fleisch gebracht; er habe müssen zu Tische sitzen und essen, und der Mann und die Frau hätten ihm fleißig zugetrunken. Zuletzt, als er habe gehen wollen, habe die Frau ein Gläslein Schnaps aufgestellt, das er unbedingt habe austrinken müssen. Das könne nichts anderes gewesen sein als Schlafwasser, denn nach dem ersten Schluck habe er schon nichts mehr von sich selbst gewußt. Als er am folgenden Morgen aufgewacht sei, sei er eben da in diesem Bett gelegen, habe aufstehen und in die Stube hinabgehen wollen, aber die Türe sei verriegelt gewesen und geblieben bis auf diesen Augenblick. Nun schmachte er schon ein Vierteljahr in dieser Einsamkeit und wisse nicht, was man mit ihm vorhave. Zu essen und zu trinken habe er genug; täglich werden ihm die besten Speisen durch jenen kleinen Laden hereingegeben. Aber keine Seele sei noch zu ihm gekommen, und der Zigerkrämer sei der erste, den er seither sehe.

Die beiden Gefangenen mußten noch weitere fünfzehn Wochen in ihrem Zimmer bleiben. Dann erschienen zwei Türken bei ihnen, griffen an ihnen herum, redeten aber kein Wort mit ihnen, so etwa wie die Metzger mit den Kälbern tun, wenn sie schauen wollen, ob sie zum Schlachten fett genug sind. Beim Pfarrer mochten sie immerfort lächeln, der Zigerkrämer aber sei seiner Lebtag brandmager gewesen und geblieben.

Da, was geschah? Komme in derselben Nacht eine Magd an das Eßlädelein und flüstere, morgen werde der Pfarrer gemetzget und der andere, sobald er fett genug sei. Dem Krämer wurde es wind und weh, doch der Pfarrer lachte nur. Nachts, als es an der Kirche halb zwölf schlug, spreitete der Pfarrer seinen Mantel auf dem Boden aus und sprach zu Großättis Bruder: „Jetzt komm und lege dich neben mich hieher!“ Als beide so auf dem Mantel gelegen, sagte der Pfarrer: „Jetzt wünsche ich, daß wir morgen, wenn die Sonne aufsteht, gerade so nebeneinander liegen auf dem Wangener Ried!“ Dann schliefen sie ein, und richtig, als sie erwachten, lagen sie am gewünschten Orte, worauf jeder hurtig seiner Heimat zueilte.

Dorothee beteuerte zum Schluße nochmals: „Ja, das hat mein Vater viertausendmal erzählt, und die Geschichte ist so gewiß wahr, wie das Lichtlein neben mir brennt!“

109. *Das schneeweisse Steinchen*

Es war einmal ein Hirtenbüblein, das mußte alle Tage Geißen und Schafe hüten. Es konnte singen wie ein Vogel und jodeln, daß man's weit und breit im Tal unten hören möchte. Einmal hatte das Büblein Durst, und es suchte

auf der Weide herum nach Wasser. Endlich fand es unter einer hohen Tanne ein Weiherlein. Dort kniete es nieder und trank gierig.

Wie es so am Weiherlein kniete, sah es im Wasserspiegel, daß auf der Tanne oben ein Vogelnest liege. Das Büblein, nicht faul, kletterte wie ein Eichhörnchen hinauf, fand aber weder Staub und Flaug vom Nest und stieg unverrichteter Dinge wieder herab. Es schaute abermals ins Wasser und erkannte das Nest wieder im Baum oben. Es stieg zum zweitenmal in den Baum hinauf und fand wieder nichts. So zum dritten, vierten Male. Endlich kam der Bub auf den Einfall, er könne im Wasserspiegel die Äste zählen bis zum Nest hinauf. Das Ding war gut; er kam bis zu jenem Ast, griff herum und bekam das Nest in die Hände. Er langte hinein und fand ein schneeweißes Steinchen darin. Jetzt erst konnte er das Nest sehen.

Weil das Steinchen schön war, steckte er es in die Tasche und stieg vom Baum. Am Abend trieb er seine Geißen heim und sang und jodelte dazu nach Herzenslust. Aber wie er ins Dorf kam, hörte man den Buben wohl singen, aber sehen konnte ihn niemand. Die Leute fingen sich an zu fürchten, liefen davon und schrien: „Der Bub ist behext, oder es ist sein Geist!“

Der Vater hörte seines Kindes wohlbekannte Stimme, aber er sah auch nur die Geißen und den Buben nicht. „Um Himmels Gottes willen, was hast du gemacht?“ rief er ihm zu, „komm herein in die Stube!“ Vater und Mutter wußten vor Schreck nicht, wo aus und an, und der Bub wußte nicht, daß er unsichtbar war, bis es ihm der Vater sagte. „Bist du etwa auf einem Hexenplatz oder in einer Zauberhöhle gewesen?“ fragte der Vater mit bebender Stimme. Der Bub antwortete nein und erzählte vom Vogelnest.

„Gib weidlich das Steinchen heraus!“ riefen Vater und Mutter. Der Bub gab das Steinchen dem Vater. Da riefen der Bub und die Mutter: „Herr Jesis, Vater, wo bist? Wir sehen dich nicht mehr!“ Der Bub war nämlich sichtbar, dafür der Vater unsichtbar geworden. Da wards dem Vater, als ob er eine Kröte in der Hand hätte, und er warf das Steinchen auf den Tisch. Da, was geschieht? Sie sahen den Tisch nicht mehr.

Der Vater auf, suchte den Tisch, fand das Steinchen, rannte hinaus und warf es in den Sodbrunnen hinunter. Aber da war es nicht anders, als ob Himmel und Erde zusammenstürzten; es krachte, blitzte und donnerte, wie beim schrecklichsten Gewitter.

Nicht lange hernach kam ein fahrender Schüler durchs Dorf. Der versprach dem, der ihm das schneeweisse Steinchen verschaffen könne, ein Tollenkessi voll Taler.

110. Die letzten Mönche zu Rüti

Im Kloster Rüti hausten nach der Reformation nur noch drei Mönche. Der erste von ihnen, Rudolf Spon, der auch der jüngste war, hatte eines Metzgers Frau in einem benachbarten Orte mit Liebestrank also eingenommen, daß sie sich in Abwesenheit des Mannes in einer Nacht im Kloster beherbergen ließ, obwohl sie daheim kleine Kinder zu hüten gehabt hätte. Da aber der Mann wider die Vermutung der Frau nach Hause kam, traf er die Kinder allein und vernahm, daß die Mutter im Kloster wäre. Der Mann nahm das Schwert, welches sein Vater im Schwabenkrieg geführt, wetzte es und ging zum Kloster, wo er der Frau bei der kleinen Pforte auflauerte. Morgens um vier Uhr öffnete der Mönch leise das Tor und entließ die Frau unter Liebkosungen. Der Metzger aber hieb „mit dem Sabul“ dem Mönch auf den Kopf, daß er tot niedersank. Die Frau konnte sich in der Finsternis in ein Haus flüchten, wo sie der dortigen Frau ihre Not erklärte: „Soll ich dir nicht vor Jammer sagen, unser sind drei Eheweiber beieinander gewesen, und mir allein ist ein solcher Jammer widerfahren!“

* * *

Nächst dem Kloster ist der Rütiwald. In der Nähe stand ein Lehenshof, den ein junger Mann namens Isler bewirtschaftete. Der hatte ein junges, schönes, aber unzüchtiges Weib. Dieses hielt mit dem zweiten Mönch, Wolfgang Huber, im Walde geheime Zusammenkünfte ab, bis es der Mann endlich merkte. Er ging der Frau in den Wald nach, wo er sie „beim Waldmeister- und Enziensuchen“ fand. Isler machte der Frau bittere Vorwürfe, worüber der Mönch so erboste, „daß er ein aufgezogenes, geladenes Geschloß, so eine Art Pistolle“ dem Isler auf die Brust setzte und ihn zwang, einen Eid zu schwören, daß er zu keiner Zeit die Tat weder an ihm noch an seiner Frau rächen wolle, auch niemandem von diesem Vorfall etwas offenbaren wolle.

In Reue, Angst und Kummer erzählte er aber die Geschichte noch am gleichen Tag. Die Sache wurde ruchbar, und der Mönch floh ins Fischenthal, wo er mit Hilfe einiger Bauern am 7. Mai 1532 beim Steg mit dem Spieß einen Bären erlegte.

* * *

Der dritte, Sebastian Hegner, floh mit Urkunden des Klosters nach Rapperswil und führte mit der Zürcher Regierung einen langen Prozeß. Aber er verfiel eines Tages in eine solche Raserei, daß er sich den Strick,

den er sonst um die Kutte trug, um den Hals legte und sich erhängte. Als seine Konkubine, die just dazwischentrat, ihn mit dem Messer vom Stricke befreien wollte, fuhr ihm dasselbe in den Hals, „und so starb der Mönch halben gehenkt und halben geköpft“. Um die Tat im Verborgenen zu halten, wurde der Körper in die Ziegelhütte gebracht, daselbst in den feurigen Ofen geworfen und zu Asche verbrannt. „Solches geschah im Jahr 1555.“

III. *Von unterirdischen Gängen*

Wie die Alten wissen wollten, hatte jede Burg ihren unterirdischen Ausgang. Diese Schlüsse hatten natürlich einmal eine Bedeutung. Man dachte sie sich als Verbindungswege zwischen Burgen. Noch heute sagt man in Bauma, daß früher einmal ein unterirdischer Gang bestanden habe zwischen den Burgen Werdegg und Sternenberg. Der war so groß, daß die Werdegger imstande waren, darin in den Sternenberg hinauf zu reiten. Im Hagheerenloch seien die Gänge beider Burgen zusammengestoßen. — Vom Eichschloß führte ein solcher Gang ins Lochbach-Tobel. Die Burgen Kempten und Wetzikon waren auf gleiche Art miteinander verbunden und ebenso die Schlosser Grüningen und Liebenberg. Vom Rappengubel bei Steg, sagt man, habe ein unterirdischer Laufgang nach dem Wirtshaus zum Steg bestanden, so hoch, daß die Hagheeren darin zu Roß auf und ab reiten konnten. Am untern Bachtel führte auch ein Hagheerenweg durchs Holz. Man sieht dort eine lange, dem Hügel gleichlaufende Krinne im Boden. Dieser Graben röhre her von einem zusammengefallenen unterirdischen Hagheerenweg. Vom Batzberg bei Wald führte einst ein Gang hinunter bis zur Wellenwoog an der Jona. Vom Ritterhaus Bubikon soll ein unterirdischer Gang bis an den Zürichsee hinüber geführt haben. Es sind noch die Gänge vom Schloß Girenbad und von der Burg bei Fehrltorf zu erwähnen. Wahrscheinlich hat man früher noch von weiteren solchen sagenhaften Gängen gewußt.

II I . *Das Vögelein von Kyburg*

Als auf der Kiburg noch die Grafen hausten, lebte im Tößtal unten eine hübsche Bauerntochter. Die verschmähte den Heiratsantrag eines reichen Bauernburschen, weil sie heimlich einen jungen Grafen liebte, mit dem sie sich oft traf. Den Jüngling quälte die Eifersucht, und er schlich seiner Angebeteten eines Tages nach, ertappte sie auch mit dem Grafen. Stracks lief er aufs Schloß und meldete dem alten Grafen, was er gesehen.

Der Alte sperrte den Sohn einen Monat lang ein. Dieser aber wußte sich und seiner Geliebten zu helfen. Als Jäger verkleidet wurde die Jungfrau heimlich aufs Schloß geführt. Doch die Freude hatte auch ihre Folgen, und das Kind getraute sich nicht mehr nach Hause.

Nun faßte sich der junge Graf ein Herz und gestand dem Vater seinen und des Mädchens Umstand. Der Alte wollte aber von einer Heirat nichts wissen und sperrte beide in den Turm. Einige Zeit später ritt der Vater mit dem Sohne nach Winterthur. Diesen Anlaß benützte ein vom jungen Grafen gedungener Jäger, die Geliebte nach Hause zu bringen. Die Mutter aber schlug ihre Tochter und schickte sie aus dem Hause. Das Mädchen irrte einige Zeit im Walde herum und genas hier des Kindleins. In seiner großen Verzweiflung wußte es nicht wohin damit, tötete und verscharre es.

Selbigen Tags ritt der alte Graf durch den Wald und entdeckte das Geschöpf mit den blutigen Händen. Der wußte bald was Lands und sperrte die Mörderin ein. In der Nacht aber befreite sie ein Vertrauter des jungen Grafen. Sie lief und lief und sank endlich entseelt vor der Pforte des Klosters Töß zusammen.

Seither zeigt sich immer am Sankt-Othmarsabend dort, wo das Unglück geschah, ein Vögelein in der Größe einer jungen Taube, dunkelgrau, mit weißer Brust; blutrot leuchten seine Füße und Flügel spitzen. Oft wollten die Jäger den seltenen Vogel, der keinem bekannten glich, fangen. Keinem ist es gelungen. Wer gar darauf schoß, dem zersprang das Schießgewehr.

Im dichten Gesträuch nah am Steg über die Töß haust es in einer verdornten Eiche. Kein Tier nähert sich diesem Ort. Am Sankt-Othmarsabend steigt ein blaues Flämmlein daraus in die Höhe. Viele haben den Vogel schon gesehen. Oft sitzt er am Kerkerfenster und pfeift traurige Töne über den Wald hinab. Der Schloßkaplan sagt, das sei die verdamte Seele des Mädchens. Er meint, die Bußezeit näherte sich dem Ende, denn vor altem sei der Vogel schwarz gewesen und habe auf der weißen Brust drei rote Blutflecken gehabt.

113. Von der Kyburg

a) Nach dem Tode des letzten Grafen von Kyburg kam 1264 die Grafschaft an das Haus Habsburg. Mit den Vögten, die anstatt ihrer Herren auf der Burg hausten, zog ein finstres Mißgeschick in ihre Mauern ein, das jedem dort geborenen Kinde mit schnellem Tod drohte, und wenn Mutter und Kind der Gefahr augenblicklich entrannen, die Knaben nie die Jahre der Mannbarkeit erreichen ließ. Darum schlügen die Habsburger nie

dauernd ihren Wohnsitz auf der Kyburg auf, obschon sie auf derselben die Reichskleinodien und Reliquien aufbewahrten.

b) Wenn leuchtende Flammen an den Türmen erschienen, bedeutete das den Ausbruch von blutigen Fehden und drohende Kriegsnot.

114. Die eiserne Jungfrau auf der Kyburg

Schon allein das graue Gemäuer des Schlosses machte auf die Untertanen einen unheimlichen Eindruck, aber nicht das war es, was sie erzittern ließ, wenn sie von dieser Hagheerenburg redeten, sondern die Marterinstrumente, mit denen man hartnäckige Sünder plagte oder vom Leben zum Tode brachte.

So meldet die Sage, daß auf Schloß Kyburg die eiserne Jungfrau im spitzen Winkel, welchen die Ostseite des Bägglereturms mit der nördlichen Umfassungsmauer bildet, aufgestellt gewesen sei. Durch eine Falltür soll sie mit einer senkrecht darunter befindlichen, jetzt ausgefüllten, gemauerten Grube in Verbindung gestanden haben. Der zum Jungfernkuß verurteilte Delinquent habe sich der mit offenen Armen ihn erwartenden Statue nähern müssen, worauf dieselbe dann bei Berührung einer gewissen Stelle im Fußboden ihre Arme geschlossen, ihn mit verborgen gehaltenen Dolchen zerfetzt und den Leichnam durch die Falltür in die Tiefe habe fallen lassen.

115. Der Reliquienkasten auf der Kyburg

Der Kasten, in welchem die Reichskleinodien und Reliquien auf der Kyburg verwahrt wurden, blieb nach dem Tode König Albrechts auf der Kyburg, während die Kleinodien nach Nürnberg verbracht wurden. Diesem Kasten wurde von den Leuten der Umgebung eine wundertätige Kraft beigemessen, und es wird erzählt, daß sie deswegen oft in die von der Königin Agnes, der Tochter Albrechts, in der Burg erbauten Kapelle kamen und ihren Kopf, wunderbare Heilung erwartend, auf den ehemaligen Reliquienschrein legten.

116. Tauben und Raben

Auf der Richtstätte von Kyburg wurde einmal ein Knabe unschuldigerweise hingerichtet. Als man ihn zum Tode führte, flogen schneeweisse Tauben über das Volk hin. Die hatten auf des Knaben Seele gewartet, um

sie in den Himmel zu tragen. Nach der Hinrichtung aber sind viele Raben gekommen; die haben sich den ungerechten Richtern auf die Köpfe gesetzt und ihnen die Augen ausgehackt.

117. Uf Chiiberg go Brügel hole

Weit verbreitet im Oberland ist die Erzählung vom „Brügel go hole uf Chiiberg“, und fast jede Gemeinde nahm sie für sich in Anspruch.

Da lebte einst in einem Dorf ein Mann, der mit seiner Frau nicht im Frieden leben konnte. Die Frau klagte ihre Not dem Pfarrer, und dieser überzeugte sich angesichts der „blauen Mosen“ an verschiedenen Körperteilen der Frau von der kräftigen Handschrift des Mannes. Der Geistliche faßte einen Plan zur Besserung des Kerls.

Eines Tages ließ er ihn kommen und übergab ihm einen Eilbrief an den Landvogt zu Kyburg. Der Herr Landvogt solle ihn gleich lesen und das Nötige vornehmen. Wohl und Wehe hänge von der sofortigen Erledigung ab. Der Mann, geehrt durch diesen seltenen Auftrag, trabte so viel er mochte, „go Chiiberg“, fand auch richtig die Kanzlei und gab den Brief dem Schreiber ab. Dieser wollte den Boten wieder heimschicken, aber der ließ sich nicht so rasch abfertigen und bemerkte, der Herr Pfarrer, der ihn geschickt habe, müsse unbedingt sofort Antwort haben. Zum Glück oder Unglück, wie man will, war der Landvogt zu Hause, und der Schreiber konnte ihm das Schreiben einhändigen.

Kurz, er las also den Brief des Pfarrers, kam in die Kanzlei und schickte den Schreiber, den Schloßknecht zu holen. Dieser erschien, und der Landvogt schickte ihn mit dem Briefboten in eine gewisse Kammer. Darauf zeigte der Vogt dem Schreiber eine gewisse Stelle in dem eben erhaltenen Brief. Der Kanzlist las da von einem Mann, der seine Frau verprügle, und von der Bitte des Pfarrers, den betreffenden Kerl, den er als Bote selber mit dem Briefe geschickt habe, wissen zu lassen, wie das Prügeln tue. Zwanzig Rutenstreiche oder so hat ihm der Landvogt verordnet und ihm die nötige Predigt gehalten. Darauf hat er ihn ohne Botenlohn wieder heimgeschickt.

Die Geschichte ist natürlich ausgekommen, und seither sagt man, wenn einer in die Grube fällt, die er einem anderen gegraben hat, er sei „uf Chiiberg go Brügel hole“.

118. Eine Kyburgerin gründet Frauenfeld

Eine Tochter aus dem Hause Kyburg hatte einst auf der Jagd, zu der sie mit ihrem Vater und vielen Edelleuten ausgeritten, den jungen Herrn auf

Seen, einer kleinen Burg bei Winterthur, kennen gelernt und eine tiefe Neigung zu ihm gefaßt. Sie gelobte ihm als Gattin zu folgen wohin es auch sei. Allein, die stolzen Grafen, ihr Vater und ihre Brüder, wollten von der Verbindung einer Kyburgerin mit einem armen Ritter nichts wissen.

Ihrem Schwure getreu aber trotzte die Jungfrau dem Unwillen der Ihri-gen. Sie floh aus dem väterlichen Schlosse und begab sich mit ihrem Ge-liebten zum Abte des Klosters Reichenau, über dessen thurgauische Besitzun-gen der mächtige Graf von Kyburg Schirmvogt war. Dem geistlichen Herrn lag sie bittend um Rat und Hilfe an. Der erzeigte sich ihr gnädig und anerbot ihr bei seinem Hofe Erchingen auf dem rechten Ufer der Murg einen steilen Felsen, am äußersten Ende der Grafschaft Kyburg gelegen. Dort solle sie unter seinem Schutze eine feste Burg bauen zum Schirme ihrer Liebe. Ihrer Heimat nahe, könne sie daselbst auch ihr Anrecht auf das väterliche Stamm-gut wahren.

Die junge Gräfin tat nach diesem Rat. Die Burg erstand, Häuser der Dienstmannen reihten sich daran, und bald erhob sich ein Städtchen um den Turm. Damit sie jedoch ihres neuen Besitztums sicher sei, übergab sie Burg und Städtchen dem Herrn von der Reichenau und empfing sie von ihm wieder zu Lehen.

Der Abt wußte in der Folge die zürnenden Grafen von Kyburg mit ihrer Tochter und Schwester und deren Gemahl auszusöhnen.

So ist nach der Sage die Hauptstadt des Thurgaus gegründet und zu steter Erinnerung an das gräfliche Edelfräulein, das seinen Gatten sich selber erwählt und standhaft zu ihm gehalten, Frauenfeld genannt worden. In das Stadtwappen aber ward der kyburgische Löwe aufgenommen, den eine Jungfrau an goldener Kette führt. Dem Volke ist dieses Zeichen vom „Fräuli mit dem Leuli“ ein Sinnbild des Sieges, den die Liebe über den löwenmäßigen Zorn des Vaters davongetragen.

119. Das Russengrab bei Hombrechtikon

Es war im Jahre 1799. Franzosen, Russen und Österreicher stritten sich im Oberland herum. Drei Russen hatten sich beim Schnapsgelage verspätet und vermochten ihre Truppe, die sich vor den Franzosen, welche wieder Oberwasser hatten, zurückziehen mußte, nicht mehr zu erreichen. Dort am alten Weg, welcher von der Hohlgaß nach dem Langenried hinunterführte, legten sie sich in der Wiese nieder und schliefen ein. Der Amtmann drüben im Hinterholz erfuhr davon und schickte einen Boten mit der Meldung hinab an den See, wo sich die Franzosen befanden. Ein Offizier mit etlichen

Soldaten erschien an Ort und Stelle. Mit den Bajonetten stießen sie die Trunkenen wach. Und nun begann ein rohes, grausames Spiel. Durch die Abendstille erscholl das Hohngelächter der Franzosen und das Schmerzgeschrei der Russen. Zuletzt wurde alles ruhig. Die Peiniger entfernten sich. Auf der Unglücksstätte lagen die zu Tode Gequälten. Um Mitternacht weckte der Amtsmann den Knaben drüben im Nachbarhause. Mit einer Sturmlaterne versehen begaben sie sich ins Grüthölzli, wo in einer Grube die Toten verscharrt waren. „Hörst du etwas?“ fragte der Amtsmann. „Ich höre Töne!“ antwortete der Knabe. „Woher?“ „Da, aus dem Boden herauf.“ Nun begann der Amtsmann auf dem Boden herumzustampfen, bis aus der Tiefe nichts mehr zu vernehmen war.

Von Stunde an hatte der ruchlose Mensch keinen Frieden mehr. Er wurde unstat und zerfiel innerlich, vergriff sich auch an Mündelgeldern und endete in geistiger Umnachtung als Selbstmörder.

120. Ursprung der Freiherren von Uster

Die Freiherren von Uster, die mit den Grafen von Rapperswil verwandt waren, sollen von einer unehelichen Tochter des bayrischen Herzogs Eticho abstammen.

121. Vom Herzog, der 300 Jahre im Himmel war

Es war einmal ein junger Herzog, der war überaus fromm und gut, aber er wollte durchaus nicht heiraten. Schließlich nahm er auf das ausdrückliche Begehrungen seiner Mutter eine Prinzessin zur Frau. Am Hochzeitstage betete der junge Bräutigam, der liebe Gott möge ihn doch rein bewahren.

Am Morgen desselben Tages erschien bei ihm ein schöner Jüngling und anerbot sich als Koch, und der Herzog stellte ihn als solchen an. Durch sein frommes und holdseliges Betragen machte sich der Jüngling bei den Leuten am Hof und besonders beim Herzog recht herzlich lieb, und dieser bat ihn, er möge doch immer an seinem Hofe bleiben.

Am dritten Tage, nachmittags, erklärte der Jüngling, seine Stunde sei gekommen, er müsse wieder nach Hause. Der Herzog begleitete ihn allein eine Strecke Weges. Da kamen sie unter heiligen Gesprächen unvermerkt auf eine grüne Heide, die ganz mit Rosen und Rosmarin bewachsen war und von Balsam duftete. Unter einem Palmbaum stand ein weißes Maultier. Der Jüngling löste es ab und bat den Herzog, er möchte sich darauf setzen. Das tat dieser, und alsbald schwang sich auch der Jüngling hinter ihm

auf das Tier. Da war es dem Herzog, als ob er durch die Luft schwebte. Bald sahen sie in der Ferne eine prächtige Stadt, und gleich darauf kamen sie an ein goldenes Tor, welches mit Edelsteinen besetzt war. In der Stadt drin strahlte ein Glanz und eine Herrlichkeit, als ob tausend Sonnen schienen. Von allen Seiten hörte man Musik und Gesang, und weißgekleidete Jungfrauen mit Blumenkränzen um die Stirne gingen durch die mit Gold besetzten Straßen. Diese Jungfrauen empfingen den Herzog mit Jubel und Freude. Keine Feder vermag zu beschreiben, was er da Schönes und Herrliches zu sehen bekam.

Der Herzog wäre gerne da geblieben, aber sein Führer bemerkte ihm, auch seine Stunde sei nun gekommen, er müsse nach Hause, aber er werde wohl bald wieder kommen dürfen.

Als der Herzog wieder heimkam, fand er seinen Palast in ein Kloster verwandelte. Er klingelte an seiner Pforte. Ein Klosterbruder in langem, schwarzem Gewande trat hervor, und der Herzog fragte ihn, was sie da machen, oder ob er sich verirrt habe. Er sei heute mittag von zu Hause fortgegangen, und nun zur Vesperzeit sei er wieder da und finde das herzogliche Schloß nicht mehr, in dem er doch Herr und Meister sei. Der Bruder antwortete: „Hier regiert ein Abt. Ich will Euch zu ihm führen.“ Aus dem Gespräch mit dem Klostervorsteher ergab sich, daß der junge Herzog 300 Jahre fortgewesen und jener Jüngling ein Engel gewesen sei, der ihn in den Himmel geführt habe.

Die ganze Geschichte von seinem Verschwinden sowie den Tod der Herzogin und der Mutter konnte er selbst auf einem Denkstein lesen. Man veranstaltete auf das Wiederfinden des Herzogs ein großes Freudenfest, und dieser mußte an der Tafel zuoberst sitzen. Als er aber ein Stücklein Brot in den Mund nahm, wurde er plötzlich zu einem uralten Manne — und starb.

122. Die Wasserjungfer

Ein Jüngling saß singend in einem Nachen auf einem breiten, reißenden Strom und ruderte aus allen Kräften, um schnell an das jenseitige Ufer zu gelangen, wo seine Geliebte, das schönste Mädchen des Stromtales, wohnte. Als er in die Mitte des Stromes kam, drang der Hilferuf eines Verunglückten an sein Ohr. Er blickte flüchtig hin und sah ein altes Weib mit den Wellen kämpfen, die es hinunterschlingen wollten ins nasse Grab. Er aber kehrte sich nicht daran und eilte, hinüberzukommen. Die Stimme klang immer flehentlicher, aber schwächer und leiser. Die Arme schwamm am Nachen des Jünglings vorüber, hinab, ihr Rufen verstummte.

Doch plötzlich, wenige Klafter vom Fahrzeug entfernt, tauchte sie leicht wie ein Nebelgebilde aus den Wellen empor, und es war keine häßliche Alte, sondern die schönste aller Jungfrauen, noch unendlich schöner als seine Geliebte, die schon harrend und winkend am Ufer stand.

Die Jungfrau im Strome aber rief zürnend: „Fahr immerzu! Fahr zu in Ewigkeit!“ Und sie schwamm spielend wie ein Schwan stromabwärts. Den Jüngling aber ergriff unnennbare Sehnsucht nach der Unvergleichlichen, die seine Sinne bezauberte. Er vergaß der harrenden Geliebten und fuhr hinab, der Unbekannten nach, die in immer gleicher Entfernung vor seinen Augen dahinschwamm, nicht achtend auf sein liebeflehendes Rufen und nur von Zeit zu Zeit ihm vorwurfsvoll ihr leuchtend schönes Antlitz zukehrend. Der Jüngling fuhr Tage, Wochen und Jahre stromabwärts, aber das Ziel seiner Sehnsucht vermochte er nie zu erreichen. Und so fährt er immer noch zu, bis in die Ewigkeit hinein.

III. Knonauer Amt

1. Der Geist am Mühlerain

In der Gegend von Landikon hauste früher ein Geist, der es vornehmlich auf die spät heimkehrenden Betrunkenen abgesehen hatte. Er führte sie an den Haaren in den tiefsten Morast und wälzte sie im Kot, wobei er nicht einmal auf die schönsten Sonntagskleider Rücksicht nahm. Die von ihm Irregeführten kamen jeweilen „wie gepelzt“ nach Hause.

2. Das Weidel-Madleni

Madleni war die einzige Tochter im alten Weidelhaus. Sie arbeitete aber nicht, sondern „schelle“ bettelnd herum, den berüchtigten Klatsch austragend. Sie war bekannt als Lügnerin und Betrügerin; zugleich fürchtete man sie als Hexe, da sie Menschen und Vieh bannen und — auf Entfernung — den Kühen die Milch ausziehen konnte. Nach ihrem Tode fand sie die Ruhe nicht und mußte als Gespenst allabendlich nach dem Betzeitläuten von Weide zu Weide fahren, wobei sie immer bedacht war, den Leuten Schaden zuzufügen.

3. Die Katze beim Lomattobel

Vor etwa tausend Jahren wohnte im Lomatthaus bei Stallikon ein Weib, das in der schwarzen Kunst wohl erfahren war. Schwarz wie ihre Kunst waren auch Leib und Seele. Einzig die Haare standen ihr rot um ihr häßliches Gesicht, in welchem zwei funkelnende Triefaugen standen. Zur Nachtzeit fuhr sie mit dem Teufel auf den Hexentanzplatz und half ihm dort bei jedem Firlefanz. Dafür tat ihr der schwarze Höllengeist zuliebe, was sie nur wollte.

Doch zur bestimmten Zeit lief der Vertrag mit dem Bösen ab. Sie stand just hinter dem Haus beim Brunnen, als er heranfuhr, sie beim Schopfe nahm und ihr das Genick umdrehte. Seit da muß sie als Katze beim Lomattobel umgehen, sobald es dort abends zu dunkeln anfängt.

4. Der Kirchhof von Sellenbüren

In der Nähe des Dörfchens Sellenbüren ist ein stilles, heimeliges Plätzchen. Die Überlieferung will, daß hier die Edlen dieses Ortes begraben lie-

gen. Es soll auch eine Kapelle daselbst gestanden haben. Doch bemerkt man heute weder von den Gräbern noch von dem Kirchlein die geringste Spur. Hinter dem Kirchlein ist ein großer Schatz verborgen, aber gute Geister hüten ihn, daß er nie einem Sterblichen zuteil werde. Ein unschuldiges Büblein hat aber vor vielen, vielen Jahren einmal dem Treiben der Schatzwächter zuschauen können.

Dieses Knäblein suchte im Walde Beeren. Da hörte es durch die Büsche ein seltsames Klingen. Es lief dem Klange nach und kam zu einer Waldwiese. Da war es, als ob's Sterne geregnet hätte auf das Wieslein, so dicht lagen Gold- und Silberstücke herum. Dazwischen huschten wunderbare Gestalten, nicht größer als das Büblein selbst. Sie trugen weiße, glänzende Kleidchen und Kränze von hellen Sternblumen in den goldenen Locken. Aber daneben trugen häßliche Zwerge mit grauen Augen und langen Nasen immer neue Säcke voll Geld herzu. Auf Anweisung der schönen Geister leerten sie die Säcke, und das war es, was das liebliche Klingen verursachte.

Lange schaute der Knabe unbemerkt dem sonderbaren Treiben zu, aber endlich trieb ihn eine unwiderstehliche Lust nach dem blitzenden Gelde unter die geschäftigen Wesen. „Gebt mir auch von dem schönen Spielzeug!“ bat er. Die lieblichen Geister winkten ihm, zu nehmen, aber die Zwerge blickten grimmig nach ihm. Rasch füllte das Bürschlein seine Taschen und eilte, von heimlichem Grauen gejagt, heim zur Mutter. Dort erzählte er, was er gesehen. „O, du Glückskind!“ rief die Mutter aus, „du hast den Schatz gefunden. Komm hurtig und zeige ihn dem Vater und mir!“ Der Kleine führte sie hin. Aber wenn er noch so bestimmt versicherte, er sei an der Stelle, so fand sich doch keine Spur mehr von dem reichen Segen, und für die Wahrheit seiner Worte zeugten nichts als die funkelnenden Taler, die der gute Wille der Schatzhüter ihm gelassen.

5. Der Schatz auf der Ofengüp

Ofengüpft heißt der Hügel, auf dem seinerzeit die Burg der Freiherren von Sellenbüren stand. In diesem Hügel liegt ein Schatz vergraben. Leider ist dieser Schatz gebannt. Schon mancher versuchte, ihn zu heben, aber noch keinem gelang es. Sobald nämlich der Schatzgräber auf die Schatzkiste stößt, fährt ein schwarzer „Zottelhund“ aus dem Boden und glotzt ihn böse an. Es gibt kein Mittel, diesen Hund zu vertreiben. Es ist nämlich der Böölimann. Weder Hühnerblut noch Johannissegen bringen ihn zum Verschwinden. Wer nicht weidlich die Ofengüpft verläßt, wenn der Hund zu murren beginnt, um den ist es geschehen.

6. Der Heiggel in Sellenbüren

Vor vielen Jahren lebte in Seelenbüren ein Bauer namens Heiggel, der Vogt über das Dörfchen war. Zuerst übte er sein Amt zur Zufriedenheit aus, aber in späteren Tagen herrschte in seinem Hause weder Sparsamkeit noch Zucht und Ordnung. Es wurde gut gegessen, viel getrunken, aber immer weniger gearbeitet. Den Wünschen und Begehren seiner Kinder war Heiggel allzu nachgiebig. Drum ging es mit seiner Wirtschaft den Krebsgang. Damit er nicht verlumpete, betrog er Witwen und Waisen um ihr Gut. Auf diese Art konnte er sich halten bis zu seinem Tode. Aber da holte ihn der Böölimann. Seither sieht man oft bei Nacht einen ungeheuren schwarzen Hund, „wohl 25 Schuh lang“, der durch das Dach herunter auf die Laube des Hauses steigt und dessen feurige Augen, „dreimal größer als ein Pflugrad“, unheimlich leuchten. Bald beginnt ein Poltern und Lärm, als ob Kanonen losgebrannt würden. Der Spuk macht sich nicht nur im Hause, sondern auch im Stall bemerkbar. Es ist der Geist Heiggels, der umgeht und keine Ruhe findet.

7. Die Schachengeiß

In einem Heimetli bei Wettswil lebten ein Mann und eine Frau. Die wollten gut leben, aber nicht viel arbeiten. Natürlich stellten sich Hunger und Mangel ein. Aber statt zum Rechten zu sehen, schimpften und fluchten sie. Das hörte der Teufel, der just Rekruten suchte. Er fand bei den beiden Gehör, und sie machten einen Vertrag, laut welchem sie zwölf Jahre lustig leben, dann aber ihm gehören sollten.

Der Teufel hockte sich statt der Faulenzer an den Webstuhl und wob und wob. Er schaffte Tag und Nacht, und schier hätte er den Akkord aufgegeben. Denn wie er sich anstrengte und schaffte, so reichte sein Verdienst zu nichts. Nicht einmal ein Paar Schuhe konnten sich die Taugenichtse anschaffen. Alles, was der Teufel an Geld herbeischaffte, wurde vertrunken.

Als die zwölf Jahre vorbei waren, wollte der Böse mit dem Paar drausfahren. Aber sie waren in ihrer Trunksucht so verwahrlost, daß es ihm darob grauste und er mit ihnen nichts anfangen konnte. In seiner Wut bannte er ihre Seelen in eine schwarze Geiß, die fortan im Schachen umgehen mußte. Leute, die dort vorbeigehen und wunderswegen stehenbleiben, wirft sie unversehens zu Boden, ohne ihnen aber weiter zu schaden.

8. Der gebannte Lehrer

Es lebte an der Reppisch einst ein Lehrer, dessen Wohnort und Namen nicht genannt werden, weil es über ihn (etwas vor 1857) zu gerichtlichen Verhandlungen gekommen ist. Man sagte ihm nach, er hätte sich als Vormund einer Witwe beträchtliche Summen angeeignet. Bei seinem Tode habe er seinen Söhnen noch abbefohlen, das unrecht Erworbene wieder heimzuzahlen. Die Söhne waren alle bis auf einen bereit, des Vaters Willen zu vollziehen. Dieser eine aber wußte den andern einzureden, daß es vernünftiger sei, den ganzen Handel ruhen zu lassen. Und so geschah es.

Längere Zeit nachher jätete eine fremde Dienstmagd auf einem Felde in der Nähe des Gutes jener Familie. Als sie zum Ausruhen sich einmal streckte, sah sie den verstorbenen Lehrer vor sich stehen. Zu Tode erschrocken rannte das Mädchen heim und erzählte das Erlebnis. So kam die Geschichte zu Ohren der Familie des Lehrers. Die verklagten die unvorsichtige Erzählerin, und weil sie den Beweis schuldig bleiben mußte, wurde sie gebüßt.

Aber auch nachher behauptete sie halsstarrig, sie sehe die Gestalt des Lehrers noch immer und erbot sich, sie jedermann bei helllichten Tage zu zeigen. Andere Leute konnten aber nichts sehen, was sie damit begründeten, daß sie keine Sonntagskinder seien wie die Dienstmagd.

Im folgenden Winter ging morgens um vier Uhr ein Drescher an jenem Orte vorbei an die Arbeit. Da bemerkte er an der aus dem Gerichtshandel bekannten Stelle einen Mann, der in Mantel und Hut ruhig dastand. Der Drescher meinte, einen Halberfrönen vor sich zu haben und näherte sich ihm. Er schaute ihm unter den Hut und erkannte mit Entsetzen den Verrufenen. Er rannte, um sich zu retten, ins nächste Haus und sank dort ohnmächtig zusammen. Als er wieder zu sich gekommen war, erzählte er den Grund seines Schreckens. Die Leute drangen in ihn, die Begegnung den Söhnen des Verstorbenen mitzuteilen; denn diese hatten vor Gericht erklärt, daß sie die Begebenheit wohl eher einem Mannsbild glauben würden. und daß sie dann dem armen Mädchen die Summe zurückerstatteten wollten, Der Drescher folgte diesem Rat. Die Söhne ließen zwei Kapuziner kommen die den Geist in einen Dachrafen des Hauses bannen mußten. Seither hat man von der Spukgestalt nichts mehr gesehen.

9. Der Drache zu Bonstetten

Kaspar Gilg in Bonstetten will 1706 einen schwarzen Drachen gesehen haben. Der war vier Schuh lang und lief auf vier Füßen. Sein armsdicker Kopf hatte einen gelben Ring. Auf dem Kopf trug er eine goldene Krone.

10. Der brennende Mann bei Stallikon

Eines Abends kam ein Mann außer Atem in das Wirtshaus von Stallikon gerannt, und als er sich etwas erholt hatte, erzählte er, er sei auf dem Fußweg von der Baldern gekommen. Wie er sich einmal umgewendet habe, sei der brennende Mann hinter ihm hergelaufen. Er habe die Flucht ergriffen, aber immer, wenn er sich umgesehen habe, sei der brennende Mann hinter ihm her gewesen. Erst kurz vor dem Dorfe sei er zurückgeblieben.

11. Das Aeugsterwappen

Aeugst hat ein Eichhorn im Wappen. Damit soll folgender Schwank im Zusammenhang stehen. Es soll früher einmal ein Aeugster ein Eichhorn von bloßer Hand gefangen haben. Das habe ihn gebissen und gekratzt. Da hat er gesagt: „S nächscht mol legg i dänn Händschen aa!“ In der Umgebung lebt darum die Redensart: „Mer nänd en vo Händsche, wie d Aeugschter!“

12. Wie der Türlersee entstand

Da wo jetzt der Türlersee sich ausbreitet, lag in alten Zeiten ein schöner Bauernhof mit fruchtbaren Feldern. Der Besitzer hatte ein einziges Kind, eine anmutige, liebe Tochter. Die war dem jungen Schloßherrn auf der Schnabelburg in die Augen gefallen, und er stellte ihr leidenschaftlich nach. Das gute und ehrbare Kind wies aber alle seine Versprechungen zurück, beharrlich und schroff. Dem einfachen und freien Bauernmädchen mißfiel die Pracht der Burggemächer.

Doch der Schloßherr konnte den Vater überreden, das Kind zu mitternächtlicher Stunde unter allerlei Vorspiegelungen auf das Schloß zu bringen. Der Ritter selbst öffnet das Tor und zieht das widerstrebende Mädchen herein. Wie er das Tor hinter ihm schließen will, merkt es, was gespielt wird und stößt einen Schrei der Verwünschung aus auf seinen verräterischen Vater. In diesem Augenblick fährt ein flammender Blitz vom Himmel und trifft ihr Elternhaus. Das Kind sieht noch durch die Türspalte, wie die Erde eine feurige Kluft öffnet und der einst schmucke und gesegnete Hof mit allen Feldern darin verschwindet.

Am Morgen lag an deren Stelle ein See.

13. Die Herkunft der Fürsten von Schwarzenberg

Das Schloß der Freiherren von Schnabelburg, später Besitztum der Herren von Eschenbach und Schwarzenberg, wurde im Jahre 1309 von den Söhnen Kaiser Albrechts mit Hilfe des Abtes von St. Gallen wegen Teilnahme seines Besitzers am Königsmord zerstört. Bei dieser Gelegenheit soll die ganze Besatzung ums Leben gekommen sein. Ein einziger Knabe nur entrann dem Blutbade, weil sein unschuldiges Lächeln selbst die den Tod ihres Vaters rächende Königstochter rührte. Dieser Knabe soll der Stammherr der Fürsten von Schwarzenberg geworden sein.

14. Der Chriemhildengraben

Weit vom Meerestrande her wanderte einst eine Familie ins Knonauer Amt ein. Der Mann war von friedlicher Gemütsart, das Weib finster und ungesellig, doch dem Gefährten eine treue Gehilfin und dem wunderlieblichen Kinde eine sorgsame Mutter. Hinter Vollenweid, auf dem Berge am Türlersee, bauten sie eine Hütte und erwarben beträchtliches Grundeigentum. Wundersam gedieh die Arbeit ihrer Hände, und was sie gepflanzt, blühte und reifte in üppiger Fülle. Vor allem erfüllte der herrliche Garten die Nachbarn mit Bewunderung, aber auch mit geheimem Neide. Mit freundlichem Sinn teilten der Mann und das Kind von den duftenden Blumen und den saftigen Früchten auch vorbeiziehenden Wanderern und den Nachbarn mit, und oft trug das liebliche Mädchen den Kranken der Umgebung heilsame Kräuter zu. Das sah die Mutter — Chriemhilde nennen sie die einen, die andern Verena — nicht gerne, doch Vater und Kind beschworen mit freundlicher Mahnung den bösen Geist in ihr.

Nach etlichen Jahren geschah es, daß der gute Vater in den erbosten Wellen des Türlersees sein Grab fand. Mit ihm entwich der gute Geist, der über dem Hause gewaltet hatte. In finsterer Trauer arbeitete das Weib weiter, aber in ihrem Herzen wucherten Habsucht und Menschenhaß. Umsonst harrten die Kranken der Heilkräuter, umsonst schauten die Nachbarskinder nach den Wunderblumen in Chriemhildens Garten. Die Unglückliche erweiterte unbefugt ihre Grenzen. Das ließen sich die Herferswiler nicht bieten. Ohne der Guttaten des Verstorbenen zu gedenken, fielen sie über die Witwe her und brachten sie mit Zank und Hader und rastlosem Treiben vor den Gerichten um ihren Grundbesitz. Das gute Kind aber konnte das Wesen der Mutter nicht ertragen; es welkte dahin und fand im Schoß der Erde frühe seine Ruhestätte.

Als nun Chriemhilde einsam geworden und ihr die Herferswiler alle Grundstücke bis auf den Garten wegprozessiert hatten, sprach sie in wildem Unmut: „So kann ich doch noch gartnen!“ Aber es war kein Segen bei ihrer Arbeit, und der Garten blieb ein Schatten von der ehemals lachenden Pracht. Schließlich beraubten die Nachbarn sie auch noch des Gartens, und das Weib lebte nur noch im Gefühl der Rache.

Da nahte ihr der Böse. Der gab ihr ein, sie solle mit dem Wasser des Türlersees, das ihren Mann verschlungen hatte, ihre Feinde ertränken und ihre Felder verwüsten. Ein Hügel, der Jungalbis, trennt nämlich den See von dem Dorfe, und diesen wollte sie mit Teufels Gewalt durchstechen. Der Böse verlieh ihr Riesenkräfte und -gestalt. Eines Nachts machte sie sich ans Werk. Mit einer Schaufel wie ein Tennstor so groß, schaffte sie in grausiger Hast, mit jedem Stich einen Schuh weit vorrückend. Da sie aber mit dem Teufel abgemacht hatte, sie dürfe bei der Arbeit kein Wort reden, konnte sie ihrer Freude über das rasche Vordringen der Arbeit nicht Ausdruck geben. Sollte sie aber ein Wort über die Lippen lassen, bevor das Wasser durch den Graben in die Herferswiler Felder laufe, so wäre sie sein.

Wie sie zum letzten Stich die Riesenschaufel hob, konnte sie ihr Entzücken nicht mehr bändigen, und wild jauchzend rief sie: „So ist's geschehen, Gott zu lieb oder zu leid!“ In diesem Augenblick entführte eine brausender Sturm die Hexe durch die Luft, auf die blumigen Halden des Glärnisch. Aber unter ihrem Fuße erstarrten Gräser und Kräuter zu Eis. Noch heutzutage steht sie dort, auf ihren Spaten gelehnt, ein zackiger Eisblock, und nimmer taut sie auf von den Tränen der Liebe. Denn sie hat nur Haß gesät und Fluch geerntet. Der Graben aber, den sie ausgehoben, blieb, und die Leute nannten ihn nach ihr „Chriemhildengraben“.

15. Die Pest in Aeugst

Wie in den anderen Orten des Amtes, hauste im Jahre 1629 die Pest auch in Aeugst. Weil Aeugst, das erst 1667 eine eigene Kirche erhielt, nach Mettmenstetten kirchgenössig war, fanden seine Toten ihre letzte Ruhestätte auf dem Kirchhofe daselbst. Der Weg zur Kirche war der gegenwärtige (1928) Fußweg über die Wengi. Er führte über die jetzt noch bestehende, aus Stein gewölbte Jonenbrücke beim abgebrochenen Stampf vorbei gegen die Waldungen der Korporation Ober-Mettmenstetten. Hier an der Grenze bestand einst ein Weidgatter, daher heißt die Gegend „Aeugster-gätterli“.

In jener Pestzeit seien so viele Menschen gestorben, daß sie auf Wagen nach Mettmenstetten geführt wurden. Bei einer solchen Fuhr sei einmal

beim Aeugstergätterli eine Leiche vom Fuhrwerk gefallen. Die Fuhrleute hätten sich aber nicht darum gekümmert, sondern sie seien weiter gefahren mit der Ausrede: „Mer chömed moorn ja doch wider, mer nämed si dänn moorn!“

16. Das Räägelsloch bei Uerzlikon

Eine abgelegene Waldwiese der Korporationswaldung Uerzlikon führt den Namen Räägelsloch. Nach der Sage soll dort die letzte Hexe von Uerzlikon, die sich durch Erhängen das Leben nahm, beerdigt worden sein. Alte Männer berichteten, daß sie beim Öffnen des Grabens dem Wald entlang auf einen Sarg gestoßen seien. Das Haus, wo die angebliche Hexe gehaust haben soll, ist im September 1906 durch Blitzschlag eingeäschert worden.

17. Vom Rifferswiler Moos

An der Stelle, wo heute die weite Fläche des Rifferswiler und Hauser Mooses als Torf- und Streueland sich hinzieht, war einst nichts als Sumpf, den kaum eines Menschen Fuß betreten konnte, außer in ganz kalten Wintern. Die weite Ebene gehörte den Herren auf der Schnabelburg, die das Land aber gering schätzten.

Als einst einer dieser Herren einem Krieger den Sold zahlen sollte, ließ er ihm die Wahl zwischen einem Helm und dem sumpfigen Moos. Der Krieger zog den Helm vor und verzichtete auf die weite Fläche Landes, wo später wertvolle Streuerieder lagen und jährlich für große Summen Torf gewonnen wurde.

18. Der Schimmelreiter zu Kappel

Wer früher nachts von Hausen nach Kappel wanderte, sah dort im Mondschein einen Mann über die Allmend reiten. Bleich, hohläugig, schwarz gekleidet, lenkte er seinen Schimmel durch das Moor bis zum dunkeln Gehölz. Dort erhob er seine Rechte wie zum Schwur empor zum Himmel; man vernahm Hohngelächter, und der Mann samt dem Roß waren verschwunden.

Die Sache verhielt sich so: Um die Waldung stritten einst das Kloster Kappel und die Gemeinde Hausen. Die Richter forderten Eide. Am Gerichtstag, zu dem sich das Volk drängte, kam der Amtsmann übermütig hoch zu Roß angesprengt und schwur: „Dieser Grund zu meinen Füßen

ist, bei dem Schöpfer und dem Richter über meinem Haupte, des Abtes Eigen!“ Er hatte nämlich in seinen Schuhen Erde vom Klostergute und einen Richtkamm (= Richter) und einen Löffel (= Schöpfer) schlau unter seinem Hute verborgen. Um diesen Meineid zu sühnen, mußte er lange Zeit geisten. Denn die Wahrheit läßt sich nicht höhnen.

19. Der Schimmelreiter von Herferswil

Im Weiler Buchstock bei Herferswil, auf der Nordseite des Homberges, lebte zur Zeit des Kirchbaues zu Mettmenstetten ein Rychner. Er spendete viel Geld zum Eingießen in die Glocken und stiftete die kleine Glocke selbst, knüpfte aber daran die Bedingung, daß mit dem Einläuten zum Gottesdienst zugewartet werden müsse, bis er auf seinem Schimmel über den Ettenbühl, die Anhöhe östlich des Oberdorfes, hinabgeritten kam.

20. Das unversehrte Herz Zwinglis

Es wird berichtet, daß Zwinglis Freunde, als sie drei Tage nach der Schlacht bei Kappel auf das Schlachtfeld kamen, dessen Herz nicht ohne Bestürzung unversehrt aus der Asche gelesen haben. Thomas Platter, der davon etwas nach Basel brachte, zeigte den ihm wertvoll scheinenden Überrest Zwinglis dem Myconius. Dieser aber riß ihn Platter aus den Händen und warf ihn, um allem Aberglauben zuvorzukommen, in den Rhein.

21. Die Wiggle

In Allenwinden bei Kappel lag im Sommer 1919 eine alte Frau schwer krank darnieder. Eines Nachts kam eine Wiggle in die Nähe des Hauses und verführte ein klägliches Geschrei. Wie die Frau diesen Lärm hörte, sagte sie: „Diese Wiggle will mich holen!“ Und wirklich starb die Frau in wenigen Tagen.

22. Die Gründung des Klosters Kappel

Es geht die Sage, daß am Orte, wo jetzt die Kirche des heiligen Markus steht, eine uralte Kapelle gestanden habe. Dort wohnten einst Einsiedler. Sie konnten durch einen unterirdischen Gang bis an den Ort gelangen, der

später zum Weinkeller des Klosters wurde. Diese Höhle diente jenen Leuten als Wohnung, wovon noch Überreste eines Kamins und andere Dinge zeugen.

Als nun die Herren von Eschenbach von den Höhlenmenschen erfuhren und auch von der Schnabelburg herunter die Lichter sahen, welche zu ihnen herauf leuchteten, begannen sie an jener Stelle eine Kirche zu bauen, welcher sie ein Kloster anfügten. Sie nannten es Kappel, weil dort schon eine Kapelle gestanden.

23. Der Bruderrain bei Mettmenstetten

Zuoberst auf dem Homberg liegt ein Waldhang, der Bruderrain. Von dem geht die Sage, hier habe einst ein Einsiedler, ein frommer Bruder gelebt. 1905 gab es noch Leute, welche die Stelle der „Bruderei“ bezeichnen konnten. Da stand nämlich ein Bibernuß-Strauch, und von dem haben die Erzähler noch selbst Bibernüsse gepflückt. Diesen Strauch, sagten sie, habe der Waldbruder gepflanzt. Dort habe seine Klause gestanden.

24. Das Wildental

ist eine Waldung bei Mettmenstetten. Davon sagt man, hier hätten die Wilden, d. h. die Heiden, die sich zur Zeit der Verbreitung des Christentums nicht bekehren lassen wollten, noch lange gehaust.

25. Der Stifeliriter

In Mettmenstetten sah man früher den Stifeliriter. Er war schwarz gekleidet, bleich und hohläugig. Nachts, von zwölf bis eins, tanzte er auf einer Matte, die wie ein Zirkus aussah.

26. Der Öler von Mettmenstetten

Im Oberdorf lebte einmal ein Öler. Der maß in seiner Öltrotte den Bauern das Lewatöl nicht ganz ehrlich aus. Nach seinem Tode mußte er zur Strafe jede Nacht zur Geisterstunde aus seinem Grabe steigen, zur Trotte wandeln und die Spindel der Öl presse drehen. Sieht ihn ein Menschenauge, so verwandelt er sich sofort in einen schwarzen Pudel. Heulend läuft er dann das Dorf hinab und verstummt erst, wenn er auf dem Kirchhof angelangt ist.

27. Von der Spräggelennacht

In Knonau wurde jeweilen am zweitletzten Freitag vor Weihnachten die Spräggelennacht abgehalten. Einer alten Sage zufolge sollen sich in jener Nacht Geister herumgetrieben haben. So seien die Geister von zwei alten Jungfern, welche ihren Liebhabern untreu geworden waren, in der Kirchmatte herumgehüpft. Sie sollen sich einmal in die Kirche gewagt haben, als der Sigrist zum Läuten ging.

Ein Dämon vorwiegend bösartiger Natur war die Sträggele oder Spräggel, die durch das Spräggelen-Jagen verscheucht werden sollte.

In der gleichen Nacht soll jedes Jahr ein Mann, der Marchsteine versetzt hatte, mit einer Hacke in der einen und mit einer Laterne in der anderen Hand, nachts 12 Uhr durch die Schloßmatte geschritten sein.

28. Das Tüürebrünneli

Eine Quelle an der bei Unterlunnern zum Reußried abfallenden Halde heißt das Tüürebrünneli. Sie war seit jeher landauf und landab bekannt. Es gab Zeiten, zu denen sie monatelang kein Wasser lieferte, obwohl gar keine Tröckne herrschte, während sie anderseits in trockenen Jahrgängen reichlich Wasser spenden konnte. So ist es noch heute.

Da kamen denn früher im Frühjahr und im Sommer von weither die Müller und Bauern hergereist, um zu sehen, ob das Tüürebrünneli viel oder wenig Wasser liefere. Lief die Quelle stark, so ging es wie ein Lauffeuer durchs Land, die Körnerfrucht und das Brot werden teuer. Lag die Quelle fast trocken, so rechnete man auf billiges Brot. Da sollen sich dann die Müller und Bauern, die Korn und Weizen zu verkaufen hatten, rechtzeitig vorgesehen haben. Bei reichlichem Wasserfluß mußte man auf einen nassen Jahrgang rechnen. Dann durfte man die Fruchtvorräte nicht leichthin verkaufen. Man wartete mit dem Verkauf zu, denn der Preis mußte ja in die Höhe gehen. Das Tüürebrünneli zeigte also eine Teuerung an.

29. Der Sterbet in Oberlunnern

In grauer Vorzeit wütete ein gewaltiger Sterbet, der alle Einwohner von Oberlunnern bis auf eine ledige Tochter dahinraffte. Zu jener Zeit kam just aus dem Schwabenland ein Jüngling zugereist, und der heiratete diese Tochter. Aus dieser Verbindung entsproß das Geschlecht Stehli. Alles Land, berichteten die Alten, gehörte diesem Geschlecht allein, und noch 1900 stellten die Stehli die größte Anzahl der Familien.

30. Von goldenen Zeiten zu Obfelden

Ehedem führten die Obfelder im Knonauer Amt ein wahres Schlaraffenleben. Wenn im Herbst die Bauern sich vom Bette erhoben, lagen oftmals die reifen Birnen schon vor der Kellertür, ohne daß sie eine Hand hatten rühren müssen. Diesen Dienst erwiesen ihnen die Wassernixen von der Reuß, die ihnen besonders zugetan waren.

Damals gab es in unserem Lande Birnen, die waren tausendmal größer als die jetzigen, die sogenannten „überwelschen“. War so eine abgefallen, so wurde sie in den Keller gerollt, und dort zapfte man ihr den Saft ab. Zwei Männer trennten mit der großen Waldsäge den Stiel vom Fleisch und führten ihn in die Sägemühle, wo Bretter für Täferholz daraus geschnitten wurden.

Viel Sorge machte es den Leuten dazumal, die Milch aufzuheben. Die Kühe waren nämlich so groß, daß man Teiche graben mußte, um die viele Milch, die sie gaben, darin aufzufangen. Das Merkwürdigste aber waren die ungeheuer langen Kuhhörner. Blies man um Ostern hinein, so kam der Ton zu Pfingsten heraus.

31. Der Tempel auf dem Islisberg

Als man vor Zeiten die Kirche von Ottenbach erweitern wollte, mangelte es an Bausteinen. Da berichteten die einsamen Bewohner des benachbarten Islisberg, eines kleinen Dörfchens, es liege auf ihrer Höhe im Walde noch eine alte Heidentempel mit vier mächtigen Pforten und den schönsten Werkstücken. Die Gemeinde beschloß, diese Quader herabzuschaffen. So wie man aber an die Arbeit ging, verschwanden unvermutet alle Taglöhner, und selbst ihre Familien kamen allmählich aus dem Lande.

Nach vielen Jahren erfuhr man, daß sie sich alle zusammen in der Rheinpfalz niedergelassen hätten und daselbst recht glücklich und in Wohlstand lebten. Hieraus schloß man, die Steinhauer hätten in jenem Tempel einen großen Schatz gehoben und sich damit aus dem Lande geschlichen, um ihn ohne Anfechtung verzehren zu können.

Früher, 1857 noch, sagte man von einem, der den Gottesdienst geschwänzt hatte, er sei „z Iselischilch gsi“.

32. Das Glöcklein von Aesch

Auf dem früheren Trottgebäude in Aesch hing ein kleines Glöcklein, welches dann ins alte Schulhaus versetzt wurde. Davon berichtet der Volksmund:

Die Gemeinde Aesch wünschte einst das kleinste Glöcklein aus dem Kirchturme von Birmenstorf zu erhalten. Sie erhielt es auch, aber die Birmenstorfer gaben es nicht umsonst, sondern die Leute von Aesch mußten ihnen das Glöcklein mit gedörrten Birnen füllen, weil die Birmenstorfer Birnbäume seit Jahren keine Frucht mehr getragen hatten.

33. Der Wurm bei Lunnern

In der Gegend von Lunnern, in der Wangeren, hauste in alten Zeiten ein Ungeheuer, ein junger Drache, der den Bauern viel Schaden anrichtete, indem er die Feldfrüchte ausriß, wo er des Weges kam. Mit der Zeit bekamen die Ämtler genug von diesem Wurm, und sie konnten ihn vertreiben.

Das Ungetüm rettete sich über die Reuß und begann die Felder der Merenschwander zu verheeren. Es hielt sich in einem Wäldchen auf, das es nur nachts verließ. Als der Wurm einst durch einen Feldhag schlüpfte, konnte ihm ein Bauer, der auf der Lauer stand, mit dem Beil den Kopf abschlagen. Das Tier führte aber noch mit seinem Schwanz einen Schlag über die Hecke und traf den Bauern, daß er tot niedersank.

34. Der Spuk an der Aargauergrenze

Im ersten Villmergerkriege überließen sich am 2. Jänner 1656 die Zürcher Grenztruppen, die auf dem Bergrücken zwischen Reuß und Reppisch beim aargauischen Dorfe Oberwil aufgestellt waren, sorglos der Feier des Berchtelitages. Schon war der Feind von Bremgarten her ganz nahe herangerückt, um die Zürcher im nächtlichen Dunkel zu überfallen. Da jagte ein über die Straße laufendes Tier den Soldaten panischen Schrecken ein. Taub gegen die Vorstellungen der Führer, rannten sie davon. So wurden die nichtsahnenden Zürcher gerettet.

IV. Limmattal

1. Vom Egelsee

Auf der Höhe des Hasenberges, wo sich jetzt alter Wald im gemiedenen Gewässer des kleinen Egelsees spiegelt, stand früher einmal ein Schloß. Man nannte die Feste „Bauernweh“, weil der Tyrann Niko, der dort hauste, die Bewohner des nahen Limmat- und Reußtales unbarmherzig bedrückte und aussog. Seine Herrschaft reichte vom Schloß Schönenwerd bis nach Bremgarten und Baden. Eigentümlicherweise waren seine Rechte beschränkt; von Samstag mittag bis Montag mittag, von Mittagläuten zu Mittagläuten, war seine Macht ausgeschaltet, gebrochen.

Dieser grausame Herr schickte einen noch viel grausameren Vogt mit einer Schar von Knechten durchs Land, um Zins und Zehnten einzutreiben. Wer nicht sogleich bezahlte, den ließ er unbarmherzig in die Gewölbe seiner Burg werfen.

Als die Gewalttätigen einst am Samstag abend aus dem Limmattal heimkehrten, sahen sie zu Kindhausen bei einer Witwe mit sieben Kindern noch Licht. Auch sie hatte aus Armut dem Vogt die geschuldeten Abgaben noch nicht entrichten können. Da rief der Wüterich: „Die Alte hier hat auch die Pacht vergessen! Nehmt ihren Plunder als Ersatz!“ Sogleich packten die Knechte Hab und Gut der Witwe zusammen und trieben die Mutter samt den Ihrigen aus der Hütte. Nur eine Hand voll Mehl wollte sie mitnehmen zum Brei für ihr Jüngstes. Man riß ihr dieses aus dem Arm und warf es in das unterdessen angezündete Haus. „Nun braucht es keinen Brei mehr!“ höhnte der Vogt und ritt hinweg. In ihrem Schmerz rief die Mutter den Himmel um Strafe an: „Wänn nu de Tunner di und dini Burg in Boden ie verschlüeg!“

Noch in derselben Nacht erhob sich ein furchtbare Ungewitter. Es regnete Blitzschläge auf das Schloß herab, und unter Krachen versank es mit Mann und Maus hundert Klafter tief in den Boden hinein. Am darauf folgenden Sonntag morgen lag ein dunkelgrüner See an jener Stelle.

Der See aber ist von einem Rankenwerk geheimnisvoller Erzählungen umstrickt. Ist er besonders klar, dann kann man tief unten die Ziegel des versunkenen Schlosses erkennen. In seiner Umgebung geistern immer noch der Vogt und seine Hunde. Gelegentlich versperren sie einem einsamen Wanderer den Weg.

Am Ufer des Seeleins findet man Mauerreste, die von einer versunkenen Stadt herrühren sollen. Wirft man solche in das Wasser, so steigt er auf und überschwemmt das ganze Land. Die vielen Blutegel im See sollen beweisen, daß hier viel unschuldiges Blut geflossen ist.

Der Egelsee war einst doppelt so groß. Man sagt auch, er sei unergründlich und friere nie zu. In den letzten Jahren ist er zwar trotzdem zugefroren. Daß er langsam verlandet, ist Tatsache.

Auf Befehl des Ritters sollte der See ausgemessen werden. Aber als sich die Vermesser ans Werk machen wollten, rief eine Stimme aus der Tiefe des Wassers:

„Missischt du mich, so friß ich dich!“

Kaum war dies gesprochen, verschwand das ganze Schloß samt dem Ritter in den Wellen. Von diesem Augenblick an getraute sich niemand mehr, die Tiefe dieses Sees auszuloten.

2. Die versenkte Glocke

In der Franzosenzeit ging's in der Schweiz bunt zu und her. In Dietikon holten die Welschen eine Glocke aus dem Kirchturm und versenkten sie in der Limmat. Später holten sie sie wieder heraus.

3. Die Russen im Giigeliboden

Nicht weit von Dietikon steht der Guggenbühlwald. Darin befindet sich eine mit dichtem Gestrüpp bestandene Mulde, die unter den Füssen nachgibt, wenn man sie betritt. Deswegen ist die Gegend unheimlich.

In besonders dunkeln Herbst- und Winternächten sieht man im Giigeliboden hagere Gestalten, die traurig um ein flackerndes Feuer sitzen. Deutlich erkennt man die Pelzmützen, die langen Bärte, die zerlumpten Uniformen und die schweren Ketten, die sie an den Knöcheln und an den Handgelenken tragen.

Das sind die Seelen der Russen, die der französische General Masséna einst hier gefangen hielt. Immer wieder treffen sie hier zusammen, um ihr trauriges Schicksal zu beklagen. Sie suchen den Sinn ihres Daseins zu verstehen, was ihnen bis heute nicht gelungen ist.

4. Der Reiter im Guggenbühl

Als im Kriegsjahr 1799 die Franzosen in unserer Gegend lagen, wurde im Guggenbühlwald viel Holz gestohlen, ohne daß man ausfindig machen

konnte, wer der Schelm sei. Die Besetzungszeit ging vorüber, und die Franzosen versammelten sich nach und nach zu den Vätern.

Doch mit einem Mal fing es im Guggenbühlwald an zu spuken. Holzfrevler machten Bekanntschaft mit einem unheimlichen, rotglühenden französischen Reiter, der sich im Walde umtreibt. Er taucht immer im Westen auf, fliegt am Holzdieb vorbei und verschwindet im Osten. Denkt der Frevler, die Gefahr sei nun vorbei und will er sich weiter wagen, ist das Gespenst schon wieder da. Das tut es so oft, bis der Frevler in sich geht und umkehrt. Es ist nämlich die verfluchte Seele jenes Holzdiebes, den man während der Einquartierung nicht feststellen konnte. Sie muß bis in alle Ewigkeit jede Nacht zur Strafe das Holz im Guggenbühl bewachen und vor Holzdieben beschützen.

5. Zu Massénas Limmatübergang

soll ein Müller namens Schmid in Oetwil nicht wenig beigetragen haben. Er schoß heimlich mit einer Steinschleuder dem französischen Posten Nachrichten über die Limmat, sodaß die Franzosen über die Vorgänge am andern Ufer wohl unterrichtet waren.

6. Der Tambour

Als am 25. September 1799 die Franzosen bei Dietikon über die Limmat setzten, schlug ihr Tambour einen Marsch. Seither wiederholt sich dies jedes Jahr zur gleichen Stunde. Man vernimmt in der Nähe der uralten Burgruine Schönenwerd gedämpfte Trommelwirbel und schaurige Klagerufe. Harte, unerbittliche Kommandorufe erschrecken jeden, der dann in jener Gegend weilt, so daß er von Angst ergriffen ins Dorf zurückflieht.

7. Der Schimmel

In der Mühle zu Oetwil an der Limmat trieben die Gebrüder Schmid ihr Gewerbe. Sie besaßen in ihrem Stall ein weißes Pferd, das weit und breit an Schönheit nicht seinesgleichen hatte. Einst bot ihnen der Abt von Wettingen für den Schimmel den ganzen Bickwald, jedoch ohne Erfolg. So wenig galt damals das Holz.

8. Der letzte Wolf

Es soll ums Jahr 1800 herum gewesen sein, da der letzte Wolf im Limmat-tal erschlagen wurde. Das hat sich so zugetragen:

Zu jener Zeit war es üblich, daß man abends die Pferde von der freien Weide in die Inhegi trieb und ohne Aufsicht weiden ließ. Diese Weide lag im Grüt, und noch heute erinnert der Name Gatterwies daran.

Eines Morgens seien nun die Pferde höchst aufgeregt im Dorf erschienen und kaum zu beruhigen gewesen. Man begab sich ins Grüt, um Nachschau zu halten, was Außerordentliches geschehen sei. Die Bauern bemerkten sofort, daß die Pferde über den Hag geflohen waren. In der Weide aber lag ein toter Wolf, von einem Hufschlag hingestreckt.

9. Die Erdmännchen im Wilental

In alten Zeiten war das Limmat-tal auch von dienstbaren Zwergen und Erdmännchen bewohnt. Die blieben aber stets unsichtbar, obwohl sie den Menschen viel Gutes taten. Man hatte ihnen die Gegend um den einsamen Fischweiher im Wilental zur Behausung eingeräumt. Solange sie dort ungestört blieben, behüteten sie Mensch und Vieh vor Unglück und Not und bewiesen damit den Menschen ihre Dankbarkeit. Friedliche Leute, die feierabends das Wilental betraten, duldeten sie wohl. Fischfrevler und lärmende Trunkenbolde führten sie jämmerlich in die Irre und ergötzten sich an ihrer Angst.

Als 1798 die Franzosen einrückten, war's mit der Stille des Wilentales vorbei. Die Welschen holzten den schönsten Baumbestand ab und verbrannten das Holz an ihren Lagerfeuern. Die erzürnten Erdmännchen rächten sich. Mehrmals verschwanden nächtlicherweise Wachtsoldaten, wenn sie durch das Wilental ihre Runde machten. Doch daran kehrte sich niemand. Mit viel Lärm und wüstem Gefluch wurden die Rosse im Seelein getränkt und in dessen Ausfluß geschwemmt. Den heißgeschossenen Lauf der großen Kanone kühlten die wilden Gesellen im frischen Wasser.

Die Fische hatten auch ihre schönsten Zeiten gehabt. Eines Tages, als der „Spatz“ der französischen Feldküche ausgeblieben war, gruben die Soldaten kurzerhand den Ausfluß des Seeleins ab, daß der Spiegel sich langsam senkte und die Fische sich in einer schlammigen Ecke zusammendrängten. Die Franzosen hofften, ihrer hier leicht habhaft zu werden, staunten aber nicht wenig, als plötzlich zwei der wildesten Krieger im Schlamm versanken und nicht mehr gefunden werden konnten. Das war die Rache der

Erdmännchen, die nicht zuschauen konnten, wie die gesättigten Soldaten sich im Übermut die Fische an den Kopf warfen.

Dieses Unrecht verleidete dem kleinen Volke den Aufenthalt am Wilerseelein. Rache schwörend verließen sie die Gegend und kamen nicht wieder. In mondhellenden Nächten aber geistern noch heute die verirrten und versunkenen Franzosen im Wilental. Es behauptet mehr als einer, schaurige Schreie im Wald gehört zu haben.

10. Der Wald im Röhrenmoos

Es wird erzählt, die Dietiker Gemeindegrenze im Röhrenmoos sei durch einen „lustigen“ Zufall so eigenartig geworden, daß jetzt ein großer Waldzipfel im Spreitenbachergebiet unbegreiflicherweise zu Dietikon gehöre.

Nach der Franzosenzeit habe niemand mehr gewußt, welcher Gemeinde eigentlich der Wald gehöre. Die Gemeinderäte beiderseits hätten sich daher zusammen gesetzt und in guter Stimmung den Wald ausgejaßt. Die Dietiker sollen gewonnen haben.

11. Im Spinnmütterli

an der Straße von Oetwil nach Würenlos soll es früher gegeistet haben. Dem Großvater des Erzählers soll es noch passiert sein, daß er bei nächtlicher Heimkehr von Würenlos im Spinnmütterli vom Sturm erfaßt, ringsum gedreht und in den Graben geworfen wurde.

12. Unterirdische Gänge

Von der Burg Schönenwerd führte in alten Zeiten ein unterirdischer Gang unter der Limmat hindurch zum gegenüberliegenden Schloß Glanzenberg. Durch ihn verkehrten die beiden Rittergeschlechter miteinander.

Ein weiterer unterirdischer Gang soll von der Burg Schönenwerd gegen Urdorf verlaufen sein.

In Urdorf heißt ein Haus „zum Kloster“, weil früher an der Stelle ein Kloster stand. Man erzählt, von hier aus führe ein unterirdischer Gang ins Reppischtal, dorthin, wo früher eine Kirche gewesen, heute sich aber ein stattliches Bauernhaus befindet.

Ein weiterer unterirdischer Gang soll von Gwinden nach der Burg Schönenwerd geführt haben. In Gwinden ist nämlich unterhalb der Burg-

stelle der Erdboden mehrmals eigentümlich eingesunken, so daß der Boden immer wieder ausgeebnet und das eingesunkene Gebiet aufgefüllt werden mußte.

13. Kloster Fahr

Nach der Überlieferung sollen Lütold von Regensberg und seine Gemahlin Judenta das Klösterlein Fahr an der Limmat gestiftet haben, weil ihr Sohn in diesem Fluß ertrunken ist.

14. Der Pintenwirt von Urdorf

In Urdorf lebte einst ein boshafter Wirt, der das halbe Dorf um Geld und Gut gebracht haben soll. Mehr und mehr plagte ihn aber das Gewissen, zuletzt dermaßen, daß er sich eines Tages im Hohneret erhängte. Kinder, die zwischen Neujahr und Fastnacht geboren sind und darum mehr sehen sollen als andere Leute, können das Totengerippe noch heute sehen.

15. Im Giigeliboden

ist ein tyrannischer Vogt versunken, als er, neue, blutige Schandtaten ausheckend, in seiner schweren Rüstung einsam durch den Wald schritt.

16. Der Hausgeist in Dietikon

Im Haus Nummer 21 an der oberen Reppischstraße, dort wo gegenwärtig (1942) der Kindergarten untergebracht ist, soll es früher gegeistet haben. Der Geist wurde von einem Kapuziner in ein Fläschchen gebannt, das heute noch im Hause versteckt sein soll.

17. Der Geisterschachen

Im Limmattal lagen einst zwei stattliche Bauernhöfe. Durch Heirat und Erbschaft wurden die Grenzen zwischen ihnen mit der Zeit kompliziert. Dies führte schließlich zu Streitigkeiten zwischen den Besitzern, und aus Haß versetzte der eine im sumpfigen Schachen einen und später noch mehrere Marksteine, natürlich zu seinen Gunsten.

Nach Jahren, als der Nachbar dort Holz fällen wollte, bemerkte er den Betrug. Doch die Steine waren bereits wieder von Moos bewachsen, und der Betrüger gewann den gegen ihn gerichteten Prozeß. Der Verlierer, der vergeblich viele Kosten gehabt, war ruiniert, und bald starb er vor Kummer.

Der Reiche wurde immer angesehener, aber mit der Zeit begann ihn das Gewissen zu plagen. Viele schlaflose Nächte brachte er im Schachen damit zu, die Marksteine an ihren alten und rechten Platz zu setzen. Bevor er aber damit fertig geworden war, starb er. Seither sieht man dort nachts einen einsamen, feurigen Mann arbeiten.

Eines Tages fuhr ein Bauer von Dietikon nach Spreitenbach durch den Schachen. Da scheute plötzlich sein Pferd. Auch mit Schlägen war es nicht zu bewegen, weiter zu gehen. Als der Bauer um sich schaute, gewahrte er an einer riesigen Tanne ein schneeweißes Totengerippe. Dem Bauern lief's kalt über den Rücken. Er schlug mit der Peitsche nach der grauenhaften Erscheinung. Aber sie blieb stehen. Voll Entsetzen wollte er davonlaufen, aber er vermochte kein Glied zu rühren. Der Geist sagte mit hohler Stimme, die wie fernes Donnerrollen klang: „Auf diesem Gut habe ich vor vielen hundert Jahren die Grenzsteine versetzt und dadurch meinen Nachbarn ums Leben gebracht. Ich kann durch einen Bauern der Gegend erlöst werden, wenn er das tut, was ich hätte tun wollen: die Steine an den alten Platz setzen. Bist du bereit, einen Drittel von deinem Gut dem armen Nachbarn zu geben? Sag schnell ja, denn in wenigen Augenblicken ist meine Zeit um, und ich muß wieder hundert Jahre warten, bis ich den nächsten um diesen Liebesdienst bitten darf.“ Da der Bauer sich nicht sofort zu einer Antwort zurechtfinden konnte, vergingen die Augenblicke, und ein Blitz schlug aus heiterem Himmel neben dem Gespenst ein — und verschwunden war der ganze Spuk.

18. Der verräterische General

Die Franzosen und die Russen lagen einander an der Limmat gegenüber. Der französische General begab sich zum russischen nach Würenlos, um mit ihm etwas zu vereinbaren. Am Abend trat der nämliche russische General vor seine Soldaten und sprach zu ihnen: „Heute Nacht und am folgenden Tage könnt ihr noch ruhig schlafen. Erst übermorgen geht es los!“ Allein der Kampf begann schon am nächsten Tage. Also hat der russische General an seinen eigenen Soldaten den Verräter gespielt, indem er sie an die Franzosen verkauft hat.

19. Einige Fäßchen voll Geld

warf en in Dietikon die Russen in einen Jauchetrog als die Franzosen vörückten. Der Bauer, dem der Jauchetrog gehörte, hob das Geld später und wurde ein steinreicher Mann.

20. Wie die Franzosen die Leute plagten

Wenn die Leute nicht gehorchten, wurden sie von den Franzosen geschlagen. Während der Nacht schliefen die Franzosen in den Betten der Dorfbewohner, und diese konnten zusehen, wie sie die Nacht verbrachten. Oben im Dorf Dietikon nahmen die Welschen einen schönen Stier und töteten ihn mitten in der Nacht.

Die Franzosen hatten auch kein Heu. Sie nahmen den Einwohnern einfach alles Heu weg und gaben es ihren Tieren. Das Heu wurde so knapp, daß die Dorfbewohner ihre Kühe mit gerätschtem Stroh und gar mit Brot füttern mußten.

Die Franzosen blieben so lange im Dorfe, bis alles aufgezehrt war. Kein Brot und kein Geld war mehr vorhanden. Heute noch (1915) hat die Gemeinde Dietikon an den Folgen der Einquartierung durch die Franzosen zu tragen; noch jetzt hat sie Schulden aus jener Zeit.

Auf dem Guggenbühl fällten sie die schönsten Kirschbäume, um die Kirschen besser pflücken zu können.

21. Die Hasenfrau in Fahr

Der Abt von Einsiedeln war im Kloster Fahr erschienen, das seiner Aufsicht unterstand. Über Tisch erzählte ihm der Klosterbeichtvater von einem Hasen, der allen Jägern der Umgegend in den Schuß laufe und gleichwohl noch nie habe getroffen werden können. Der Abt entschloß sich alsbald zu einem Jagdgang, aber als ein gelehrter Mann lud er die Flinte vorher mit etwas Gesegnetem. Auch wenn der Jäger Osterkohlen vom Osterfeuer, am Karsamstag am Kirchhof angezündet, im Flintenkolben mit sich trägt, so kann ihm die Begegnung mit der „Hasenfrau“ keinen Schaden tun. Draußen am Stand erschien ein übergroßer Hase, neckte und hänselte. Ein Schuß — und er lag tot.

Da die Jagdgesellschaft heimkam, war im ersten Hause beim Kloster großer Lärm. In dem Augenblicke, da der Schuß gefallen war, war hier eine Frau tot umgesunken, die bei den Leuten die Hasenfrau geheißen hatte. Man hatte große Mühe, dem Abt den Unfall zu verbergen.

22. Die Schlange zu Weiningen

Bei Weiningen hat man im Anfang des 18. Jahrhunderts eine schön gefärbte, schlangenförmige Bestie gesehen mit einem Katzenkopf und einem Busch.

23. Die Gemeindegrenze im Bärental

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts, berichtet die Sage, lagen die Gemeinden Altstetten und Schlieren im Streit über die Gemeindegrenze im Bärental, einem Waldstück zwischen beiden Dörfern. Die Sache kam vors Gericht, und dieses ließ es auf einen Eid der beidseitigen Zeugen ankommen. Die Verhandlung fand auf dem strittigen Platze statt. Da trat ein Altstetter, einer der ältesten Bürger, vor, steckte eine Stange in die Erde und schwur: „So wahr ein Schöpfer und Richter über mir ist, geht die March hier durch!“ Gestützt auf diese eidliche Beteuerung fiel der Urteilsspruch zugunsten der Altstetter aus. Der Altstetter aber hatte einen Schöpfloßel und einen Kamm unter seinem Hut verborgen gehabt und also einen falschen Eid geschworen.

Die Strafe blieb nicht aus. Der Mann starb kurz darauf, und nach seinem Tode hörte man an jener Stelle im Bärental rufen: „Graad, graad!“ Dieser Ruf war Jahrzehnte lang hörbar. — Der Geist wollte mit diesem Ruf andeuten, daß die Grenze von Rechtes wegen gerade verlaufen sollte.

V. Unterland

1. Die Hexen von Rafz

Oben im Rafzerwald ist eine kleine Mulde, die man die Teufelsküche heißt. Dieses sei die Stelle gewesen, sagt man, wo allemal die Hexen zusammenkamen.

Noch um die Jahrhundertwende wußte man von Hexen dies und jenes. Man verdächtigte noch Leute der Hexerei. So behauptete jemand: „Die und die darf mir nicht in die Augen schauen, seit mein Kind krank war. Als es in Krämpfen und Gichtern lag, gab es einen furchtbaren Klapf im Haus und etwas ist oben aus dem Dach gefahren. Da wurde das Kind ruhig, und von Stund an genas es.“

2. Von den feurigen Männern

Der Mülihans in Rafz wußte viele Geschichten von feurigen Männern zu erzählen. Ihm sei mancher begegnet im Rafzerfeld draußen, wenn er nachts von Wil heimgekehrt sei. Das Feuer habe ihnen allemal nur so aus den Rippen herausgeschlagen.

Einige Übermütige neckten einmal einen feurigen Mann und riefen: „Chumm, chumm!“ Da stürzte er sich auf sie los, und mit knapper Not konnten sie noch das Tennstürchen vor ihm zuschlagen.

3. Das Gespenst im Wald

Am Waldrand gegen Rüdlingen ist eine Kreuzstraße, wo sich die Wege nach Rüdlingen und Buchberg scheiden. Dort war es früher nachts auch nicht geheuer. Eine Frau rufe im Walde: „O min Chopf!“ Dort sei schon etlichen ein großer Mann begegnet, der den Gruß nicht abgenommen habe. Habe man sich nach ihm umgeschaut, sei er nicht mehr da gewesen.

4. Das kleine Männchen

Ein Rafzer erzählte aus seines Vaters Bubenzeit, was sein Vater selber erlebt hatte: Im Walde gegen Balterswil hin, im Rütihau, wollten wir Holz

machen. Da erschien nebenan auf den Feldern plötzlich ein kleines Männchen mit einer weißen Zipfelkappe. Es hat ein kleines Hündchen bei sich gehabt, das immer den Marksteinen nachlief. Vor Schrecken sind wir alle davongelaufen und haben den Holzkorb stehen gelassen.

5. Pest sagen aus Rafz

Auch diese Gemeinde wurde früher von mehreren Pestzügen heimgesucht. Einmal starb fast die ganze Bevölkerung aus. An den vielen Beerdigungen fiel es schließlich auf, daß dabei stets eine alte Frau mitging, die einen großen Schlüssel in der Hand hielt, und überall habe es geheißen, solange sie diesen hinter einer Leiche hertrage, verschwinde die Seuche nicht. Endlich sei auch sie gestorben, und dann habe sich die Pest in Rafz wirklich nicht mehr weiter verbreitet. Aber noch lange drohte man unfolglosen Kindern mit den Worten: „Seid artig, oder die Schlüsselfrau kommt!“

Zu Zeiten der Pest, wollen die Alten wissen, sei es Brauch oder sogar Vorschrift gewesen, daß man des Nachts vor alle Häuser eine Gelte voll Wasser hingestellt und diese am Morgen wieder hereingenommen habe. Wo eine Gelte am Morgen nicht hereingenommen war, sei das das Zeichen gewesen, daß hier jemand an der Pest gestorben sei.

6. Das Dorftier zu Rafz

Es wird am Ende des 19. Jahrhunderts gewesen sein, als man in Rafz noch wußte, daß es ein Dorftier gab, ein Ungeheuer, das nachts im Dorf herumtrabte und die Leute fürchten machte. Dieses Dorftier spukte also noch in den Köpfen gewisser Leute.

Da sei denn auch einmal einer angetrunken heimgesegelt. Er sieht auf einem Misthaufen etwas Großes kauern. Das ist das Dorftier, denkt er, nimmt ein buchenes Klafterscheit und schmettert es über das Ungeheuer. Das tönt entsetzlich hohl und rumpelt unerhört, daß es nicht mehr schön ist. Am Morgen vernimmt er, daß einer dem andern mit einem buchenen Klafterscheit ein Gullenständli zusammengehauen habe.

7. Die Laubegg bei Rafz

Nördlich von Rafz bildet der Kaltwang einen kleinen Vorsprung ins Rafzerfeld hinaus. Hier stand einst die Burg Laubegg. Ihr letzter Bewohner war „Graf Lambert“, ein Raubritter, wie er im Buche steht. Er war jung und stark und begehrte das Freifräulein Rosa von Nellenburg zur Frau.

Dieses aber mochte ihn nicht, so viel er ihr auch den Hof machte und sie besuchte.

Eines Nachts, als er von einem Besuch bei seiner Angebeteten heimkehrte, wäre Lambert beinahe in einem Moraste ertrunken, hätte ihn nicht der junge Graf von Sulz, Reinhard, der zufällig durch die Gegend ritt, gerettet. Die beiden wurden Freunde und beschlossen, zusammen am Turnier zu Schaffhausen teilzunehmen.

Beim Eintritt in die Stadt erblickten sie das Fräulein von Nellenburg, das ihnen zuwinkte. Der Graf von Sulz verliebte sich alsbald in das liebliche Geschöpf und weckte die Eifersucht des Laubeggers, der es aber nur auf die Güter der Schönen abgesehen hatte. Als der Graf von Sulz gar seinen Turniergegner Lambert aus dem Sattel hob, loderte des letztern Leidenschaft in blutigem Haß auf.

Vier Wochen nach dem Turnier sollte die Verlobung des Reinhard von Sulz mit Rosa von Nellenburg stattfinden, wozu auch Graf Lambert eingeladen wurde. Doch seine Mißgunst verleitete den Laubegger, den ehemaligen Freund und Retter auf dem Wege zur Braut zu ermorden.

Der Bruder des Ermordeten brachte aber an den Tag, wer der Mörder gewesen und sagte ihm Fehde an. Die Rafzerfelder verbanden sich mit ihm und vereint zerstörten sie die Laubegg. Dabei fand ihr Besitzer den Tod. Seither sah man einen schwarzen Hund mit funkeln den Augen die Schätze des letzten Laubeggers bewachen. Sollte es jemand wagen, diese Schätze zu heben, würde das Untier den Schatzgräber in einen gähnenden, schwarzen Abgrund stürzen.

8. Der Lärm im Wald

In der Nähe von Eglisau, auf dem Wege nach Wasterkingen, befindet sich die Waldung „Reitholz“. In diesem Walde war es nicht geheuer. 1905 erzählte eine Großmutter in Eglisau ein Erlebnis, das ihre Großmutter väterlicherweits, welche in Wasterkingen wohnte, ihr erzählte:

Eines Abends kam mein Mann bleich und verstört heim. Auf mein Drängen gestand er, er sei in einen großen Schreck geraten, denn als er auf dem Heimweg durchs Reitholz gegangen, habe auf einmal ein unheimliches Getöse und Gewinsel angefangen. Der Großvater ist aber nicht der einzige gewesen, der solches erlebt hat in diesem Holz.

9. Der Geist beim „Bild“

Eine 1917 verstorbene Frau erzählte, früher seien durch Eglisau viele Pilgerzüge aus dem Schwabenland nach Einsiedeln gewallfahrtet. Einmal,

als wieder ein solcher Zug vorbeimarschiert war, saß oben am Lindenrain, beim „Bild“, eine Frau. Die war aber nicht aus Fleisch und Blut, sondern ein Geist.

10. Hexen in Wasterkingen

Wasterkingen im Rafzerfeld war in früheren Zeiten als Hexenort arg verschrien. Die dortigen Einwohner wurden mit dem Reim gehänselt:

Wasterkingen, Wasterkingen
ist ein schöner Flecken;
sind viel alte Weiber drinnen,
die reiten auf den Stecken.

11. Die Eglisauer Hirschsage

Im kalten Winter 1523 ließ sich in der Nähe von Eglisau oft ein Hirschpaar blicken. Die stattlichen Tiere kamen häufig zutraulich bis an den Totenacker, wo sie dann besonders von der Jugend gefüttert wurden. Im folgenden Frühjahr fand man die Hirschkuh tot am Buchberg. Fast täglich erschien der Hirsch an einem kleinen Wasserlauf, der viel mineralisches Salz enthielt und dem Wild recht bekömmlich war. Da der Hirsch aber immer aus dem gleichen Quell sich labte, wurden allmählich die Bewohner der Umgegend aufmerksam; sie kosteten das Wasser auch und fanden es derart angenehm und ihrer Gesundheit zuträglich, daß nach und nach das vortreffliche Wasser von der ganzen Bevölkerung genossen wurde, nicht nur um den Durst zu löschen, sondern auch gegen allerlei Krankheiten. Nun blieb aber der Hirsch eines Tages aus und ließ sich nicht mehr sehen. Zum Danke dafür, daß er den kostbaren Quell entdeckt hatte, bezeichneten ihn die Eglisauer als Wappentier, und noch heute führt ihn die Gemeinde im Wappen. Allmählich kam die Benützung der Quelle in Abgang, und erst 1822 ward durch Zufall das heilkräftige Wasser wieder aufgedeckt. Seither dient es Gesunden und Kranken zur Labung.

12. Der Hochrütelibueb

Auf dem Rafzerfeld erzählt man, oben am Hochrütel, dem höchsten Punkt des Gemeindebannes Rafz, hätten die heimkehrenden Badischen den

Hochrütelibueb johlen hören. Das sei zur Franzosenzeit ein Dienstbub im Gasthaus zum Kreuz gewesen, und der habe Haber gestohlen, die Scheune angezündet und sich schließlich erhängt. Dort oben sei er verscharrt worden und finde keine Ruhe.

13. Die Hüntwanger Linde

Unter den Bewohnern des Rafzerfeldes ist eine Weissagung bekannt, nach welcher dann, wenn an einer gewissen Linde der Stamm so dick sei wie ein Maltersack, im Rafzerfeld die letzte Völkerschlacht geschlagen werde. Dabei würden die Krieger bis zu den Knöcheln im Blute waten und nur noch so viele übrig bleiben, als unter einer Wanne Platz hätten. Diese paar Soldaten würden dann ihre Waffen an den Lindenästen aufhängen, und nachher schließe man einen ewigen Frieden.

14. Der letzte Ritter von Rheinsberg

Westlich vom Rheinknie bei der Einmündung der Töß erhebt sich der bewaldete Rheinsberg. Darauf befanden sich vermutlich ein helvetisches Refugium, ein römischer Wachtturm und eine mittelalterliche Burg. Diese war nach der Sage einst bewohnt vom Ritter Arnold, dem Letzten seines Geschlechtes. Eines Abends wollte er mit seinen Töchtern noch etwas ausreiten, wobei er durch einen Hohlweg kam, in dem ihm eine verhärmte Frau mit einem Kind auf den Armen abpaßte. Ritter Arnold hatte ihren Mann wegen eines kleinen Jagdfrevels einsperren lassen, und die Frau bat ihn nun unter Tränen um dessen Befreiung. Da sei, so wurde berichtet, der Tyrann so rasend geworden, daß er seine Bluthunde auf das Weib gehetzt habe, das samt dem Kindlein von ihnen zerrissen worden sei. Dann habe der herzlose Wüterich über die Leichen sprengen wollen, sei aber plötzlich von seinem Schimmel gestürzt und tot liegen geblieben. Noch lange nachher gab es in der Gegend Leute, die den berittenen Geist dieses letzten Rheinsbergers wollten gesehen haben.

15. Die Schatzgräber auf dem Rheinsberg

Schon frühe wurde das Graben nach Gold und Silber auch auf dem Rheinsberg betrieben. Als Hauptstück der Schätze unter den Gemäuern des Rheinsberges galt ein goldenes Kegelries. Trotz eifrigster Grabungen konnte es nie gefunden werden. Schon im 17. Jahrhundert ließ der Rat von Bülach ein Loch zumauern, worin die Schätze lagen, die dem Teufel ge-

hörten. Trotzdem kam es immer wieder vor, daß Neugierige um Mitternacht unter Anrufung der drei höchsten Namen die Schätze heben wollten.

Einst waren zwei solcher Schatzgräber an der Arbeit, als sich plötzlich ein furchtbares Donnerwetter über ihnen entlud und ein riesengroßer Mann sie mit feurigen Augen anstierte. Da rannten sie entsetzt bergab und kamen erst wieder zur Ruhe, als der Glockenschlag die erste Morgenstunde verkündete.

16. Die Schatzhüterin bei Rheinsfelden

Der Letzte des Adelsgeschlechtes derer von Rheinsfelden vergrub seine Schätze am Rheinufer. Dort werden sie von einer Schloßmagd bewacht. Aber jeweilen am ersten schönen Maientag bringt sie die verborgenen Schätze für kurze Zeit ans Licht und sonnt sie.

17a. Adalbert von Waldhausen

Im Bachsertal liegt gegenüber dem „Erdmännliloch“ der Hof Waldhausen. Etwas südlich davon erhob sich im Mittelalter eine Burg, deren Ruine heute von der Kantongrenze durchschnitten wird, und die nicht zu verwechseln ist mit dem nahen Sitz der Ritter von Tal. In dieser Burg wohnten die Edelleute von Waldhausen. Einer dieser Ritter, den das Volk sogar Adalbert den Großen nannte, muß nach alten Überlieferungen ein arger Zwingherr gewesen sein.

Einmal sperrte er einen Burschen, der ihm ein armseliges Häslein abgeschossen hatte, lange in den Turm. Des Knaben Großmutter bat den Ritter, er möge doch den Enkel freilassen, weil er ihr Trost und Hilfe sei. Der Herr aber spottete ihrer und ließ den Burschen nicht aus dem Gefängnis. Da schwur ihm die Alte Rache. Nach einem halben Jahre, nachdem die Großmutter bereits gestorben war, befreite der Ritter den Jungen. Aber jetzt stellte sich auch die Rache ein, welche die Alte geschworen. Die Kinder, die des Ritters Adelberts Frau zur Welt brachte, blieben winzige Zwerge. Sie wohnten lange Zeit im Berge drin, und noch heute heißt ihre Wohnung „das Erdmännliloch“.

17b. Schatzgräber bei Waldhausen

Die hiesigen Burgherren waren so verhaßt, daß die benachbarten Bauern beschlossen, deren Sitz zu zerstören. Da ihre Mittel zu einer erfolgreichen Belagerung nicht ausreichten, gingen sie daran, die Burg in etlichen Nächten heimlich mit Stollen zu unterwühlen, worauf sie wirklich einstürzte und ihre Bewohner samt vielen Schätzen im Schutt begrub. Später wollte man

die letzteren natürlich wieder hervorsuchen. Zu diesem Zwecke kamen ein paar beherzte Männer an einem Karfreitag hieher. Da seien ihnen, wie die Alten erzählten, einige Burggeister erschienen und hätten gesagt, sie sollten in der folgenden Nacht weißgekleidet zur Arbeit antreten und zuerst den noch vorhandenen Markstein in der Mitte der Ruine ausgraben, denn darunter befindet sich der Schlüssel zur Eisentüre, hinter welcher zwei schwere Schatzkisten verborgen seien. Die eine davon dürften sie behalten, den Inhalt der andern aber müßten sie für kirchliche und wohltätige Zwecke verwenden. Zudem sei den Männern anbedingt worden, sie sollten bei der Arbeit kein Wort reden, die Sache nicht ausplaudern und fertig sein, bevor man in Kaiserstuhl am Morgen Betzeit läute. Die Schatzgräber hätten nun emsig gepickt und geschaufelt und die erste Truhe schon fast in ein nahes Haus getragen, als unvermutet das frühe Glockenzeichen ertönt habe, und jener Teil der Kiste, der noch nicht ganz unter der Dachtraufe gestanden habe, sei plötzlich verschwunden. Der Rest sei aber noch so wertvoll gewesen, daß die paar Männer dadurch zu einem großen Vermögen gekommen seien, und zudem hätten sie durch ihre Bemühungen fast alle jene Burggeister erlöst.

18. Die Heidenstube bei Glattfelden

Wer von Glattfelden auf den Laubberg spaziert und sich oben bei den Häusern nach Westen wendet, gelangt von dort aus in einer Viertelstunde zum sogenannten Paradiesgärtchen, einem idyllisch im Wald gelegenen Ruheplatz. In jener Gegend ist am steilen Schotterhang eine Höhle, von der es früher hieß, es hätten darin heidnische Alemannen gehaust, die sich nicht hätten bekehren lassen. Eine ganze Haushaltung habe sich hieher geflüchtet, aber ein Kindlein nach dem andern sei die Wand hinunter gefallen, und zuletzt habe das gleiche Schicksal auch die fast verhungerten Eltern heimgesucht, gewissermaßen zur Strafe für ihre religiöse Widerspenstigkeit.

19. Die Geister von Radegg

In Rüdlingen wird erzählt: In tiefer, dunkler Nacht kam ein Mann zu Fuß auf der Straße um den Irchel. Als er bei der Burgstelle Radegg vorbeikam, sah er einen hellen Schein, und wie er näher zuschaute, sah er die Ritter, wie sie ein Gelage abhielten. Es war dem Manne sehr ungemütlich, die verstorbenen Ritter zu sehen, und er rief aus: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ Im Augenblick war alles verschwunden, und es stieg nur noch Nebeldampf auf.

20. Der Geist auf dem „Hof“ zu Glattfelden

Auf dem „Hof“ lebte seinerzeit, als er noch das schönste und größte Bauerngut war, ein geiziger Bauer, der nie genug aus seinem Land und aus seinen Leuten herausschinden konnte. Er behandelte die Menschen schlechter als seine Ochsen. Zuletzt wollte niemand mehr bei ihm dienen. Obst und Erdäpfel ließ er lieber verfaulen, als daß er den Armen davon gegeben hätte. Als er starb, konnte er im Grabe keine Ruhe finden. Nacht für Nacht kleppte er in seinen Holzschuhen zur Geisterstunde durch das Haus. Der Erzähler, der später, als das Gebäude zum Schulhaus umgebaut worden war, drin gewohnt hat, wurde nie durch einen Geist gestört.

21. Der Schinder, der umgehen mußte

Der alte G. zu Glattfelden war ein arger Schinder und hatte manche unrechte Tat auf dem Gewissen. Im Tode fand er die Ruhe nicht. Zu Mitternacht hörten die Hausbewohner auf dem Estrich ein Geräusch, und mit schaurigem Gerassel wie mit Ketten kam der Ruhestörer die Treppe herunter. Einigen Gesellen, die in einem Zimmer des Hauses schliefen, wurde um diese Zeit die Decke vom Bett gerissen. Das Licht, das sie anzündeten, wurde von unsichtbarer Hand sogleich ausgelöscht. In der angebauten Scheune hatte der Senn seinen Esel einquartiert. Auch der arme Graue hatte unter dem Spuk zu leiden. Man hörte ihn zur Geisterstunde stampfen und ausschlagen. Am Morgen war dem vor Angst schwitzenden Tier die Mähne geflochten. Schließlich vermochte man es mit aller Gewalt nicht mehr in die Scheune zu bringen. Der spätere Besitzer G. wollte dem unheimlichen Geisterspuk ein Ende machen. Er ließ einen Kapuziner kommen, der den Geist in ein Fläschchen bannte, das eingemauert wurde. Da kehrte wieder Ruhe ein.

22. Gebannt

Ein Mühlknecht fuhr mit dem Mühlewagen von der Glattbrücke gegen Aarüti. Einen neben der Straße mähenden Bauern begrüßte er mit: „Guten Tag, haut s es?“ Der Bauer gab den Gruß zurück, die Frage des Knechtes bejahend. Als er aber wieder weitermähte, bemerkte er, wie die Sense viel schlechter schnitt als vorher, und alles Wetzen half nichts. Der Bauer schien aber die Ursache sofort herausgefunden zu haben. Er wußte sich auch zu helfen. Als nämlich der Fuhrknecht den Stich gegen den Zweidlergraben

hinauffahren wollte, ging's auf einmal nicht mehr vorwärts, er mochte die Pferde antreiben wie er wollte. Der Fuhrmann ließ den Wagen stehen und lief zurück zum Bauern, um ihn zu bitten, er solle ihn doch „la gaa“. Nun forderte dieser von jenem natürlich, er solle ihm zuerst dazu verhelfen, daß seine Sense wieder schneide. So entließen sie sich gegenseitig wieder aus dem Bann, und der Knecht konnte mit seinem Fuhrwerk weiterfahren gegen Weiach.

23. Vom Bachser Chindlibuck

Der Chindlibuck ist eine Anhöhe über dem Dorfe Bachs. Hier war es vor Zeiten nicht ganz geheuer. Es hieß, es erscheine daselbst nachts ein feuriges Auge oder ein blaues Licht, und aus dem Boden krieche gelegentlich ein grauenhaftes Ungeheuer hervor.

Wenn eine Bachser Familie „Jugend bekam“, sagte man neugierigen Kindern, die Hebamme habe diese im Chindlibuck oben geholt.

24. Der Laubbergritter

Südwestlich von Bachs erhebt sich als Teil der völlig bewaldeten Egg der Laubberg, auf dem die Alten eine Burg vermutet haben. Sie erzählten sich noch, darin habe im Mittelalter ein gewalttätiger Zwingherr gehaust, der aber eines Tages während der Jagd von erzürnten Bauern überfallen, getötet und sogar enthauptet worden sei. Da er also ohne die letzte Ölung gestorben sei, gehe sein Geist immer noch um, und ein alter Wehntaler versicherte noch ums Jahr 1900, ihn gesehen zu haben. Er sagte, in einer stürmischen Nacht habe er einst über die Egg nach Hause gehen wollen. Da sei es auf dem Laubberg plötzlich taghell geworden und ein weißer Reiter ohne Kopf sei auf einem Schimmel über den Weg geritten. Diesen habe er mit dem Bannspruch „Alle guten Geister loben Gott, den Herrn“ angerufen, aber die Erscheinung sei erst verschwunden, als es an der Bachser Kirche 12 Uhr geschlagen habe. Am andern Tag habe er die Stelle genau untersucht, aber keinerlei Spuren bemerkt.

25. Die Erdmännchen im Bachsertal

Ja, das waren gute, alte Zeiten, als im „Erdmännliloch“ bei der Hochfluh am Sanzenberg oben noch wohltätige Heinzelmännchen hausten! Von die-

sen erzählten die Alten, sie hätten den Leuten gar manche am Abend noch unvollendete Arbeit während der Nacht fertig gemacht, also z. B. gemäht, gepflügt, Korn geschnitten oder Vieh geputzt. Ihrer ganz besonderen Hilfe soll sich der Talmüller erfreut haben, ohne sich aber dafür dankbar zu erweisen. Im Gegenteil soll er sie oft verspottet und ihnen einmal einen argen Streich gespielt haben, indem er ums Haus herum Mehl gestreut habe, um die Spuren ihrer Füße zu entdecken. Noch in dieser Nacht aber seien die darüber verärgerten Kobolde aus der Gegend weggezogen, wie einst die Zwerge aus dem Haslital. — Über diese hilfreichen „Lampohren“, wie die Erdmännchen wegen ihren großen Ohren auch etwa genannt wurden, berichtet eine andere Sage, sie hätten vom Talmüller gelegentlich ein Säcklein Mehl erhalten und daraus für sich und arme Leute Kuchen gebacken. Das habe der Geizhals ihnen aber abgewöhnen wollen und deshalb eines Tages das Mehl mit viel Gips vermischt, welche Spende die erzürnten Zwerge so gleich in den Mühlebach geworfen hätten. Als man darin am anderen Morgen das Vieh getränkt habe, sei es zugrunde gegangen. Der ehemals sehr reiche Müller sei verarmt, habe die Erdmännchen mit seinem letzten Sack Mehl wieder versöhnen wollen, sie aber nicht mehr gefunden und sei bei ihrer Höhle zu Tode gestürzt.

26. Engel und Dorfkapelle

Mitten in Schöfflisdorf steht die heimelige Kirche mit ihrem typischen „Käsbissenturm“. Sie stammt aus dem Jahre 1706 und erhebt sich an der Stelle einer früheren Kapelle, die schon um 1370 erwähnt wurde, und zwar als Filiale des Gotteshauses in Niederweningen. Wie es bei deren Bau zugegangen, erfährt man aus einer alten Sage. Darnach seien wegen des Standortes arge Zwistigkeiten ausgebrochen. Die Schöfflisdorfer wollten die Kapelle bei sich haben, die Oberweninger aber auch, und um den Nachbarn zuvorzukommen, fingen die letzteren rasch entschlossen eines schönen Tages zu bauen an. Aber da seien in der Nacht einige Engel erschienen und hätten Steine und Holz heimlich nach Schöfflisdorf hinaufgetragen, und diesem deutlichen Zeichen des göttlichen Willens hätten sich dann die Oberweninger gefügt.

27. Die Russenlinde

Beim Lindenhof im Rotenbrunnen, östlich von Stadel steht eine alte Linde, die nach der Sage einst auf das Grab eines russischen Offiziers oder

gar Generals gepflanzt worden sei. Diese Linde wurde gemäß einem alten Kaufbrief schon 1826 von der Zürcher Regierung als schutzwürdig erklärt. Im Frühling 1946 litt sie stark unter Sturmschäden, aber sie steht immer noch da und erinnert geschichtskundige Wanderer an jene mißlichen Zeiten, da bei uns Franzosen, Österreicher und Russen das uneinige Schweizervolk ausplündern konnten.

28. Der Kernensee

Dieser befindet sich beim „Burenholz“ nördlich der Straße von Stadel nach Hochfelden, ist aber schon stark verlandet. Früher glaubte man, nach seinem Wasserstand des Frühlings den Ertrag der Getreideernte voraussagen zu können. Wenn in diesem schon zur Frühlingszeit das Grundwasser auffallend stieg, schloß man, es gebe einen nassen Jahrgang und deshalb wenig und schlechtes Getreide. Darum soll es nach der Sage auch hier vorgekommen sein, daß Kornhändler oder ihre Spione aus dem Klettgau und Schwabenland nach dem Winter hieher kamen, um sich bei diesem „Naturbarometer“ Rat zu holen. Zeigte er große Nässe an, so behielten sie ihre Vorräte zurück, um sie bei uns erst nach der erfolgten Preissteigerung abzusetzen. Diese Meinung ergab sich wohl aus einer sehr langen, oft erwiesenen Erfahrung, und gewisse Zusammenhänge werden von einzelnen Fachleuten nicht ohne weiteres bestritten.

29. Vom Totenweg

So heißt ein Sträßchen zwischen Steinmaur und Schöfflisdorf. Warum wohl? Ja, darüber wurden schon viele Vermutungen geäußert. Die einen sagten, hier seien in der Frühzeit die Toten westwärts zum gemeinsamen Friedhof in Niederweningen getragen worden. Andere dachten eher an die umgekehrte Route, d. h. an einen Transport nach Steinmaur. Eine weitere Deutung ergab sich aus der Tatsache, daß man auf diesem Wege die zum Tod verurteilten Verbrecher der Landvogtei Regensberg zur Richtstätte an der Egg führte, wo sich heute noch der „Galgenacker“ befindet. Die beste Erklärung hängt wohl mit einer Sage zusammen, nach der hier einst ganze Wagen voll Toter von Steinmaur aus nach einem nahen Massengrab transportiert worden seien. Dabei sei es vorgekommen, daß einzelne Leichen in der Dämmerung unbemerkt vom Wagen gefallen und erst nachträglich wieder aufgelesen worden seien. Offenbar hat man hier noch Erinnerungen an den „großen Sterbet“ des Jahres 1611 vor sich. Damals raffte die Pest

im ganzen Zürichbiet über 50 000 Menschen dahin und wütete auch im Unterland grauenhaft, so daß etliche Dörfer fast die Hälfte ihrer Bewohner verloren.

30. Von der „Gspaltenfluh“

Diese über 20 m hohen und zerspaltenen Deckenschotterfelsen befinden sich westlich vom zur Gemeinde Oberweningen gehörenden Hof Wattwil, und es ist begreiflich, daß sich an jene unheimliche Gegend auch eine Sage knüpft. Darnach habe ein bei Schneisingen wohnender Kohlenbrenner mit dem Zunamen „Zingg“ einen Knaben gehabt, dem von seinem Götti ein silberner Löffel geschenkt worden sei. Diesen habe er aber seinem habgierigen und bösen Vater nie abgeben wollen, sondern ihn immer bei sich getragen. Da seien sie eines Tages bei Walddarbeiten miteinander bis oben an die „Gspaltenfluh“ gekommen, und hier habe der jähzornige Vater den widerspenstigen Sohn plötzlich von einem hohen Felsen hinabgestoßen. Bald nachher sei er aber an Körper und Geist erkrankt und innert ein paar Wochen gestorben. Die Leiche des Knaben sei samt dem silbernen Löffel erst später gefunden worden, und zwar dort, wo ein Bächlein entspringt, das deshalb den Namen „Silberbrünneli“ erhalten habe.

31. Die Geister zu Niederweningen

In einem Hause zu Niederweningen zeigten sich vor vielen Jahren unheimliche Erscheinungen. Es geistete. Oft fuhr es durchs Haus wie der Blitz. Da riet jemand dem Eigentümer, er solle nachts zwölf Uhr an einem Kreuzweg ein Katzenherz vergraben, und zwar müsse es während des Glockenschlages geschehen. Der Mann führte den Rat aus, und von Stund an hatte er Ruhe.

32. Der Weingraben in Oberweningen

Am Südhang der Egg befindet sich der sogenannte „Henimürler“, ein Rebgelände, das die Alten noch richtig als „bei den Heidenmürli gelegen“ bezeichneten, weil hier oft heidnisches, d. h. in diesem Fall römisches Gemäuer entdeckt wurde. — Als nun ums Jahr 400 herum die Alemannen vom Rheine her auch ins Wehntal kamen, ging es hier ihrem wilden Charakter entsprechend sehr stürmisch zu. Wahrscheinlich überraschten sie die Römer gerade bei der Weinlese. Sie schlugen die meisten „Wümmer“ nieder, jagten

die andern davon und machten sich dann hinter den Sauser, der hier offenbar gleich im Rebberg gepreßt worden war, in großen Tongefäßen herumstand und sich gerade im rechten Stadium der Gärung befand. Das war nun ein ganz anderer Tropfen als ihr üblicher Holzapfelmösl, und so tranken sie davon, bis sie toll und voll waren. In diesem Zustand sollen sie nach der Sage mutwillig alle Gefäße zerschlagen und den Rest des Rebensaftes einen Weg hinuntergeleert haben, dessen Bezeichnung „Weingraben“ darnach entstanden sei.

33. Der schwarze Pudel

Noch zu Menschengedenken beobachteten die Wehntaler bei Wetteränderung einen schwarzen Pudel, der jeweilen während der Dämmerung und oft bis in die Nacht hinein in der Ebene unterhalb des Pflasterbaches heulend im Kreis herumrannte.

34. Schöfflisdorf

In der Nähe des Pflasterbaches, wo der schwarze Pudel umging, hat man vor Zeiten auch ein schwarzes Schaf gesehen. Von diesem soll der dortige Ort den Namen Schöflisdorf (Schöfflisdorf) erhalten haben.

35. Brennende Männer

sollen früher an der Lägern oft gesehen worden sein.

36. Der Möttelischatz

Vor etwa hundert Jahren war einmal eine Bauernfamilie damit beschäftigt, in einem Acker beim Weiler Altburg in der Gemeinde Regensdorf mit Sicheln das reife Korn zu schneiden und in Garben zu binden. Es ging schon gegen Abend, als am Himmel schwere Gewitterwolken aufstiegen, weshalb die Leute ihre Arbeit noch rasch beenden wollten. Das letzte Glas Most wurde ausgetrunken, und dann begaben sich alle wieder an ihre Plätze. Langsam brach die Dämmerung herein. Vom nahen Katzensee her verbreitete sich ein feiner Nebeldunst; die Sonne ging hinter dem Altberg unter und überließ die Beleuchtung dem aufsteigenden Mond, in dessen

fahlem Schein die Ruine der alten Freiherrenburg gespenstisch aus der dunkeln Umgebung der Wälder emporragte. Von Regensdorf herüber erklangen die friedlichen Töne des Betzeitglöckleins; aber immer noch wurde nicht Feierabend gemacht. Plötzlich schrie die am Ende der Reihe arbeitende Magd kreischend auf. Alle rannten herbei und befragten sie nach der Ursache ihrer Angst, worauf sie erklärt haben soll, sie hätte am Waldrand drüben eine weiße Gestalt gesehen, die sich hin und her bewegt und in einem fort „däi niid, däi niid! (dort nicht!)“, gerufen habe, jetzt aber wieder verschwunden sei. Der Bauer versuchte sie zu beruhigen und sagte, vielleicht habe der zwischen den Wolken hervorschneinende Mond vorübergehend ein paar Baumstämme grell beleuchtet, und die Rufe seien wohl diejenigen eines Käuzchens. Der Großvater aber meinte, das könnte doch der Geist des alten Mötteli gewesen sein, von dem er schon allerlei gehört habe. Dieser Mötteli sei der letzte hiesige Burgherr gewesen, habe aber wegen Händeln mit den Zürchern seinen Sitz verlassen müssen und dann noch rasch eine große Menge von Münzen und anderen Wertsachen im Boden versorgt. Nun gehe sein Geist immer noch um und verscheuche die Leute, die an jener Stelle seinen Schatz wieder ausgraben möchten oder auch nur in die Nähe kommen.

37. Das Heidenweib an der Lägern

Im unteren Wehntal lebten zwei wackere Müllersleute zusammen mit ihrem braven Sohn Joseph oder Seppli. Als dieser einst in einem Lengnauer Wirtshaus bis zur Mitternacht getanzt hatte, bemerkte er auf einer Bank eine fremdartige, fein gekleidete Frau, mit der er kurzerhand noch einen fröhlichen Kehraus machte. Dann wollte er seine Tänzerin nach altem Burschenbrauch heimbegleiten. An der Tiefenwaag vorbei und durch Ehrendingen führte ihr Weg bergwärts nach der Lägern. An deren Fuß aber verabschiedete die schöne Frau den verdutzten Müllerseppli und soll ihm nach der Sage befohlen haben, um die Mittagszeit wieder hier zu sein, damit er sehen könne, wo sie daheim sei. Als dieser nach dem „Imbißessen“ zur Stelle gekommen sei, habe ihn seine Tänzerin erwartet, ihm einen Strauß Schlüsselblumen überreicht und erklärt, sie sei schon seit Jahrhunderten durch den Fluch ihrer Mutter in diesen Berg verbannt, weil sie einst einen Liebhaber, der den Eltern zu arm gewesen sei, nicht habe verlassen wollen. Weiter berichtete die sonderbare Frau, sie dürfe alle hundert Jahre einmal für drei Tage ins Freie, und wenn alsdann ein braver Jüngling mit Schlüsselblumen ihr in den Berg nachfolge, werde der Bann gebrochen und sie erlöst, und heute sei gerade der letzte Tag. Der Bursche sei ihr nun mutig nachgegangen

bis zu einem großen Felsentor, hinter dem es von Gold und Silber geglänzt habe. Plötzlich seien aber zwei feuerspeiende Drachen aus dem Innern hervorgekommen, und der erschrockene Seppli sei heimgerannt und nach drei Tagen an Herzweh gestorben. — Nach einer anderen Sage habe einst ein Büblein in der Nähe dieser Höhle einen am Wege liegenden Schlüsselblumenstrauß aufgelesen und heimgebracht. Dort seien alle Blüten über Nacht golden geworden. Nun hätten sich die Eltern und Nachbarn des sogenannten Heidenweibes an der Lägern erinnert und gedacht, dieser Schatz könne von ihm herkommen. Mit Säcken und Körben seien diese Goldsucher bergwärts gegangen, hätten aber das Felsentor gar nicht gefunden und seien nachher eine Zeitlang wie von Sinnen gewesen.

38. Vom Oberhasler Schnötenbrunnen

Diese einst südöstlich des Dorfes, aber jenseits der Bahnlinie gelegene, 1921 bei der Drainage zugedeckte Quelle in der Schnöten, einer schnöden, d. h. schlechten, sumpfigen Wiese, gab ihrer Tiefe wegen den Leuten je und je viel zu denken, und sie glaubten, sie hänge irgendwie mit dem Mettmen-haslersee zusammen. Das deutet auch die folgende Sage an. In einer Ruhepause standen einst ein paar Heuer um diesen Wasseraufstoß herum, der kein eingefäßter Brunnen, sondern wie anderswo nach der älteren Wortbedeutung nur eine Quelle war. Sie mutmaßten wieder einmal, wieso es darin Fischlein habe und wie tief sie wohl sei. Da schleppte ein übermütiger Bursche einen „Wisbaum“ herbei, d. h. eine dicke, etwa fünf Meter lange Stange, die zur Befestigung des Heufuders gebraucht wurde. Mit diesem Bindbaum wollte er die Tiefe messen. Er hielt ihn ins Wasser, wobei er ihm aber entglitt, in einen Wirbel hinabgezogen wurde und verschwand. Und wo soll er schließlich wieder zum Vorschein gekommen sein? Im „Näppen-haslidee“ unten, womit der vermutete Zusammenhang des Schnötenbrunnens samt seinen Fischen nach der Volksmeinung erklärt war.

39. Das Otelfinger Isisgrab

Eine alte Bäuerin erzählte, im Isenbühl oberhalb des Dorfes sei das Grab einer Heidenfrau namens Isis, und früher sei es noch üblich gewesen, daß jeder Vorbeigehende ehrfürchtig einen Stein oder eine Handvoll Erde auf eine Stelle geworfen habe.

40. Die Schlüsseljungfer am Pflasterbach

Von Regensberg aus gelangt der Wanderer auf der ins Wehntal hinabführenden Straße nach einer Viertelstunde in die einsame Gegend des sogenannten Pflasterbaches. Dieser kommt sprudelnd vom Wald herab und erhielt den sonderbaren Namen daher, weil sein Bett wie verpflastert aussieht, was vom außerordentlich kalkhaltigen Wasser verursacht wird. Dieses galt einst als wundertätig, was vielleicht ein Grund ist, weshalb hier ums Jahr 1501 eine Wallfahrtskapelle erbaut wurde. Infolge der Reformation geriet diese aber bald so sehr in Zerfall, daß man heute von ihr fast keine Überreste mehr bemerkt. Im östlich davon gelegenen Wäldchen vermuteten die Alten noch die Ruinen einer Burg der Ritter von Sünikon, die vom Volk wie anderswo als Schloß bezeichnet wurde. In diesem Gemäuer soll nun nach der Sage die sogenannte Schlüsseljungfer viele Schätze gehütet haben. Nachts sei sie aber zur Geisterstunde hie und da in weißem Gewand und mit langen, goldblonden Haaren samt ihrem Schlüsselbund zum nahen Städtchen Regensberg hinauf und wieder zurück gewandelt. Da habe, so wurde berichtet, ihr einmal ein armer Mann abgepaßt, um von ihr die Schlüssel zu erbitten, die er erhalten habe mit der Bedingung, er dürfe einige Kostbarkeiten holen, aber niemandem etwas davon verraten. Dieses Stillschweigen sei von ihm aber nicht lange befolgt worden, weshalb er seine Schätze verloren habe und wieder arm und sogar geisteskrank geworden sei, während die holde Fee ihr Schloß zerstört und diese Gegend verlassen habe.

41. Der goldene Brunnen bei Kloten

Unweit Kloten, gegen Bülach zu, liegt ein kleiner Weiher, das goldene Tor genannt. Er ist an sich nicht tief; aber eine Menge Löcher befinden sich darin, die, wie es heißt, unergründlich sind. Aus diesen quillt unaufhörlich zarter Sand in kleinen Goldblättchen herauf. Ein Knabe, der Schafe hütete, hatte sich am Rande des Teiches niedergelegt. Plötzlich wird das Wasser unruhig; ein Strom von Sand dringt herauf. Dann zerteilt sich die Flut, und eine schöne Jungfrau steht vor dem erstaunten Knaben. Lächelnd streckt sie ihm einen goldenen Ring entgegen. Der Knabe will ihn haschen; sie zieht aber allmählich die Hand zurück, bis der Nachlangende ins Wasser fällt. Alsdann umschlingt sie ihn und fährt mit ihm zur Tiefe.

Ein Bauersmann hatte das angstvolle Geschrei des sich sträubenden gehört und eilte herbei. Aber obgleich der Weiher, wie gewöhnlich, klar und seicht ist, kann der Bauer den Knaben doch nicht erblicken, bis dieser plötz-

lich aus einer dieser Quellöffnungen wie ein Pfeil herausschießt. Er ist bewußtlos, als ihn der Bauer aus dem Wasser zieht. Wie er aber wieder zu sich selbst kommt, erzählt er, die Jungfrau des Wassers sei mit ihm in reißender Schnelligkeit tief, unendlich tief hinabgefahren, bis plötzlich eine schöne Gegend sich unten aufgetan habe. Sie hätte da festen Grund gefaßt, und eine große, herrliche Stadt mit einem goldenen Tore sei gerade vor ihnen gewesen. Plötzlich sei eine andere schöne Jungfrau aus demselben herausgetreten. Da habe die, welche ihn umschlungen und getragen, rasch die Arme geöffnet, um ihr entgegenzueilen. Kaum sei er aber nicht mehr festgehalten worden, so habe es ihn mit solcher Schnelligkeit und Heftigkeit emporgerissen, daß er sogleich darüber das Bewußtsein verloren.

Später ist der Knabe noch oftmals zum Weiher gegangen; die schöne Jungfrau hat er jedoch nie wieder gesehen.

42. Das goldene Tor bei Kloten

Unterhalb des Dorfes Kloten liegt eine sumpfige Wiese, die Lachenwiese genannt, mit einem kleinen Weiher, der den Namen guldernes Tor oder güldenes Brünnlein führt. Hier soll einst von den Herren von Kloten, die in der Nähe, auf dem Homberg, ihren Sitz hatten, ein reicher Schatz, darunter ein goldenes Tor, versenkt worden sein. Das taten sie in einer Zeit, in der sie von ihren Feinden hart bedrängt wurden.

Eine Menge Quellen, die aus dem Boden hervorsprudeln, fördern mit dem aufgestoßenen Sand fortwährend Goldflitter zu Tage, die von dem goldenen Tore abgespült worden sind.

In gewissen Nächten erhebt sich der ganze Schatz, samt dem goldenen Tore hoch über den Weiher empor, aber nur Fronfastenkinder können es sehen.

43. Der Opferbaum

Bei Kloten stand früher eine hohle Eiche, deren Stamm einen Umfang von 33 und einem halben Werkschuh maß. In deren Höhlung konnte man vier Rosse stellen. Man hielt sie für einen Opferbaum der Heidenpriester. Ihr Standort war die sogenannte Schatzhalde.

44. Verschwundene Städte

a) Kloten

Am 3. September 1760 begab sich der Sohn des Untervogtes von Kloten, Hans Hug, auf die Jagd, um für seinen Hochzeitstisch einen Braten zu er-

legen. Er streifte weit herum, konnte aber nichts erlegen und setzte sich müde nahe am Teich, den man das goldene Tor nannte, nieder. Nach der Sage stand hier in uralten Zeiten eine Stadt mit einem goldenen Tor. Während eines Erdbebens sei alles versunken. Doch lösen sich von Zeit zu Zeit noch Goldblättchen ab von den Torsäulen und erscheinen auf der Oberfläche des Wassers.

Hierhin hatte sich also Hans Hug gesetzt, und da träumte er vor sich hin. „Ich muß etwas erlegen!“ brummte er vor sich hin, „und wenn ich warten muß, bis mir der höllische Bock vor die Flinte läuft.“ Da lief ein außerordentlich fetter Bock an ihm vorbei. Hug schlug an, und der Bock strau-chelte, lief aber davon wie die schwarze Bise im Horner. Hans verfolgte rasch die Schweißspur. Er rannte über eine Stunde hinter dem Bocke drein. Da lichtete sich der Wald. Wie er aus dem Holze heraus trat, breitete sich vor ihm eine Ebene mit einer prächtigen Stadt, die von einer Lichtflut umgeben war. Paläste mit flachen Dächern und goldenen Geländern darum herum glänzten ihm entgegen, breite Straßen zogen sich durch die mit Blumen und Springbrunnen geschmückte Stadt. Alles leuchtete in einem bunten Feuer, das nicht verzehrte, akkurat, wie es Mose sah. Leute in schimmernden Gewändern ergingen sich in den Straßen.

Hug betrat die Stadt, welche um einen wunderbaren Palast geschart war. Ein Greis trat auf ihn zu und forderte ihn auf, mitzukommen. Hans Hug, ein wenig verwirrt, fragte den Alten, wo er sich eigentlich befindet. Dieser antwortete ihm: „In Claudia!“ Der Jäger folgte dem Manne in den großen Palast, wo er in einen Baderaum geführt wurde. Hier lag ein todbleicher Jüngling im Bade, und das Wasser war gerötet von Blut, das aus einer Wunde floß. Der Alte warf Hug vor, er habe diese Wunde verursacht. Dieser stellte das eifrig in Abrede. Ein schönes Fräulein erschien, und Hug stellte fest, daß seine Braut dagegen nur ein unansehnlicher Strohwisch war. Dieses Fräulein verlangte, daß Hug sich zur Ader lasse, damit sein Blut dem Erschöpften eingeflößt werden könne, denn, so sagte sie weiter, der Verwundete sei der vermeintliche Rehbock gewesen. Diesen Aderlaß bewerkstelligte der Greis, indem er ein ekelhaftes Tier aus einer Büchse nahm und es mit seinem rüsselförmigen, spitzen Kopfende an Hugs Brust setzte. Mit zwei Fledermausflügeln, die ihm hinter dem Kopfe angewachsen waren, schwirrte das Tier und sog das Blut aus Hans Hugs Herzen. Aus seinem schlaffen Schwanzende troff es dem Rehbock-Menschen in den Mund. Während dieser Prozedur hielt das Fräulein den Burschen mit zarten Armen umschlungen, auch hatte es ihm zuvor einen Becher Weines gereicht. Ein süßer Duft und leise Musik schlieferten den Jäger ein, daß er alles vergaß, was ihn im Leben bewegt hatte. Nur bei der schönen Jungfrau zu bleiben, war sein einziges

Verlangen. Vom Blutverlust geschwächt, versank Hug in einen Dämmerzustand und erwachte nach fürchterlichen Träumen unter der Buche, unter die er sich gelegt hatte. Er blutete tatsächlich aus einer Wunde an der linken Brust. Aber ihm fehlten der grüntuchene Rock, die mit silbernen Knöpfen beschlagene Scharlachweste, der Hut, das Geld, die silberne Uhr und die Flinte.

b) Rümlang

Ja, an verschwundene Städte glaubten die Alten mit aller Beharrlichkeit, die immer wieder verstärkt wurde, wenn bei Haus- oder Straßenbauten im Boden große Mengen römischer Mauerreste zum Vorschein kamen, wie z. B. in Kloten.

Auch im benachbarten Rümlang stieß man oft auf solche Funde. Von dort aus schrieb schon 1841 Pfarrer Birch der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, ein Bauer habe viel altes Gemäuer entdeckt sowie viereckige Plättchen mit jüdischen Schriftzeichen. Das alles stamme wohl aus jener Zeit, da Rümlang nach der Sage noch eine Stadt gewesen und dann abgebrannt sei.

c) Seeb

Eine ähnliche Siedlung vermutete man ferner im sogenannten „Römerhölzli“ bei Seeb in der Gemeinde Winkel. Als dort einst ein Bauer Schätze graben wollte, sei ihm nach alten Berichten die Haue wie von Zauberkräften nach unten gezogen worden, worauf er entsetzt den Platz verlassen habe.

Das Volk erzählte sich auch von einer verschwundenen Römerstadt bei Winkel-Seeb. Oft stießen die pflügenden Bauern auf Mauerreste und fanden alte, fremde Münzen im Ackerland. Man sagte von einer alten Heidenstraße nach Winkel und über den Berg nach Winterthur hin. Das habe man früher in der Ernte an der gemeineren Frucht im Gebiete der ehemaligen Heidenstraße deutlich gesehen, und im Holz ob Winkel heißt ein alter, fast verwachsener Weg heutzutage (1910) noch die Mauleselstraße, weil die Heiden mit ihren Mauleseln hier durchpassierten.

45. *Das Birchmädchen am Mettmenhaslersee*

Dieses idyllische Seelein ist ein wahres Schmuckstück des Unterlandes und mit Recht vom Niederhasler Gemeinderat im Jahre 1946 unter Naturschutz gestellt worden. Da gedeihen noch seltene Pflanzen, Vögel und In-

sekten, und zu allen Jahreszeiten genießt man hier den ungestörten Anblick eines lieblichen Landschaftsbildes. Früher aber betrachteten viele den Haslisee mit anderen Gedanken, denn er galt geradezu als unheimlich. An seinen Ufern ereigneten sich in alten Zeiten etliche Mordtaten, oder die Seerosenstengel hielten wie Nixen manchen ungeübten Schwimmer so fest, daß er jämmerlich ertrinken mußte. Ferner kam es oft vor, daß verzweifelte Menschen in ihrer letzten Not hier im Wasser den Freitod suchten. Eine solche Begebenheit überliefert die folgende Sage. Darnach war in einem Bauernhaus der Umgebung ein außerordentlich eigensinniges Kind, das von klein auf niemandem gehorchen wollte, in einem fort „täubelte“ und Eltern oder Lehrer bei ihren Ermahnungen nur noch auslachte. Eines Tages wollte die Mutter das böse Mädchen zöpfeln, wobei dieses so rasend wurde wie noch nie, um sich schlug und fortrennen wollte. Da ging auch der Mutter die Geduld aus, und wütend rief sie ihm zu, es solle ihr in des Teufels Namen aus den Augen. Das Kind, so berichtet die Sage, habe sich diese Verwünschung so zu Herzen genommen, daß es sofort an den See geeilt sei und sich dort ertränkt habe. Auch im Wasser habe es aber keine Ruhe gefunden, sondern es sei zu einem Vogel verzaubert worden, der auf einer hohen Tanne im nahen Birchwäldchen gehorstet und in gewissen Nächten andauernd „o weh, o weh!“ gerufen habe. Das sei gelegentlich auch Schulkindern zu Ohren gekommen, und manches habe gedacht, es wolle doch lieber gehorchen als in einen solchen Vogel verwandelt werden.

46. Von der Gründung des Stiftes Embrach

Zu der Zeit, als die Grafen von Kyburg ehrlich und wohl regierten, nahmen sie zu an Gut, Ehre, Leuten und Land, und es begaben sich gar viele Adelige unter ihren Schutz. Die bauten nun überall starke Häuser für sich und ihr Gesinde. Nun war Embrach und jene ganze Gegend eine rauhe Wildnis von Wald und Bergen. Dahin setzten sich etliche Adelige mit ihrem Volk, rodeten die Wildnis und bauten die Festen Geilsberg, Wagenberg, Sal, Blauen, Grafensbühl, Moosbrunnen, Baltensberg, Rüdenegg und Freienstein. Diese Burgen standen... so nahe beieinander, daß man von einer zur anderen rufen konnte.

Diese Edelleute kamen überein, für sich und ihr Gesinde eine Kirche zu bauen. Die wurde da, wo es noch im Kilchacker heißt, zu bauen begonnen. Aber was sie an Baumaterial zuführten und den ganzen Tag rüsteten, kam nachts alles weg und wurde den andern Tag auf dem Boden, wo das Gotteshaus Embrach jetzt steht, gefunden. Hier wurde die Kirche gebaut.

Nun waren unweit der Feste Freienstein, auf dem Berg, der Irchel heißt, zwei Waldbrüder, deren einer fromm, der andere aber ein großer Schalk war. Dieser schlug den andern aus teuflischem Neide tot, legte ihn in seine Stube, zündete das Haus an und tat, als ob es aus unbekannter Ursache verbrannt wäre. Als das Feuer auflohte, liefen viele Leute herzu und fanden darin den Bruder unversehrt. Da kam der Schalk, der ihn ermordet hatte, auch herbei und jammerte sehr um seinen Bruder. Wie er sich ihm aber nahte, begann der Tote zu bluten. Da ergriff man den Mörder, der seine Tat sofort gestand. Er wurde dem Landgrafen zu Kyburg überantwortet und nach Verdienst gerichtet. Den Leichnam des Ermordeten führte man nach Embrach und begrub ihn in der Pfarrkirche.

47. Der Rötelstein

Dieser geschützte Findling liegt in einem Wäldchen etwa 200 m nördlich des zu Oberembrach gehörenden Hofes Rotenfluh, der von ihm den Namen bekommen hat. Der Block besteht aus Sernifit, d. h. aus rotem Ackerstein, umfaßt ca. 70 m³ und ist seit 1869 im Besitz der Zürcher Naturforschenden Gesellschaft, worauf eine dort angebrachte Tafel hinweist. Das ist nun auch so ein „Elfischtäi“, der sich nach der alten Sage umgedreht habe, wenn in Embrach um 11 Uhr geläutet worden sei. Hier wie andernorts glaubte man ehemal, der Teufel sei über die das Christentum annehmenden Hofleute so zornig geworden, daß er diesen Block nach ihrer Siedlung geworfen, sie aber nicht recht getroffen habe. Immerhin sei der Stein so stark mit seiner Wut erfüllt worden, daß er sich beim Ertönen des christlichen Glockenzeichens noch lange Zeit mißmutig bewegt habe.

48. Der Schatz bei Brütten

Der irrsinnige Mathis war vor langen Jahren eine bekannte und gefürchtete Person im Dorfe Brütten, der man gerne aus dem Wege ging. Den Grund seines Geisteszustandes hat er in seiner letzten Krankheit dem Pfarrer anvertraut.

Mathis war reicher Leute Kind gewesen, hatte aber nach dem frühen Tod seiner Eltern den schönen Hof zum Schauplatz wilder Zechgelage werden lassen, die rasch Kisten und Kasten leerten. Er mußte darauf denken, neue Mittel zu erhalten. Nun ging im Volk die Sage, daß auf dem Acker, genannt Steinmürli, unter einem einsamen Birnbaum ein reicher Schatz liege,

zu dessen Hebung es allerdings großen Mut brauche. In einer dunkeln Nacht schlich er sich zur Geisterstunde an diesen verrufenen Ort, begann das Gestrüpp unter dem Baume zu roden und hob schon die Schaufel, als ein schönes Weib hinter dem Baume hervortrat. Es machte ihm Hoffnung, daß er das Ziel seiner Wünsche erreichen werde, wenn er ihr dreimal einen Kuß gebe. Mathis war gerne einverstanden und gab ihr den ersten Kuß. Aber plötzlich war alles verschwunden und es tönte wie ein leises Gelächter aus dem Baum. Die folgende Mitternacht mochte Mathis kaum erwarten. Als es zwölf Uhr schlug, stand er wieder unter dem Baum und auch die schöne Frau war wieder da. Als er sie aber umarmte, lag es plötzlich feuchtkalt an seiner Brust, und statt des reizenden Antlitzes glotzten ihn die gläsernen Augen einer großen Kröte an, die ihm das ekelhafte Maul zum Kusse entgegenhielt. Zu Tode erschrocken wich er zurück; aber es tönte ihm gellendes Hohngelächter nach. Den Rest der unseligen Nacht und den folgenden Tag trieb es ihn ruhelos umher. Entsetzen und Furcht kämpften in seiner Brust mit der Sehnsucht nach dem schönen Weibe und der Begier, den Schatz sein eigen zu nennen. Die Habsucht siegte, und um Mitternacht stand er abermals unter dem Baum, wo ihn die schöne Frau erwartete. Mit geschlossenen Augen wollte er sie küssen; aber seinem Munde begegnete wieder das feuchte Maul der Kröte. Halbtot riß er sich los und wurde am Morgen unweit des verrufenen Ortes gefunden. Seitdem blieb sein Verstand umdunkelt, und er schlepppte sein trübes Dasein noch lange Jahre hin, sich und andern zur Pein.

Viele Jahrzehnte später, als die Geschichte vom tollen Mathis fast vergessen war, machte ein junger Bauer von neuem den Versuch, den Schatz zu heben. Er gedachte damit seiner jungen Frau und seiner Mutter ein schönes Leben zu verschaffen und gelobte, wenn das Wagestück ihm gelinge, einen Teil des erhofften Gewinnes zur Verschönerung des ärmlichen Kirchleins des Ortes zu verwenden. Wohlgemut nahte er sich in einer hellen Mondnacht dem Baume und begann zu graben, als plötzlich ein altes Mütterchen aus dem Schatten des Baumes hervortrat, das ihm sagte, daß nur der den Schatz heben könne, der gewisse Bedingungen erfülle. Es gab ihm ein Beil mit der Anweisung, in der Frühe des nächsten Pfingsttages damit einen gewissen Baum zu fällen und aus dessen Holz eine Wiege zu schaffen. Erst wenn ein Kindlein in der Wiege schreie, könne er den Schatz heben; doch dürfe er zu niemandem darüber sprechen. In der Morgenröte des Pfingsttages machte sich der junge Bauer auf den Weg und ward durch das Beil auf wunderbare Art an eine Stelle im Walde geleitet, die ihm völlig unbekannt war. Fast von selbst senkte sich die Axt zum Fuß einer schlanken Tanne, die er nun zu fällen begann. Als aber der schöne Baum zu wanken anfing, tönte aus den

Ästen ein Ton gleich dem Wimmern eines kleinen Kindes, der sich immer mehr steigerte, bis er beim Sturz mit einem lauten Wehruf endigte. Von Schrecken gejagt floh der Bauer die unheimliche Stelle, fand aber am andern Morgen die in Bretter zersägte Tanne vor seiner Türe. Als er nach einiger Zeit eine Wiege brauchte, erstellte er eine aus dem Holz der Tanne, und als bald ein munteres Knäblein das Licht der Welt erblickte, konnte der beglückte Vater es kaum erwarten, bis er aus der Wiege das Schreien des Kindes vernehmen würde. Aber in die Wiege gelegt verstummte der kleine Schreier und hauchte unter heftigen Krämpfen sein junges Leben aus. Auch dem zweiten Kinde, einem Mädchen, ward die Unglückswiege zum Verhängnis. Verzweifelnd warf nun der Vater, der sich als Mörder seiner Kleinen anklagte, die unglückselige Wiege ins Feuer. Und als er in reuigem Gebet dem Lodern des Feuers zuschaute, entschwanden zwei weiße Tauben dem wirbelnden Rauche; der böse Zauber war gelöst.

49. Der Schimmelreiter von Oberwil

Östlich vom letzten Drittel der Straße, die von Bassersdorf nach Oberwil hinaufführt, liegt ein bewaldetes Töbelchen, und in jener Gegend bemerkt man noch Überreste von zwei alten Befestigungen. Die obere heißt Heideburg. Etwa 400 m südlich davon befindet sich am Engelrain die sogenannte Engelburg.

An diesem Ort wird folgende Sage erzählt. In dunkler, stürmischer Nacht sieht man oft einen Reiter ohne Kopf auf einem weißen Pferd von der Burg herunterreiten und schnellsten Laufes aus dem Walde hervoreilen und plötzlich verschwinden.

50. Der Steg der Frau Escher

Am Fuße des Engelrains bei Oberwil führt ein Hohlweg zu einem Bach, an den Steg der Frau Escher. Man erzählt, eine weiße Frau, die man Frau Escher nennt, werde öfter an diesem Steg gesehen. Wenn jemand in böser Absicht nachts über denselben gehen wolle, begegne sie ihm dort und weise ihn mit drohender Hand zurück.

51. Von der Wagenburg

Zu den währschaften Bauernhöfen auf der Hochfläche von Brütten gehört auch derjenige von Unter-Wagenburg in der Gemeinde Oberembrach. Seinen Namen will eine alte Sage erklären:

In der Gegend von Winterthur habe einst eine große Schlacht zwischen den Römern und Alemannen stattgefunden, wobei die letzteren gesiegt hätten. Die Römer seien nach Süden und Westen geflohen und hätten schließlich beim obgenannten Hof mit ihrem Troß eine Wagenburg aufgestellt. Aber sie konnten sie nicht halten. Nachher sei der Ort von einem alemannischen Priester bewohnt und eben Wagenburg genannt worden. Die Spuren dieser Burg will man noch lange gesehen haben.

52. Das verrufene Zimmer

In einem zürcherischen Orte hat sich etwas ereignet, das die Betroffenen maßlos aufregte. Nun ist aber seither noch kein Menschenalter verstrichen, und drum sagt der Erzähler nicht, wo und wann es geschah.

Eine Tochter verheiratete sich und bezog mit ihrem Mann ein neu eingerichtetes Zimmer im Hause ihrer Eltern. Dieses Zimmer lag im Parterre, und just darunter war der Keller. Seit dem Tage, da die jungen Leute ihr neues Zimmer bewohnten, begannen unter demselben am Abend unheimliche Geräusche, ein Rollen, wie beim Abladen von Kartoffeln. Ob die Leute den darunter liegenden Keller untersuchten, weiß der Berichterstatter nicht, er hat nur gehört, daß die Leute „alles Mögliche“ versuchten, um den Spuk zu vertreiben; sie nahmen auch vergeblich eine Bibel mit in ihr „verrufenes Zimmer“.

Der junge Mann fragte auch den katholischen Geistlichen, und dieser versicherte ihm, daß er den Spuk austreiben könne. Die Leute hörten dann aber von einem „anderen Zauberer“ und wandten sich an diesen. Der Ehemann traf diesen Schwarzkünstler im Hauptbahnhof in Zürich und klagte ihm seine Not. Der andere, ein älterer Mann, der in seiner Wohngemeinde für „solche Dinge“ bekannt war, machte nur wenig Worte, meinte nur, die Sache komme von Verwandten her und versprach, es werde aufhören. Seit her seien die Störungen völlig ausgeblieben.

Die junge Frau konnte auch jemanden bezeichnen, der den Zauber veranlaßt habe.

53. Der wandelnde Nachbar

Eine ältere Frau in einem gewissen, nicht zu nennenden Orte wußte von einem früh verstorbenen Nachbarn, daß er sich zuweilen zeige. Eine andere Nachbarsfamilie, die an seinem Tode schuldig sei, wage nie des Nachts beim Friedhof, der außerhalb des Dorfes liegt, vorbeizugehen.

VI. Winterthur und Weinland

1. Woher der Brüelberg seinen Namen hat

Anno 1339 wurden „unter der Stadt am Brüel“ viele Juden verbrannt, weil sie das Trinkwasser vergiftet haben sollten, und 1401 brachen infolge eines Mordes in Dießenhofen vielerorts, auch in Winterthur, Judenverfolgungen aus. 27 Personen, darunter Kinder, wurden auf der Wiese beim Brüel mit Feuer hingerichtet. Ihr herzzerreißendes Geschrei erfüllte die Luft. Von dem Ge-brüel der an dieser Stätte Umgebrachten soll der anstoßende Berg den Namen Brüelberg erhalten haben.

2. Spuk im „Lämmli“

1771 spukte es in Jakob Zieglers Haus „zum Lämmli“. Der Hausbesitzer wollte den Spuk bannen lassen und stellte hiefür den Scharfrichter Paul Volmar an. Doch dieser bemühte sich vergeblich, das Gespenst zu vertreiben.

3. Zauberkundiger Viehdoktor

Dem städtischen Eichmeister versagte 1777 eine Ölresse den Dienst. Der Eigentümer nahm an, böse Leute hätten sie ihm verhext. Er rief den Scharfrichter, den Zauber zu lösen. Der aber erklärte sich als zu schwach, um dem Bösen entgegenzutreten. Nun holte der Eichmeister den Viehdoktor von Pfaffhausen, der im Ansehen stand, über böse Geister Macht zu besitzen. Dieser machte allerlei Räucherwerk, sprach seltsame Worte, vollführte Gebärden und brachte mit seinen Künsten richtig die Öle wieder in Gang.

4. Sankt-Elms-Feuer zu Winterthur

Am „spitzigen Kirchturm“ zu Winterthur beobachtete man oft vor Gewittern ein Feuer, welches von der Mitte des Helms gegen den Knopf hinauffuhr. Die Winterthurer nannten es Sant-Elmus-Feuer und meinten, dieses Licht deute auf im Knopf verborgene Reliquien des heiligen Anselm.

Eine Untersuchung anlässlich einer Reparatur im Jahre 1700 zeigte, daß der Turmknopf keine Reliquien barg.

5. Der stattliche Bauer

Ein Herzog von Österreich ritt einst mit seinem Gefolge von Rapperswil nach Winterthur. Unweit der Burg Hegi erblickte er auf dem Felde einen pflügenden Bauern, der ihm auffiel, weil er mit edlen Gebärden das Ackergerät handhabte und stattliche Kleider trug. Die prächtigen Pferde führte ihm ein strammer Jüngling. Der Herzog betrachtete den edlen Graukopf und seinen Pferdebuben, hielt an und sprach zu seinen Begleitern: „Solch einen schönen Bauern mit einem so prächtigen Gespann habe ich noch nie gesehen!“ Der Hofmeister, der die Gegend kannte, klärte seinen Herrn darüber auf, daß jene vermeintlichen Bauern der Herr von Hegi und sein Sohn seien, die nicht verfehlten würden, ihm, dem Herzog, morgen in der Stadt als edle Herren ihre Aufwartung zu machen.

6. Kölpeli

Auf der Ruchegg bei Oberwinterthur fand man Spuren einer römischen Ansiedlung. Dort soll eine wichtige Festung gestanden haben. Als die Feinde einmal über den Rhein her ins Land drangen, belagerten sie auch diese Burg. Ihr Kommandant hieß Kölpeli. Er war aber ein Verräter, unterhandelte mit den Belagerern und übergab die Festung widerstandslos.

Der unrühmlichen Tat war auch ein entsprechender Lohn beschieden. Die Feinde stellten den Feigling in eine Grube und schütteten sie so zu, daß nur noch sein Kopf herausschaute. Dann warfen sie solange Steine nach ihm, bis sein Haupt vom Rumpfe getrennt war.

7. Der Schimmelreiter

Eines Abends, es war schon dunkel, fuhr ein behäbiger Landmann mit einem schweren Wagen, den seine vier Ochsen zogen, von Ellikon nach Rickenbach.

Da er Weg und Steg kannte, kam er trotz der nächtlichen Dämmerung gut vorwärts. Und als es nun über den Höhen zu heitern begann und er um sich Tausende und aber Tausende weißer Nachtfalter schweben sah, wurde

er gar wohl aufgelegt. Er pfiff ein Schelmenliedchen vor sich hin. Dann lachte er laut auf, denn es kam ihm in den Sinn, daß es nach der Meinung der Leute hinter dem nahen Wäldchen, hinter dem eben der Mond in seiner ganzen geheimnisvollen Heiterkeit aufging, nicht geheuer sein solle. Vorhin hatte ihm die Wirtin zu Ellikon noch gesagt, daß sie nachts um kein Geld in dieses Holz gehen würde, das nun vor ihm lag und langsam auf ihn zurück schien. Er lachte wieder und noch viel übermütiger auf, denn er mußte an die erschrockenen Augen der Alten denken, als sie zu ihm vom Spukwäldchen redete. Wie doch diesen Weibsbildern allerlei Geschichten durch den Kopf gingen.

Kräftig schwang er die Peitsche, also daß es knallte wie an einem Schützenfest. Nun war er hart an dem arg verschrienen Wäldchen, das friedlich, als die Wiege Tausender schlummernder Vögel, vor ihm stand.

Da kam hinter dem Hügel ein Reiter hervor, der einen schneetaubenweißen Schimmel ritt. Nicht daß sich der Fuhrmann vor Gespenstern gefürchtet hätte, aber es wollte ihn seltsam bedünken, daß der Reiter so lautlos über den steinigen Feldweg aufs Holz zuzuhalten vermochte; nicht einen Hufschlag vernahm man. Der Bauer redete den sonderbaren Reitersmann an, erhielt aber keine Antwort, was ihm noch verwunderlicher vorkam. Und jetzt sah er, wie der Reiter, völlig lautlos, über einen breiten Graben setzte und darnach unter den hohen Buchen verschwand.

Kopfschüttelnd trieb der Landwirt sein Ochsengespann an. Jetzt fuhr er ins Wäldchen hinein. Merkwürdigerweise wurde es darin nicht dunkler, obwohl der Mond nicht mehr zu sehen war. Je tiefer er auf dem Prügelweg ins Holz hinein geriet, desto heller wurde es. Es war, als ob die ungezählten Tautropfen, die an allen Laubblättern hingen, zu leuchten anfingen. Und jetzt sah er zu seiner Überraschung den Reiter auf dem Schimmel wieder durch den Wald zurück auf sich zukommen. Aber obwohl der Bauer mit seinen Ochsen wacker vorwärts zu kommen schien, und der Reiter unaufhörlich auf ihn zutrabte, wollten sie nicht zusammenkommen. Er hieb auf die Ochsen ein und rief aus: „In Teufels Namen, jetzt macht, daß wir zu diesem Wäldchen hinaus kommen. Es ist ja länger als von Pfingsten bis Ostern!“

Kaum hatte er's gerufen, so sprengte der Reiter wie's Wetter auf ihn zu, obwohl sein Schimmel den Boden kaum zu berühren schien. Und jetzt hielt er hart vor ihm und seinem Ochsengespann an. Nun war es dem Bauern anders. Es war ihm, man tauche ihn mit Leib und Seele in einen gefrorenen Teich, denn mit Entsetzen sah er, daß der Reiter seinen Kopf, wie ein Brot, unter dem Arm trug. Eine Zeitlang war er wie gelähmt, und die Zähne knackten ihm ineinander wie eine übel schließende Türfalle. Also hatten

die Leute in Ellikon doch recht: es ging in diesem Wäldchen um. Immer mußte er nach dem Reiter und seinem weißen Roß starren, die unbeweglich wie von Stein vor seinen Ochsen hielten.

So konnte es nicht bleiben. Er ermannte sich und geißelte verzweifelt auf die armen Tiere los. Aber die Ochsen zuckten wohl zusammen, brüllten dumpf und zogen gewaltig an den Strängen, brachten jedoch den Wagen nicht um eine Handbreit weiter. Was er auch tat, der Wagen blieb wie eingemauert stehen. Wütend sprang er auf und schlug mit dem Peitschenstiel nach dem unheimlichen Reiter. Da zerflossen dieser und sein Schimmel in ein Silbernebelchen. Aber wie der Fuhrmann auch auf das Zugvieh losprügelte, der Wagen kam nicht ab Fleck.

Ingrimmig spannte er seine Ochsen aus, ließ den verhexten Wagen stehen und trieb sie über den Waldweg nidsich. Und nun ritt auch der Reiter auf seinem Schimmel wieder vor ihm her, und es war, als wollte das Holz, das doch sonst kaum etliche Steinwürfe lang war, in Ewigkeit nie aufhören.

Jetzt krähte irgendwo der Hahn, und Reiter und Roß waren wie weggeblasen. Der Bauer aber stand mit seinen Ochsen am Waldausgang, und der Mond schien friedlich über Weg und Steg. Mißmutig machte er sich mit seinem Doppelgespann nach Hause. Es tagte, als er dort ankam. Am hellen Mittag holte er seinen schweren Wagen, der nun wie geschmiert durchs Wäldchen heimzu rasselte.

8. Die goldene Stadt

Bei Dinhard ist ein Wald, und wenn man dort drin wandert, so wird es einem ganz sonderbar zumute. In diesem Walde war nicht immer gut jagen. Es gab gewisse Tage, an welchen sich erfahrene Jäger nie auf die östliche Seite wagten, weil dort eine goldene Stadt sei, in deren Weichbild jeder Uneingeweihte unfehlbar von Schwindel und Ohnmacht befallen werde. Es war schon zu spät, wenn man die prächtigen Häuser durch die Baumstämmle leuchten sah.

Der Jäger Hans Hug, der, ein Reh verfolgend, in diese Gegend geraten war, sah noch eben, wie das Tier sich in eine schöne Jungfrau verwandelte. Es fing ihm an zu schwindeln, und als noch ein kleiner, häßlicher Zwerg von einem Obstbaum herniedersprang und ihn mit einem Stocke schlug, fiel er vollends in Ohnmacht.

Als er wieder erwachte, war die Sonne verschwunden. Über ihm rauschte der dunkle Wald. Er selbst lag in einem tiefen, schmutzigen Graben, und als er sich aufrichtete, sprang eine Ratte über ihn hinweg, welche ein „Nadelhölzchen“ in der Schnauze trug.

9. Der Traubenhänsel

Neben dem Böölimaa war früher im Weinland der Traubenhänsel eine Schreckgestalt. Wenn die Zeit der Weinlese kam, pflegte man vornehmlich den Kindern zu drohen: „Wann d i d Räbe gooscht und Truube nimmscht, so chunt der Truubehänsel mit dem Hooggen und zeert di in Boden ie!“

10. Der Haarsee bei Henggart

Über diesen kleinen See war früher in der Umgebung die Meinung verbreitet, daß er fruchtbare und teure Jahre ankündige. Trockenheit im Frühling galt für erstere, der Wasserreichtum für letztere als untrügliches Zeichen.

11. Das goldene Kegelspiel

Eine Stunde von Winterthur liegt die alte Mörsburg mit ihren gewaltigen Mauern. Eine Viertelstunde davon, beim Dörfchen Sulz, stand vormals ein anderes Schloß, Sulz genannt. Beide Burgen, Mörsburg und Sulz, sind, wie die Leute sagen, durch einen unterirdischen Gang verbunden. In diesem Gange sitzt ein schönes Fräulein. Zu deren Füßen liegt ein schweres, goldenes Kegelspiel mit goldenen Kugeln, und ein großer, schwarzer Hund liegt daneben. Das Fräulein wartet, in diesen finsteren Gang gebannt, bis ein reiner Jüngling kommt. Nur einen solchen läßt der Hund nahe treten. Alsdann kann der Jüngling die Jungfrau mit drei Küssen erlösen und sie samt dem Kegelspiel heimführen.

12. Höltis Grab

Links an der Straße von Winterthur nach Frauenfeld, nicht weit von Oberwinterthur, steht ein schöner Eichenwald, Höltis Grab genannt, von dem folgende Sage geht. In alten Zeiten stand an der Stelle, wo jetzt Oberwinterthur liegt, eine große Stadt. Ein feindliches Heer lagerte sich um die Stadt und mühte sich lange Zeit vergeblich ab, dieselbe zu erobern. Schon war das Heer im Begriff, die Belagerung aufzuheben und abzuziehen, als ein angesehener Bürger, Hölti, für eine große Summe Geldes dem Feinde einen geheimen Gang zeigte, durch welchen er während der Nacht in die Stadt eindringen konnte. Aber die wachsamen Bürger bemerkten zur rech-

ten Zeit noch die drohende Gefahr und schlugen den Feind zurück. Höltis Verrat wurde entdeckt. Zur Strafe wurde der Verräter lebendig begraben und ihm ein Rohr in den Mund gesteckt, das bis über die Oberfläche der Erde heraufreichte, damit er nicht erstickte, sondern vor Hunger sterben müsse. Höltis treue Gattin wachte an seinem Grabe bis zu seinem Ende und ließ dann an der Stelle des Grabes den Eichwald pflanzen, der heute noch steht.

13. Der Fröschenzins von Herten

Nahe bei der Thur, in der Nähe der Ortschaft Ellikon, liegt Herten, das früher nur aus vier Bauernhöfen bestanden haben soll. Nicht weit davon erhob sich einstmals die Burg gleichen Namens, zu deren Füßen sich ein Teich befand. In diesem Wässerlein hauste eine Unzahl Frösche.

Auf der Burg Herten wohnte vor Zeiten ein Edelfräulein, das konnte nicht schlafen, weil die Frösche im Teiche bei Nacht einen abscheulichen Lärm verführten. Damit sie fürderhin nicht mehr in der Ruhe gestört würde, befahl sie den Besitzern ihrer Höfe, abwechselnd des Nachts die Frösche zu verscheuchen oder zum Schweigen zu bringen.

Mit der Zeit aber wurden die Leute von Herten dieser lästigen Nachtarbeit überdrüssig, und sie vermochten zu erwirken, daß die Bewohner des Schlosses eigens zu diesem Zweck einen Wächter oder Scheucher bestellten, wogegen die Lehenbauern selbst eine jährliche Abgabe entrichteten. Diese Abgabe nannte man scherhaft den Fröschenzins.

Auch als die Burg später nicht mehr bewohnt war und der Burgstall in den Besitz des Karthäuserklosters Ittingen gelangt war, zahlten die Hofleute diesen Fröschenzins regelrecht an das Kloster, bis sie sich in neuerer Zeit davon loskaufen.

14. Die Hexe in Rickenbach

In Rickenbach hielt man eine Frau, „Fösterli Heiris“, für eine Hexe. Man glaubte, wenn man ihr kuhwarme Milch gebe, ohne Salz beizumischen, so werde die betreffende Kuh, von der die Milch stamme, rote, d. h. blutige Milch geben. Man redete ihr nach, sie verzaubere das Vieh. Man will gesehen haben, wie sie in einer gewissen Nacht an den Wänden herumkroch. Sie hatte viel Sonderbares in ihrem Benehmen; nie ging sie mit anderen zu gleicher Zeit an die Arbeit. Gern trug sie Nastücher um den Kopf. Hatte sie viele umgebunden, so blieb, wie man glaubte, das Wetter schön; hatte sie keine,

so rechnete man mit Regen. Man sagte, sie könne nicht sterben, bis ihr ihre Tochter das Hexenamt abnehme.

15. Der heilige Mönch Notker

ist aus dem gleichen Sachsengeschlechte wie Kaiser Otto entsprungen. Seine Mutter war eine Gräfin von Kyburg. Er wurde in einem heiligen Orte im Thurgau geboren, in der Burg, die Helligöw hieß; also standen zu seiner Zeit schon Schloß und Stadt Elgg. Darüber, wie die Herrschaft Elgg von dem Geschlechte der Notker an St. Gallen gekommen ist, finde ich keine Auskunft. — So berichtet Junker Hans von Hinwil, der Inhaber der Herrschaft Elgg, 1535 in seinen Schriften.

16. Von der Kirche Elgg

Im Volk geht die Meinung, daß zum Bau der Kirche von Elgg (im Jahre 1508) die Ruine der Burg Herten bei Unterschneit als Steinbruch verwendet wurde.

17. „Wildsäue“

Die Einwohner eines namhaften Dorfes im Weinland nannte man früher neckischerweise „Wildsäu“. Diesen Spitznamen führte man auf folgende Begebenheit zurück. Einmal zur Zeit der Kornernte hauste in den Getreidefeldern des Dorfes ein Wildschwein, welches furchtbare Verwüstungen anrichtete und trotz aller Bemühungen nicht herausgelockt werden konnte. Da sagte jemand dem Gemeinderate, die wilden Schweine fräßen gerne Eier und riet ihm, einmal zu versuchen, ob man damit den Eber fangen könne.

Der Vorschlag gefiel dem Gemeinderate, und er beratschlagte lange hin und her, wie man ihn ausführen könne, ohne daß der, welcher dem unbeteneten Gaste die Eier streuen sollte, das Getreide noch mehr vernichte. Endlich kam man auf den richtigen Gedanken und beschloß Folgendes: Der Eierstreuer müsse sich in einen Korb setzen, und vier Mann sollen ihn durch das Getreide tragen, damit er keins zertrete. Bei jedem Schritt habe er ein Ei aus dem Korb zu werfen.

Durch diese schlaue Tat wurde zwar der Eber aus dem Korn herausgetrieben, aber zugleich hatten die vier Männer es dermaßen zertreten, daß es zu nichts mehr zu gebrauchen war.

18. Der Isistempel in Benken

In der Gegend von Benken findet man einen Hügel und um denselben herum verschiedene Spuren von einem kleinen Tempel. Den ältesten Sagen zufolge war er der Isis gewidmet. Daher haben die Leute dem Hügel selbst den Namen „Isenbuck“ gegeben.

19. Vom Kleinriet

Nahe bei Alten ist das Wiesland „Kleinriet“ oder „Krähenriet“ an einem langgestreckten, niedrigen Hügelzug. Der selbst gehört zu Alten, während sich die Waldung der Gemeinde Marthalen noch eine Stunde weit gegen Alten hin bis dicht an das Dorf erstreckt. Die Überlieferung behauptet, im Kleinriet habe ein Hof gestanden, der zuletzt einer alten Jungfer gehörte. Als diese starb und die „Lauberen“ zwischen Marthalen und Andelfingen geteilt werden sollten, wollten die Altemer speziell die Reben, die damals und noch bis zu Menschengedenken den ganzen Hügelzug bedeckten. Daher erhielten die Marthaler das viele Holz am Buchberg.

Im Kleinriet stand — nach der Chronik im Kirchturmknopf — eine große Eiche, aus der im 17. Jahrhundert, als der Wind den Kirchturm abgeweht hatte, die Balken für dessen Neubau hergestellt wurden.

20. Wildensbuch

Eine wunderliche Behauptung hört man um Trüllikon und Andelfingen. Nicht weit von diesen Orten liegt das Dörfchen Wildensbuch. Dessen Einwohner glauben bis heute (1862) in allem Ernst, ihr Dorf sei der Mittelpunkt der Welt.

21. Die Mondfänger

Die Flurlinger wollten einst den Mond fangen. Zu diesem Zweck nahmen sie eine gut verschließbare Gelte und füllten sie mit Wasser. Als in einer hellen Mondnacht sich das bleiche Gestirn voll in der Gelte spiegelte, deckten sie diese weidlich zu, in der Meinung, den Mond darin gefangen zu haben. Sie trugen die Gelte nach Hause, wo sie den Gefangenen herausnehmen und betrachten wollten. Aber als sie den Deckel abhoben, war der Mond verschwunden. — Für den Spott brauchten sie allerdings nicht zu sorgen. Man nennt sie seither Mondfänger.

22. *Vom Schluuchebrünneli*

Wenn man vom heimeligen Weinländer Dorfe Marthalen auf der grünen Hochfläche der Lauberen südwärts in der Richtung gegen Alten der Geländekante folgt, wo die bewaldete Lauberenthalde sich gegen das weitgedehnte Niederholz senkt, gelangt man zu einem schattigen Tälchen oder Einschnitt im Abhang. In der Nähe zog sich der uralte Kirchweg von Andelfingen her nach Rheinau die Halde hinab. Dieser Geländeinschnitt heißt „Schluuche“ (= Schlucht), und in geringer Entfernung von seinem oberen Ende plätscherte früher mitten im Wiesengelände ein Feldbrunnlein, auf der Karte „Kleinrietbrunnen“, im Volke aber das „Schluuchebrünnili“ genannt.

Früher kam, wie man erzählte, aus der Schlucht herauf ein altes, verhutzeltes Fraueli, in der landesüblichen „Stuuche“, das „Schluuchefräuli“. Es erschreckte die Kinder, besonders wenn sie den Brunnen trübten. Daher fürchteten sich die Kinder der in der Nähe arbeitenden Bauern, allein am Brunnen Wasser zu holen.

Ferner wurde dort nachts ein Reiter ohne Kopf gesehen. Aus diesem Grunde wollte beim Zunachten niemand mehr sich in der Gegend aufhalten. Auch wird erzählt, ein Einsiedler habe sich früher in der Schluuche aufgehalten.

In den dreißiger Jahren, also kurz vor dem zweiten Weltkrieg, wurde das Brunnlein auf dem freien Felde beseitigt; das Wasser ist nun in einer Brunnenstube am oberen Eingang der Schluuche gefaßt und etwas weiter unten in dieser fließt es aus einem Rohr in einen hölzernen Brunnentrog. Es ist von besonderer Frische und angenehmer Kühle.

23. *Das Schometgretli*

Der Schomet ist eine große Waldung auf dem Oberstammheimerberg. Er maß früher 322 Jucharten. Da er an der Kantonsgrenze gelegen ist und in den Thurgau hineingreift, wurde einst unter den angrenzenden Gemeinden darum gestritten. Nach einer fast hundertjährigen Auseinandersetzung wurde der Wald 1689 mehr oder weniger endgültig geteilt. Es mag in diesen Streitigkeiten oder auch schon früher allerhand vorgefallen sein, denn in diesem Walde geht das Schometgretli um.

Wenn man um Mitternacht durch den Schomet geht, erscheint es einem. Redet man es an, so kommt man sicher bis am Morgen nicht mehr aus dem Walde heraus.

Die Alten wissen noch, daß man die Kinder mit dem Schometgretli schreckte, wenn sie nicht zu Bett gehen wollten.

24. Das Strählbrünneli

An dem von Oberstammheim über den Berg führenden alten Weg nach Stein befindet sich fast auf der Paßhöhe ein altes Brünlein, das Strählbrünneli. Wer dort um Mitternacht vorbeikommt, kann Geistern begegnen. Der Gewährsmann, der darüber berichtete, meint, es handle sich um Mar-chenversetzer.

25. Der graue Stein

Im oberen Drittel des sandigen Hohlweges, der sich ob der Kirche von Unterstammheim zum Ebnet, einer schmalen Waldterrasse am Westhang des Stammheimerberges hinaufzieht, liegt der graue Stein, ein vor alters von der Bergkuppe herabgerollter Nagelfluhblock. Von dem geht die Mär, daß er sich einmal umdrehe, wenn er im Dorf unten elf Uhr läuten höre.

26. Das Mörderbrünneli

Es mögen wohl hundert Jahre her sein, als eine Frau beim Zunachten von Etzwilen her auf der Landstraße durch den Wald gegen Unterstammheim heimkehrte. Da sah sie eine weiße Gestalt hinter sich her gehen bis zum Hof Oberbrunn. An dieser Stelle, also bevor man aus dem Walde tritt, heißt es im Mörderbrünneli. Hier soll einst die Steinerböttin (Botin nach Stein am Rhein) ermordet worden sein.

27. Der Hund

Noch um 1900 wollten einige wissen, daß man immer einen Hund sehe, wenn man spät nachts von Etzwilen oder Nußbaumen nach Stammheim zurückkehre.

28. Der silberne Pflug

Der Gemeindebann Unterstammheim stößt an den Fuß des Rodelberges, eines vor Urzeiten durch einen früheren Rheinlauf vom Stammheimerberg abgetrennten, niederen Bergzuges. An diesem besitzen die Unterstammheimer — auf Thurgauerboden — noch ein ansehnliches Stück Gemeindewald. Auf der Kuppe dieses Rodelberges, so hört man im benachbarten Schlattingen, aber auch in Unterstammheim erzählen, habe einmal eine Burg gestanden, und es sei dort noch jetzt ein silberner Pflug verborgen.

29. Das Heidenlöchli

Am Nordende des Stammheimerberges befand sich im Felsabsturz eine kleine Höhle, etwa fünf Meter unter dem Plateau. Von oben führte ein schmales Weglein zu ihr hinunter. Das war das Heidenlöchli, in dem, wie man hört, in alten Zeiten Menschen Zuflucht gesucht haben. Jetzt existiert es nicht mehr. Beim Bahnbau Anno 1874 wurde es beim Kiesbrechen zerstört.

30. Die Gründung des Klosters Rheinau

Als einst auf dem Platze, wo jetzt Schaffhausen liegt, nur ein Kloster und eine Schiffslände waren, fischte dort im Rhein ein reicher, vornehmer Edelmann. Darüber schlaftrig geworden, lenkte er den Nachen, worin er allein war, in eine Bucht, legte sich nieder und schlummerte ein. Während er so im Schlaf lag, wurde der unbefestigte Kahn von den Wellen allmählich in die Strömung des Flusses gespült, und nun ging es mit ihm schneller und schneller dem Rheinfalle zu. Der Edelmann schlief noch immer und erwachte selbst dann nicht, als er mit dem Nachen den gräßlichen Fall hinabgerissen wurde. Als er die Augen aufschlug, lag der Kahn, unbeschädigt wie er, eine Stunde unterhalb des Rheinfalles an einsamem Ufer. Da erkannte der Edelmann, was mit ihm geschehen, und wie er wunderbar von Gott am Leben erhalten worden war. Zum Danke hiefür stiftete er an diesem Orte ein reiches Kloster: die Benediktinerabtei Rheinau.

31. Erlösung von zwei armen Seelen am Rheinfall

Als Bischof Konrad mit dem heiligen Ulrich beim Schlosse Laufen stand, sah er im Wasserstrudel beim Hin- und Herschäumen der Wellen zwei Vögel eintauchen und wieder emporsteigen. Da merkte der heilige Mann im Geiste, daß unter der Gestalt jener Vögel zwei Seelen verborgen seien, welche daselbst ob der Menge ihrer ehedem begangenen Freveltaten ihre Reinigung durchmachten. Daher wurden beide im Innersten von Mitleid gerührt. Ulrich zögerte nicht, für diese Verstorbenen sofort eine Messe zu lesen, und Konrad verrichtete am gleichen Tage die zweite Messe für sie. So haben sie durch ihre Frömmigkeit die beiden Seelen erlöst, denn nach der feierlichen Darbringung des Meßopfers wurden die Gestalten der Vögel nicht mehr gesehen.

32. Die Rosse am Rheinfall

Wer in einer Freitagnacht vor den Schaumstrudeln des Schaffhauser Rheinfalles steht — aber mondhell muß es sein —, der sieht darin die Mähnen riesenhafter weißer Rosse flattern, die zwischen den Kalkriffen aus der Flut sich emporbäumen und dann mit den Wirbeln um die Wette den Sturz hinunterjagen.

Da steigen, so sagt man, die Pferde wieder aus der Flut, welche die Alemannen auf ihrem Zuge von der Mündung der Elbe nach den Quellen des Rheins dem Stromgott hier geopfert haben. Wie in den Schaffhauser Zeitbüchern zu lesen ist, sind vor nicht gar langen Jahren bei niedrigem Wasserstand noch ihre Hufeisen zwischen den Felsritzen gefunden worden.

33. Das Geisterschiff am Rheinfall

Einst ist oberhalb des Rheinfalles bei der Überfahrt über den Fluß ein blutjunger Schiffer im Kahne eingeschlafen. Den Schlafenden in seinem Kahn hat dann der Zug des Stromes mit Gottes sichtbarer Hilfe unverstehrt über den grausen Felsensteig hinabgetragen. Statt Gott demütig für solch wunderbare Rettung zu danken, ist der junge Bursche durch das überstandene Abenteuer vielmehr übermütig geworden. In der Schenke, in der er auf die überstandene Gefahr hin den edlen Landwein sich gut schmecken ließ, anerbot er sich verwegen, um hundert Gulden noch einmal die schreckliche Fahrt zu wagen. Ein unheimlicher, fremder Gast, der hinterm Tische saß, ging die Wette ein, und der freche Jüngling machte wirklich die Gott versuchende Fahrt. Aber Schiffer und Kahn wurden von den schäumenden Wogen am Fuße des Rheinfalls spurlos verschlungen. In der gleichen Nacht aber, in der dies geschehen, will man viele Jahre ein Geisterschiff gesehen haben, wie dasselbe blitzschnell wie ein Pfeil mit dem gespenstischen Schiffer den Rheinfall hinabschoß und unten in dem Strudel verschwand.

Nach der Meinung der einen muß er die Schrecken dieser grausigen Fahrt endlos durchleiden, nach andern hat man das Geisterschiff am Rheinfall nicht mehr gesehen, seit die neue Eisenbahnbrücke den schwarzen Dampfwagenzug donnernd über den Rhein hinüberführt.

34. Das Äckelmümmelisbrünneli

Im Dorfe Pfungen befindet sich ein unter dem Namen „Äckelmümmelisbrunnen“ bekannter Brunnen, von dem die Volkssage erzählt, daß in ur-

alter Zeit an dessen Quelle ein wundertägiger Mann namens Äckelmümmeli mit Vorliebe geweilt habe. Das sei der heilige Pirminius gewesen, der von der Insel Reichenau her, wo er ein Kloster gestiftet hatte, öfters herüberkam und sich am klaren Schattenquell gottseligen Betrachtungen hingab. So wie die Insel Reichenau vor Pirms Zeiten mit allerhand giftigem Gewürme, so war die Gegend um Pfungen mit großen Mengen giftiger Schwämme geplagt, welche die Viehzucht erschwerten. Und wie Pirmin die Reichenau vom Gewürm säuberte, reinigte er auch die Gegend von Pfungen von den lästigen und schädlichen Schwämmen. Auch hier richtete er ein geweihtes Kreuz auf und verrichtete kniend sein wunderkräftiges Gebet. Und wie das giftige Gewürm sich eilend aufmachte und die Reichenau verließ, so daß der See davon bedeckt war, so verloren auch die Schwämme ihre giftige Eigenschaft und die Bauern durften nun ohne Gefahr ihr Vieh auf die Weide treiben. Seit der Zeit blieb der Brunnen, bei dem sich Pirmin so gerne aufhielt, der Gegenstand der Verehrung des Landvolkes.

35. Der Viehdoktor als Zauberer

Seit Jahren war Hans Ulrich Groß, der Wullweber, in Brütten elend. Da zogen seine Angehörigen, es war Anno 1778, den alten Viehdoktor Irminger in Pfaffhausen bei. Der gab ihnen den Rat, sie sollten zu den Kräutern, die er ihnen gebe, Mehl und Salz nehmen und hinter drei Türen Kot zusammenlesen, dann drei Weidenruten nehmen und mit dem allem einen Rauch unter dem Patienten machen, „da es sich dann zeigen werde“. Nachdem die Leute diesen Rauch unter dem Leidenden entfacht, soll sich der alte Kühhirte Heinrich Baltensperger gezeigt haben, womit erwiesen war, daß er und seine Frau schuld und Ursache der elenden Umstände des Wullwebers waren.

36. Prophezeiung

Eine alte Frau zu Brütten erzählte 1917, sie wisse noch ganz genau, wie einmal zu ihrer Jugendzeit, so um die Jahrhundertmitte, ein kleiner Mann in der Stube hin und her gegangen sei und aus der Sibyllen-Weissagung erzählt habe: Es werde eine Zeit kommen, wo man sich mit Maschinen durch die Luft tragen lasse und die Wagen ohne Pferde fahren werden. Dann werde zu dieser Zeit, da die Weiden Rosen tragen werden, auf dem Rafzerfelde eine gewaltige Schlacht geschlagen, daß das Blut einem bis an die Knöchel reiche.

37. Vom „Hellreben“-Wein zu Brütten

Der Wein, der in den „Hellreben“ wächst, hat einen etwas sauren Ruf. Behaupten doch böse Zungen, es sei einmal in einem besonders guten Jahr passiert, daß eine Traubenbeere, die der Trottbaum nicht zu zerdrücken vermochte, über das Helltobel geflogen sei und in dem nahen Bläsihof im Stalle einem Ochsen ein Horn abgeschlagen habe.

38. Grenzstreit zwischen Brütten und Winterberg

An die Grenze zwischen der Brüttener Gemeindewaldung „Urwachs“, an der Steig gelegen, und der Korporationswaldung der Zivilgemeinde Winterberg knüpft sich eine alte Sage: Die Brüttener behaupten nämlich, der sogenannte Wöschbach, in welchem in mondhellenen Nächten Waschfräulein ihr Wesen treiben sollen, habe in früherer Zeit die beidseitige natürliche Grenze gebildet; aber durch eine List habe Winterberg seine Waldung in der Vorhell zum Nachteil von Brütten vergrößern können. Und das ging so zu: Vor dem Gericht, das die Grenze festzusetzen hatte, erschien je ein Abgeordneter der beiden Ortschaften; die Richter konnten aber zu keinem Entscheide kommen und legten deshalb den beiden die Leistung des Eides auf. Der Winterberger, der daheim schon gedacht, er müsse wohl einen Eid leisten für seine Behauptung, daß sich die Grenze nördlich des Wöschbaches befindet, setzte einen Zylinderhut auf, in dem er einen Schöpfer (Milchmaß) und einen „Richter“, „Richtstrehl“ (Haarkamm) verborgen hielt, und so schwur er, so wahr ein Schöpfer und ein Richter über ihm seien, befindet sich die Waldgrenze ein gut Stück nördlicher. Der Abgeordnete von Brütten, der durch das kecke Auftreten seines Rivalen wahrscheinlich eingeschüchtert war, getraute sich nicht mehr, einen Schwur zu tun. So bekam Winterberg Recht, und heute bildet eine Straße die Grenze der Waldungen.

39. Der Felizitasbrunnen an der Steig

Im Kempttal wohnte ein armer Bauer namens Steffen. Der machte mit dem Teufel einen Vertrag, laut dessen er Geld und Schätze in Hülle und Fülle erhalten sollte. Nun waren aber seine Frau und auch seine Tochter Felizitas gute und fromme Personen, und drum mußte Steffen eine List gebrauchen, um seinen Reichtum heimzuführen. Er gab vor, er habe Nachricht erhalten, daß sein verschollener Bruder in Holland gestorben sei als

ein ungewöhnlich reicher Mann, und er, Steffen, müsse nun stracks nach Holland reisen, um sein Erbe in Empfang zu nehmen.

Er begab sich aber nur in die Heidenschlucht, einem verrufenen Ort im Kemppatal, wo ihn der Böse mit Geld, Kostbarkeiten und Kleidern überhäufte. Von einer Gegenleistung wurde nicht gesprochen. Nach einiger Zeit kam der arme Bauer als ein vornehmer Herr durchs Kemppatal heraufgeritten, und zwar mit großem Gefolge. Er baute sich in der Nachbarschaft eine Burg, bei deren Bau es unwahrscheinlich rasch vorwärtsging.

Kaum hatte er seine neue Behausung unter Dach, als auch schon ein Graf von Drachenstein sich als Guest anmeldete. Dieser sprang mit Geld und Gut um wie ein großer Fürst und wollte damit die Seele der schönen Felizitas gewinnen. Deren Seele hatte aber keinen Hunger nach Reichtümern dieser Art, und überhaupt kam ihr der Graf als nicht geheuer vor. Den Vater hingegen blendete der Glanz des Drachensteiners, daß er nicht merkte, wer der andere war. Nur soviel ging ihm ein, daß Geld und Vergnügen dauerten, solange der Graf seiner Tochter nachstellte. Deswegen hätte er sie ihm gern als Frau gelassen.

Aber als Felizitas sich weigerte, den Fremden zum Mann zu nehmen, wurde der Vater schrecklich böse. Das gute Kind flüchtete von zu Hause fort in eine Felsenhöhle. Aber der „Gottseibeius“ hatte es bemerkt, und mit dem Vater verfolgte er die Tochter. In ihrer Not bat diese den Himmel um Rettung, und siehe da, ihr Körper zerfloss an jener Stelle, an der plötzlich eine Quelle aufsprudelte. Die Verfolger, die geglaubt hatten, Felizitas hier zu erwischen, sahen sich vergeblich in der Höhle um. Da ihm die eine Seele entwischt war, wollte der Teufel, der sich jetzt dem Steffen in wahrer Gestalt offenbarte, die andere mitnehmen. Steffen floh, aber an der gegenüberliegenden Felswand stellte ihn der Böse und verwandelte ihn in einen Felsensturm, den man den Teufelsturm nannte. Aus Kummer starb Felizitas Mutter, das Schloß ging in Rauch auf, und die Diener verließen sich.

Die Quelle aber, von den Nachbarn der Felizitasbrunnen genannt, sprudelte weiter und wurde ein Ziel der Pilger. Er besaß wunderbare Eigenschaften: er heilte Blinde und Lahme.

40. Der Felizitasbrunnen

Unweit der Römerstraße bei Brütten, beim Steigwald, ist der „Steig- oder Felizitasbrunnen“. Eine reiche Frau, die sich hier erlaubte, ließ ihn errichten. Andere aber meinen, daß schon die Klosterfrauen zu Töss zum Wohl von Mensch und Vieh allda ein Brünlein erstellt haben.

41. Im Schatz

So heißt ein Hügel westlich vom Roßberg an der Kempt. Es sind daselbst noch ansehnliche Reste einer Burg zu sehen, die vermutlich den Herren von Roßberg gehörte. Hier sollen unterirdische Schätze verborgen liegen. Das wußte man schon vor Jahrhunderten. Es kam auch einmal ein Walliser namens Martin Offner von Siders, der hier mit der Wünschelrute Schätze suchte. Die Rute zog; es wurde aber gleichwohl nichts gefunden.

42. Die zwölf Weinfälscher

Ein Handwerksbursche, der kein Geld mehr hatte, kam im Zürcherlande abends spät in ein entlegenes Wirtshaus und bat da für die Nacht um freie Aufnahme. Der Wirt versicherte ihm, alle Betten seien besetzt und alle Zimmer schon eingenommen bis auf eines. In diesem aber könne er niemanden beherbergen, denn wer je darin übernachtet habe, sei am Morgen tot aufgefunden worden. Doch der Bursche fürchtete sich nicht und ließ sich nicht abweisen. Er brauche, sagte er, nichts als eine Bibel, eine große Strohflasche voll Wein, zwölf Gläser und zwölf Kerzen; damit getraue er sich, es an jedem verhexten Orte auszuhalten. Der Wirt gab ihm das Verlangte, und so machte sich der Bursche damit in das gefährliche Zimmer hinauf, stellte die Kerzen angezündet auf den Tisch, legte die Bibel dazu und schlöff ins Bett.

Mit dem Schlag der Mitternacht ging die Tür auf, und zwölf schwarze Männer traten an sein Bett. Der Bursche stand unerschrocken auf, schenkte jedem ein Glas Wein ein, trank mit ihnen guter Dinge und befragte sie zuletzt nach dem Grund ihrer nächtlichen Unruhe. Sie forderten ihn auf, mit ihnen zu kommen, alles solle ihm gezeigt werden. Jeder nahm eine der dastehenden Kerzen, er selbst seine Bibel mit, und so stiegen sie viele Treppen hinab in einen tiefen Keller. Hier fanden sich drei übereinandergestellte Truhen. Die Männer übergaben ihm die Schlüssel dazu und erklärten ihm, hier liege das Geld verschlossen, das sie einst mit Weinfälschung den Gästen und Reisenden ihr Leben lang abgestohlen hätten, vom Enkel und Urenkel bis zum Großvater und Urgroßvater, durch zwölf Menschenalter hindurch. Darauf verschwanden sie plötzlich. Der Wirt fand seinen Gast andern Morgens gesund und frisch und behielt ihn bei sich seiner Lebtage.

43. Die versunkene Trotte

Unterhalb Wülflingen liegt ein kleiner Sumpf. Der späte Wanderer, der an dieser Stelle vorbeikommt, verdoppelt seine Schritte, denn der Ort ist verrufen.

Vor alten Zeiten stand an der Stelle eine Trotte, Haldentrotte genannt. Da zog der alte, biedere Trottmeister Urban den Zehntenwein ein. Er genoß bei den Bauern das höchste Ansehen, da er gerecht war und keinen drängte. Sein Sohn war aber das Gegenteil von ihm. Er hatte sein Gut verpräßt und gelüstete nun nach den paar Gulden des Alten. In einer Herbstnacht stieg er in dessen Wohnung in der Trotte, erschlug den Schlafenden mit einem Beil und trug den Leichnam in die nahe Töß. Am folgenden Morgen fand man den zerschmetterten Leichnam am Ufer und glaubte, der alte Mann habe am Abend zu tief ins Glas geschaut, und es sei ihm darauf ein Unglück zugestoßen.

Den Sohn, der sich untröstlich zeigte und auf den kein Verdacht fiel, wählte die Gemeinde zum Trottmeister, hatte diesen Schritt aber bald zu bereuen. Er betrog nämlich die Leute, wo immer er konnte, zu seinem eigenen Vorteil. Wenn der Herbst vorbei war, lud er seine Kumpane zu wüsten Gelagen in die Trotte. Eines Abends erschien den Schlemmern der Geist des alten Trottmeisters; ein furchtbare Gewitter zog sich über der Trotte zusammen, Donnerschläge fuhren nieder, Wassergüsse umbrausten das Gebäude, das Gebälk stürzte zusammen. Eine schauerliche Stimme aus den Lüften rief dem Trottmeister.

Am Morgen war die Haldentrotte nicht mehr, aber an ihrer Stelle ein stehendes Gewässer, das nach und nach zum Sumpf wurde. An hellen Herbstnächten sah man lange Zeit zur Geisterstunde aus dem Sumpf einen schwarz verummmten Mann steigen, der auf dem Rücken einen Leichnam trug. Er eilte zur Töß hinunter, worauf man ein Plätschern hörte wie vom Fall eines schweren Körpers ins Wasser; das war der ruhelose Geist des Vatermörders.

44. Die Blutbuche bei Buch am Irchel

Im Gebiet der Gemeinde Buch am Irchel befindet sich auf dem niederen Stammberge eine stattliche Blutbuche, die zu den interessantesten Baumgestalten Europas gehört. Ihre Eigenart liegt darin, daß im Frühling, zur Zeit des Himmelfahrtstages, das zarte Grün der Blätter in ein leuchtendes Rot übergeht, das dem Baume ein auffallendes, fast magisches Aussehen verleiht. Um Pfingsten färbten sich die Blätter neuerdings grün, und von nun an heben sich diese vom Buchenwald der Umgebung nur noch unmerklich dunkler ab.

Von dieser Buche erzählt man sich folgende Begebenheit:

In einer schweren Hungerszeit starb alles weit und breit bis auf drei Brüder. Die nährten sich kümmерlich von Wurzeln. An einem Frühlings-

tage erhaschten sie eine Maus, die sie zu verzehren gedachten. Nach langem Streite einigten sie sich, daß der jüngste der Maus das Blutaussaugen, die beiden andern das Fleisch genießen durften. Aber der erste fuhr mit der Maus so hastig an den Mund, daß sie ihm die Halsröhre hinabrutschte. Er starb daran. Der Hunger riß die andern hin, den Leichnam zu verzehren. Einige Tropfen des noch warmen Blutes besprengten dabei die Blätter einer jungen Buche.

Bald hernach bereuteten die Brüder ihre Tat, so daß sie an derselben Stelle zu sterben beschlossen. Ein Jäger fand sie und erfuhr aus ihren letzten Worten ihr Schicksal. Man bestattete sie rund um den Buchensproßling, an welchem die Blutstropfen klebten. Im Frühjahr sproßten noch zwei weitere Buchen an diesem Orte auf, und sie brachten ebenfalls Blätter mit roter Farbe hervor.

45. Verschwundene Stadt

Nach dem Volksmund soll in der „Mattrüti“ bei Hünikon eine Stadt gestanden haben.

46. Gefährliche Brücken

Der Rheinübergang bei Schaffhausen und die Thurbrücke bei Andelfingen wurden in früheren Zeiten stets durch allerlei Spuk unsicher gemacht, und wenige passierten diese Stellen ohne Zittern und Beben.

47. Der Pfarrer als Feuerbanner

Als es ums Jahr 1860 in Berg am Irchel brannte, standen die an das brennende Haus angebauten Gebäude in Gefahr, auch zerstört zu werden. Da kam in der Not der Pfarrer. Der schritt um das brennende Haus herum und von da zum nahen Bach und durch diesen hindurch. Das Feuer folgte seinen Schritten bis zum Bach, in welchem es erlosch.

48. Alt-Wülflingen

Auf Alt-Wülflingen hauste als letzter Bewohner der Raubritter Graf Hugo. Seine Gemahlin war eine Edle von Mulberg. Sie ertrug das Unwesen ihres Mannes aber nicht und starb vor Kummer in jungen Jahren. Die beiden Kinder, die sie zur Welt gebracht, Karl und Albina, gab der Vater seinem Bruder, der Abt war im Kloster Bodman am Bodensee, in Pflege. Karl wurde in der dortigen Klosterschule erzogen, während Albina in ein geistliches Stift jenseits des Sees kam. Der Bruder besuchte die Schwester oft,

indem er mit dem Ruderboot über den See fuhr. Eines Tages wurde er vom Sturm überrascht, aber vom Fischer Martin gerettet. Albina hatte der Bergung zugeschaut und ein Gelöbnis getan. Sollte der Bruder durch ihr Gebet errettet werden, so wolle sie ihr Leben dem geistlichen Stande weihen. Nach der wunderbaren Rettung pflegte des Fischers Tochter Angelika den jungen Grafen gesund.

In der Zwischenzeit hatte Hugo sein Räuberwesen übler getrieben denn je. An einem Maisonntag überfiel er sogar das Dorf Wüflingen, just als die Leute im Gottesdienste waren. Durch das Geschrei aufgescheucht, stürmten die Männer aus der Kirche, rissen auf dem Friedhof die eisernen Kreuze aus und schlugen auf das Raubgesindel ein, das Raub und Leben lassen mußte. Die erschlagenen Freunde wurden im Kirchhof begraben, und man pflanzte zu ihrem Gedächtnis auf ihren Gräbern einige Trauerweiden. Diese wurden aber später bei einer Friedhofänderung weggeschafft. Den Grafen und seine Reisigen verscharrte man auf der Walstatt und setzte an die Stelle eine Linde, die (1850) noch grünte. Die Burg wurde vom Volk gestürmt und verbrannte.

Seither wurde in Wüflingen alle Jahre der erste Maisonntag als festlicher Tag von der Dorfjugend gefeiert, an jener Stelle, wo der Tyrann erschlagen worden ist. Eine prächtige, mit Blumen, Bändern und Kränzen geschmückte Tanne wurde auf der ehemaligen Walstatt aufgestellt. Das Dorffest nannten die Wüflinger den Maientrunk.

Nach Jahren, als die Kinder des Grafen Hugo erwachsen waren, kehrten sie auf das väterliche Erbe zurück, und da sie gute Menschen waren, halfen ihnen die Wüflinger ein neues Haus, die Burg Hoh-Wüflingen bauen, welche im Volksmund die Neuburg genannt wurde. Diesen Namen erhielt auch der dazugehörige Hof im Tal unten.

Karl heiratete die Schifferstochter Angelika. Albina erbaute unweit der Neuburg das Klösterlein auf dem Beerenberg. Für Angelikas Bruder, Hartmann, welcher mit der Schwester ins Tößtal kommen mußte, baute Karl am Fluss eine Mühle, die Bodmanns- oder Bodmers-Mühle geheißen wurde, weil eben Hartmann vom Bodensee kam. Seine Nachkommen bilden das jetzt noch lebende Geschlecht der Bodmer.

49. Der Heimenstein

In alten Zeiten war das Tal von Winterthur bis unterhalb Pfungen ein See- und Morastgebiet. An der Stelle, wo die Burg Wart gebaut wurde, stand vorher ein Fährhäuslein. Am untern Ende des Sees verließ die Töß in einem 180 Fuß hohen Falle das unheimliche Gewässer.

Nordöstlich des Sees, eine Viertelstunde davon entfernt, stand die Burg Heimenstein, die den gleichnamigen Grafen gehörte. Ihnen gehörte auch das ganze Seengebiet und das untere Tößtal. Graf Volkmar war ein gütiger junger Herr, der vom Volke verehrt wurde. Während einer Jagd ertrank er in seinem See. Seine Witwe ließ seinen Leichnam suchen, und da man ihn nicht fand, mußten ihre Leute den See abgraben. In vieljähriger Arbeit durchstachen sie das schmale untere See-Ende (oberhalb der Fabrik des Herrn Brunner, 1850). Die Überreste des Grafen wurden gefunden und auf dem Hügel, wo die Kirche Seuzach steht, begraben. Ein Denkmal erinnerte an diese Ruhestätte.

Das durch die Absenkung des Sees gewonnene Land schenkte die Witwe Volkmars den Talbewohnern. Sie zog sich still auf ihre Burg Heimenstein zurück und widmete sich der Erziehung ihres Sohnes. Später verheiratete sie sich mit dem Grafen von Kyburg. An der Seite dieses Gatten nahm sie ein stolzes und überhebliches Wesen an. Die Schenkungen, die sie seinerzeit freigebig gemacht hatte, zog sie zurück und forderte harte Steuern.

Als die Gräfin und ihr Mann an einem stürmischen Herbstabend im Heimenstein erschienen, wurde die Burg von der Bauernschaft angezündet und das hartherzige Paar samt seinem Heimenstein vernichtet.

Unter Ludwig I. aus dem Hause der Karolinger wurde die ganze Gegend an die Freiherren von Wülfingen vergabt. „Der Sohn Volkmars ward später der eigentliche Begründer des mächtigen Kyburgischen Hauses. Vom alten Heimenstein ist jetzt keine Spur mehr vorhanden und der jetzige ist ein Aristokratennest, in dem ‚die Wissenschaft der Welt‘ (vulgo Nabelbuch) ausgebrütet wurde.“

50. Das Glöcklein zu Dorf

Das kleinere Glöcklein im Kirchturme zu Dorf, mit dem Spruche: „O rex glorie Christi veni cum pace“ sei ganz aus Silber, sagte man früher. Das wußten auch die Mönche in Rheinau, und sie machten Anstrengungen, es als Wetterglöcklein zu erwerben. Aber die Dorfemem gaben es nicht her, auch als der Abt ihnen dafür eine viel größere Glocke anbot. Schätz wohl, sie wollten selber fürs Wetter läuten.

51. Die Glocke von Neftenbach

Die zweitkleinste, ganz glatte, d. h. unverzierte Glocke soll aus einem dortigen Weinberge, genannt „Altkilchör“, ausgegraben worden sein.

52. Das Gespenst auf Schloß Wyden

Im Jahre 1695 spukte es beim Winterthurer Amtmann David Sulzer auf dem Schloß Wyden ganz gewaltig, daß der Hauslehrer Jakob Steiner es für wichtig genug fand, darüber einen Bericht zu verfassen.

Das Gespenst auf Wyden war wohl das seltsamste seiner Art. Gesehen hat es niemand recht. Es machte sich nicht nur zur Geisterstunde bemerkbar, sondern stundenweise, zuerst nur in der Nacht, dann auch am Tage. Es schoß durchs Haus wie der Blitz, oder es stampfte treppauf und ab, wie ein schwerer Mann. Es warf Türen zu, daß sie zersprangen, warf Haushaltungsgegenstände herum, rückte laut Stühle herum, zerbrach Küchengeräte; es heulte, schluchzte, plärrte und stöhnte. Aufpassern löschte es das Licht. Es kratzte an Türen und Balken wie ein Bär. Der Frau Amtmännin rauschte es über den Kopf hinweg in die Stube durch das offene Fenster herein und zur Zimmertüre hinaus. Als die erschrockene Frau nachsehen wollte, war es nur noch ein Räuchlein. Wie gesagt, von den Schloßbewohnern hat es niemand gesehen, nur einige Dienstboten wollten einen Mann mit einem wüsten, zottigen Hund bemerkt haben. Getan hat es niemandem etwas. Nach einem Jahr verschwand der Spuk.

Nun fügt Hauslehrer Steiner dieser Geschichte an, daß längere Zeit vor dem Auftreten des Gespenstes im Schloß zwei Deutsche erschienen und sich auf Kosten des Amtmanns sättigen wollten. Dieser aber verlangte für die verabfolgte Speisung eine bescheidene Zahlung. Das habe die beiden in Harnisch gebracht, und in der Nachbarschaft hätten sie sich in drohenden Worten über den Schloßherrn geäußert.

Es wurde zu jener Zeit schon stark in Erwägung gezogen, die beiden Fremden, im Verein mit Dienstboten, hätten sich diesen übeln Scherz erlaubt.

53. Der Ursprung des Hilaritages im Uhwieser Amt

Es ist eine allbekannte Sage, daß im Schloß Laufen einst ein dort wohnendes Edelfräulein durch einen Ritter bedrängt wurde. Aber durch Männer aus Uhwiesen, Flurlingen, Feuerthalen und Langwiesen konnte es am Hilaritag befreit werden. Aus Dankbarkeit schenkte das Fräulein den vier Gemeinden ihren ganzen großen Waldbesitz am Kohlfirst. Zum Andenken an diese Ereignisse feierten von nun an die Einwohner der genannten Orte jährlich den Hilaritag.

Quellenverzeichnis

a) Gedruckte

- Baur Rudolf*, Volkssagen aus der Umgebung des Uetlibergs. 1843. (*Baur*)
Binder Gottlieb, Aus dem Volksleben des Unterlandes. Basel 1925. (*Binder*)
Bolleter Eugen, Geschichte von Bachs, Zürich 1921. (*Bolleter*)
Brennwald Heinrich, Schweizerchronik (Quellen zur Schweizer Geschichte, N. F., 1. Abt., Bd. 1 u. 2). Basel 1908—1910. Am Schluß des 2. Bandes eine Zusammenstellung des sagenhaften Stoffes. (*Brennwald*)
Büchli Arnold, Schweizer Sagen, 3 Bde. 2. Aufl. Aarau 1928—1940. (*Büchli*)
Chronik der Stadt Zürich, hg. von J. Dierauer (Quellen zur Schweizer Geschichte, Bd. 18). (*Chronik der Stadt Zürich*)
Corrodi Paul, Sagen und Legenden am Zürichsee. (Jahrbuch vom Zürichsee 1951/52, S. 314—332.) (JZ 1951/52)
— Sagen des Bezirkes Winterthur. (Sonntagspost des Landboten 1915/16.) (*Sagen Winterthur*)
— Das Haus Landenberg in der Sage. (Sonntagspost des Landboten 1915/16.) (*Haus Landenberg*)
v. Edlibach Gerold, Chronik. (Mitt. d. Antiqu. Gesellschaft in Zürich, Bd. 4.) Zürich 1846.
Escher Hans Erhard, Beschreibung des Zürichsees. Zürich 1692.
Escher Conrad und Wacht R., Chronik der Gemeinde Wipkingen. Zürich 1917. (*Escher und Wacht*)
Escher Heinrich, Erinnerungen seit mehr als sechzig Jahren. 2 Bde. Zürich 1866/67. (*Escher, Erinnerungen*)
Escher Conrad, Chronik der ehemaligen Gemeinden Wiedikon und Außersihl, Zürich 1911. (*Escher, W. und A.*)
— Chronik der ehemaligen Gemeinde Enge. Zürich 1918. (*Escher, Enge*)
— Chronik der ehemaligen Gemeinden Ober- und Untersträß. Zürich 1915. (*Escher, Ober- und Untersträß*)
Freisinnige, Der, Tagblatt für das Zürcher Oberland, Wetzikon. (*Fr.*)
Glaettli K. W., Sagen aus dem Zürcher Oberland, Winterthur 1951. Erste Ausgabe in Mundart:
Sagen us em Züri Oberland, Wald 1940.
— Schatzsagen auf Zürcher Gebiet. (Reformierte Schweiz, Nr. 2, 1956.)
Hedinger Heinrich, Sagen aus dem Zürcher Unterland. (11. Jahrheft des Zürcher Unterländer Museumsvereins 1954/55.) Dielsdorf 1955. (*Hedinger*)
Heer Albert, Das Haus von Landenberg von Werdegg. Zürich 1904. (*Heer*)
Hegi Gustav und Friedrich, Das Tößtal und die Tößtalbahn. Zürich 1913. (*Hegi*)
Heimatkunde vom Linthgebiet, Uznach. (*HL*)
Herzog Heinrich, Schweizersagen, 2 Bde., 2. Aufl. Aarau 1887. 3. Aufl. 1913. (*Herzog I, II*)
Jahrbuch vom Zürichsee. Zürich 1940ff. (JZ)
Kohlrusch C., Schweizerisches Sagenbuch. Leipzig 1854. (*Kohlrusch*)
Krebser H., Zürcherische Volkssagen. (Volksblatt vom Bachtel 1916.) (VB)
Lienert Meinrad, Zürcher Sagen. Zürich 1944. (*Lienert*)
Lienhard H., Volksleben im Wehntal. Sammlung von Sagen und Redensarten von ca. 1890, (gedruckt in „Fürs Heim“ 1922. Zu einem Heft vereinigtes Exemplar im Ortsmuseum Oberweningen.) Teilweiser Nachdruck in A. Bopps Zürcherchronik von 1925. (*Lienhard*)
Lüssi Hermann, Chronik der Gemeinde Wila. Winterthur 1921. (*Lüssi W.*)
— Chronik der Gemeinde Fischenthal. Wetzikon 1933. (*Lüssi F.*)
Lüssi Oskar, Aus schwerer Zeit, alte Erinnerungen aus dem Limmattale. Dietikon 1915.

- Memorabilia Tigurina oder Merkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich, von H. H. Bluntschli, Zürich 1742. (*Mem. Tig. 1742*)
 — von F. Vogel. 3. Bd., 1840—1850. Zürich 1853.
- Messikommer Heinrich*, Aus alter Zeit, Sitten und Gebräuche im Zürcher Oberland. 3 Bde. Zürich 1909/1911. (*Messikommer*)
- Meyer von Knonau Gerold*, Zürcherische Volkssagen. Zürich 1853. (*Meyer v. K.*)
 — Der Kanton Zürich. 2 Bde. Zürich 1844—1846. (*Meyer v. K., Kt. Z.*)
- Müller A.*, Die Sage bei Heinrich Brennwald, im SAVk 17 (1913), S. 193 ff.
- Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Zürich 1837 ff.
- Neue Zürcher Zeitung. (*NZZ*)
- Peterhans Gottfried*, Ins Zürcher Oberland. Winterthur 1925. (*Peterhans, Zürch. Obl.*)
 — Vom Rheinfall zum Schnebelhorn. 2 Bde. Winterthur 1920/1922.
- Reithard J. J.*, Geschichten und Sagen aus der Schweiz in Dichtungen. Frankfurt a. M. 1853.
 (Reithard)
- Rochholz E. L.*, Schweizersagen aus dem Aargau. Aarau 1856. (*Rochholz, Sagen*)
 — Naturmythen, Neue Schweizersagen. Leipzig 1862. (*Rochholz, Naturmythen*)
- Sagen aus dem Limmattal, hg. von der Kommission für Heimatkunde. Separatdruck aus dem „Limattaler“, 1942.
- Scheuchzer J. J.*, Naturgeschichten des Schweizerlandes. Zürich 1706.
- Schmid H. A.*, Die Entzauberung der Welt in der schweizerischen Landeskunde. (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Bd. 7.) Basel 1942. (*Schmid*)
- Schmid Hans Rud.*, Chronik der Gemeinde Altstetten. Zürich 1933. (*Schmid, Altstetten*)
- Schweizerisches Archiv für Volkskunde. Zürich 1897 ff. (*SAVk*)
- Senn Jakob*, Ernstes und Heiteres aus dem Leben unseres Volkes, Monatsschrift. Uster, Elgg und Schaffhausen 1850—1856. (*Senn*)
- St.-Galler Tagblatt (*St. G. T.*)
- Stauber Emil*, Aberglauben und Sagen im Kanton Zürich. (128. Neujahrsblatt der Hülfs gesellschaft in Zürich.) Zürich 1928. (*Stauber*)
 — Sitten und Bräuche im Kanton Zürich. (122. und 124. Neujahrsblatt der Hülfs gesellschaft Zürich.) Zürich 1922, 1924.
- Studer Julius*, Geschichte der Kirchgemeinde Bäretswil. Zürich 1870. (*Studer*)
- Stutz Jakob*, Sieben mal sieben Jahre aus meinem Leben. Pfäffikon 1927 — Erstdruck 1853. (*Stutz*)
- Vernaleken Theodor*, Alpensagen, 2. Aufl. Salzburg 1938. (*Vernaleken*)
- Volksblatt vom Bachtel, Wald. (*VB*)

b) Handschriftliche

- Corrodi Paul*, Notizen über gesammelte Sagen.
- Gemeindechroniken, Sammlung handschriftlicher Aufzeichnungen (Jahreschroniken) zürcherischer Gemeinden. Zentralbibliothek Zürich. (*Gchr.*)
- Lorabücher, Jahrbücher der Antiquarischen Gesellschaft Pfäffikon mit handschriftlichen und zeichnerischen Darstellungen, Aufsätzen, Sagen, Erzählungen aus dem 19. Jahrhundert. Die genannte Institution nannte sich anfänglich „Lora“, nach einer Sagengestalt in der Gemeinde Pfäffikon. Diese wenig bekannten und wenig benützten Archivalien verdanken ihre Entstehung dem Eifer der Mitglieder der „Lora“. Diese machten es sich zur Pflicht, ab 1877 jedes Jahr in ein Buch von Folioformat einen Aufsatz zu schreiben. Als diese Praxis nach ca. 20 Jahren aufgegeben wurde, umfaßte das Werk neun Bände. Die Titelseiten sind von Kalligraph Rüegg in damaliger Schrifttechnik hervorragend verziert. Der Inhalt umfaßt alle Wissensgebiete. Uns interessieren hier nur die Sagen, die niedergeschrieben wurden. Freilich sind die wenigsten aus dem Volksmund erzählt. Die meisten erwecken den Anschein von Erfin-

dungen. Anstoß zu solchen Sagendichtungen mochte wohl das Wissen um zahlreiche ehemalige Hagheerenburgen gegeben haben. Sicher waren diese Männer noch gut informiert über das ancien régime, und es ist anzunehmen, daß diese wildromantischen Hagheerengeschichten dazu dienen sollten, jene Zeit abzustempeln. Die Erzählungen wurden nach der Art der Kalendergeschichten bis zur Geschmacklosigkeit „ausgeschmückt“, wobei oft faustdick aufgetragen wurde. Gelegentlich sind die Geschichten mit der Bemerkung eingeleitet: „Nach einer Sage“ oder „als Sage erzählt.“ Es bleibt ganz dem Leser überlassen, wieviel er von der Sage als Traditionsgut gelten lassen will. Das Mittelalter und die Zeit des Absolutismus werden als finstere Zeiten dargestellt. Sie stecken voll hartherziger Adeliger, sogenannter Hagheeren. Ihnen werden alle Greuel zugeschrieben. Das lammfromme Volk hingegen rackert sich ab, damit die prachtliebenden Herrschaften sich kleiden und sättigen können. Fast ungenießbar sind heute die Sagen vom „letzten Ritter von Gündisau“, „Lora“, „Die letzten Mönche zu Rüti“. Die Erzählungen vom „Hundsgalgen“, vom „Giwitznriet“, „Der Tüürst“ hingegen dürfen als überlieferte Sagen gelten. Die nicht viel sagende Fabelei über „Die Entstehung des Namens Erlösen“ darf als volkstümlicher Versuch angesehen werden, einen nicht mehr verstandenen Ortsnamen zu erklären.

Zollinger Jakob, Herschmettler Chronik. Manuskript. Untertitel: Sagen. (Z. T. gedruckt im „Frisinnigen“.)

Hilfsmittel

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. 10 Bde. Berlin 1927—1942. (*HwdA*)
Idiotikon, Schweizerisches, Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Frauenfeld 1881 ff. (*Id.*)

Anmerkungen

I. Stadt Zürich und Zürichsee

1. Von der Gründung der Stadt Zürich. Nach Brennwald, I, 68/70, ins Neuhochdeutsche übertragen, sonst unverändert; siehe den Abschnitt „Textbehandlung“ im Geleitwort. Vgl. auch J. Amiet, Die Gründung der Schwesterstädte Solothurn, Zürich und Trier, Solothurn 1890, S. 43; Oskar Walser, Zur Entwicklung des Zürcher Stadtgrundrisses im Mittelalter (Zürcher Taschenbuch 1958, S. 10). — Über das Sagenhafte in Brennwalds Berichten siehe Müller im SAVk 17, 193 ff. — Zur Frage des römischen Zürich vgl. F. Stähelin, Die Schweiz in römischer Zeit. 3. Aufl., Basel 1948, und E. Vogt, Der Lindenhof in Zürich, Zürich 1948. — Zur Etymologie von Zürich siehe Adolf Ribi, Die Namen der Ortschaften am Zürichsee (JZ 1947/48, S. 150). Darnach hieß die Stadt im 7. Jahrhundert Ziurichi, zur Römerzeit Turicum, bei den Galliern Turikon. Dies wird gedeutet als „das Gut, der Hof des Turos“. Der Name Turos wird dem Illyrischen zugewiesen und bedeutet „Der Starke, der Mächtige“. Eine 1906 in Zürich gefundene Goldschale erlaubt die Datierung in die (vorkeltische) Hallstattperiode, also in die Zeit zwischen 800—500 v. Chr., „und in diese Zeit reicht auch der ursprünglich illyrische Name unserer Stadt zurück“.

2. Felix und Regula. Nach Brennwald I, 72, ins Neuhochdeutsche übertragen, sonst unverändert. Weitere Quellen: J. J. Hottinger, Historia ecclesiastica VIII, S. 1056 (Druck des Martyrologiums in der Universitätsbibliothek Basel); G. Heer, Die Zürcher Heiligen St. Felix und Regula, Zürich 1889, S. 41 ff. (Druck des Martyrologiums in der Stiftsbibliothek St. Gallen); Meyer v. K., S. 13; Reithard, S. 11—23, bringt willkürliche Abweichungen; Stauber, S. 39; P. Corrodi im JZ 1951/52, S. 315, mit dem Anhang: „Es hätte nämlich, als die Häupter der Geschwister fielen, ein Blitz aus heiterem Himmel den Zeiger an der Zeittafel der Kirche heruntergeschlagen, und dies sei die Ursache, warum das Großmünster der Tafel entbehre; denn so oft man es versucht, eine solche herzustellen, sei der Zeiger vom Blitz herabgeworfen worden.“ Damit stimmt überein, was Stutz, S. 280, mitteilt. Als er 1819 als 18jähriger Bursche das erstmal von der Reformation hörte — der Pfarrer traf Vorbereitungen zum Reformationsfest — erzählte ein alter Mann, Felix und Regula seien gerade in jener Zeit, also in der Reformation, in Zürich mit dem Schwerte hingerichtet worden, und in demselben Augenblicke, als sie ihre Häupter fortgetragen... (Schluß fast wörtlich wie Corrodi). — Die älteste Überlieferung des Martyriums der hl. Felix und Regula geht in karolingische Zeit zurück. Vgl. F. Hegi in Hist.-biogr. Lex. der Schweiz III, 135. Eine umfassende neue Untersuchung der Legende steht noch aus. — Eine bildliche Darstellung der Legende aus dem 14./15. Jh. ist auf 7 Ölgemälden erhalten, die sich im Christlichen Museum in Gran (Ungarn) befinden (Photo im Landesmuseum). Vgl. auch D. Schwarz, Liturgiegeschichtliches und Ikonographisches aus dem alten Zürich, Miscellanea liturgica in honorem L. Cuniberti Mohlberg, Vol. I, Rom 1948, S. 433 ff.

3. Gründung des Fraumünsters. Nach Brennwald I, 81, ins Neuhochdeutsche übertragen, sonst unverändert. Mem. Tig. 1742, S. 142; J. J. Hottinger, Helvetische Kirchengeschichten I, S. 433; Meyer v. K., S. 6; Kohlrusch, S. 307, mit dem Kommentar: „Das grüne Seil soll bis zur Reformation im Münster über dem Hochaltar gehangen haben“; Bullinger dagegen berichtet in seiner Chronik, es sei nebst anderem Narrenwerk in einem Sarg gelegen, und nicht über vier bis fünf Klafter lang, später in des Bürgermeisters Diethelm Röosten Haus als Glockenseil benutzt worden. Ferner: Herzog I, Nr. 229; Vernaleken, S. 238; Stauber, S. 42; Corrodi, JZ 1951/52, S. 319, Nr. 3. — Vgl. allg. G. v. Wyß, Geschichte der Abtei Zürich (Mitt. d. Antiquar. Gesellsch. Zürich, Bd. 8, 1851—1858). — E. Egloff, Der Standort des Monasteriums, Zürich 1950, stellte die These auf, daß die Fraumünsterkirche erst im 12. Jh. an der heutigen Stelle auf dem linken Ufer erbaut worden sei. Vgl. aber dagegen P. Kläui, Zur Frage des Zürcher Monasteriums

(Schweiz. Ztschr. f. Gesch. 1952, Bd. 2, S. 396ff., zur Legende S. 403). Durch Ausgrabungen ist inzwischen die karolingische Basilika am heutigen Standort erwiesen worden.

4. Karl der Große und der Hirsch. Nach Brennwald 1, 85, ins Neuhochdeutsche übertragen, sonst unverändert. Bildliche Darstellung auf den unter 3 erwähnten Gemälden. Vgl. auch D. Schwarz, Liturgiegeschichtliches . . ., S. 435, und E. Egloff, Die Auffindung der Zürcher Heiligen (Diaspora-Kalender 1950).

5. Karl der Große und die Schlange. Nach Brennwald 1, 88, ins Neuhochdeutsche übertragen, sonst unverändert. Weitere Quellen: Meyer v. K., S. 4; Kohlrusch, S. 301; Herzog 1, Nr. 228; Stauber, S. 40; Corrodi, JZ 1951/52, S. 316.

6. Karl der Große und der Edelstein. Nach Brennwald 1, 90, ins Neuhochdeutsche übertragen, sonst unverändert. Weitere Quellen: Kohlrusch, S. 303; Stauber, S. 41; Corrodi, JZ 1951/52, S. 317, mit dem Zusatz: „Ehe das ekelhafte Tier (die Kröte) starb, soll es eine böse Verwünschung über den Kaiser und sein Haus ausgestoßen haben; auch soll die Schlange samt ihrem Nest wie von der Erde verschwunden gewesen sein.“ Nach Brennwald, der die Sage vom Edelstein in die Schweizer Geschichte einflocht, ist das Fraumünster vor dem Grossmünster gegründet worden. Vgl. dazu unter 3 dieses Teils zitierte Literatur.

7. Der Graf von Regensberg und die Zürcher. Nach Brennwald 1, 123, ins Neuhochdeutsche übertragen, sonst unverändert. Vgl. auch Chronik der Stadt Zürich, S. 25.

8. Graf Rudolf von Habsburg und die Zürcher. Nach Brennwald 1, 129, ins Neuhochdeutsche übertragen, sonst unverändert. G. Gattiker, Zur Heimatkunde von Zürich, Geschichten und Sagen, Zürich 1893; Lienert, S. 29. — Historisches zur Regensbergerfehde siehe Dändliker, Geschichte der Stadt und des Kantons Zürich, Zürich 1908, 1, S. 85—87.

9. Graf Rudolf von Habsburg und der Priester. Nach Brennwald 1, 130, ins Neuhochdeutsche übertragen, sonst unverändert. Ältere Überlieferung in der Klingenberger Chronik, hg. v. A. Henne, Gotha 1861, S. 22f.

10. Rudolf von Habsburg und der Narr. Nach Brennwald 1, 131, ins Neuhochdeutsche übertragen, sonst unverändert. Älteste Überlieferung bei Johannes von Winterthur (Mon. Germ. Hist., Script. rer. Germ. Nova series III, S. 26).

11. Wie die Feste Baldern fiel. Nach Brennwald 1, 133, ins Neuhochdeutsche übertragen, sonst unverändert. — Älteste Überlieferung (14. Jh.) bei Johannes von Winterthur, S. 23, ohne Nennung der Baldern und offensichtlich auf die Uetliburg bezogen.

12. Die Eroberung der Uetliburg. Nach Brennwald 1, 134, ins Neuhochdeutsche übertragen, sonst unverändert.

13. Die Zerstörung von Glanzenberg. Nach Brennwald 1, 135, ins Neuhochdeutsche übertragen, sonst unverändert. Über das Städtchen Glanzenberg und den Befund der Ausgrabung vgl. Neujahrsblatt von Dietikon 1953.

14. Vom Bäcker, der Zürich verbrannte. Nach Brennwald 1, 141, ins Neuhochdeutsche übertragen, sonst unverändert. Älteste Überlieferung des 14. Jahrhunderts des tatsächlichen Brandes im Jahr 1280 in der Chronik der Stadt Zürich, S. 32. Der Name des Bäckers, Wackerbold, ist im Richtebrief überliefert.

15. Die geharnischten Frauen. Nach Brennwald 1, 149, ins Neuhochdeutsche übertragen, sonst unverändert. Älteste Überlieferung bei Johannes von Winterthur, a. a. O., S. 45. Die Belagerung von Zürich fand 1292 statt.

16. Die Mordnacht von Zürich. Nach Brennwald 1, 181, 183ff., ins Neuhochdeutsche übertragen, mit Kürzungen. H. E. Escher bemerkt in seiner „Beschreibung des Zürichsees“, 1692, daß man am Grossmünster unten am Glockenturm eine zugemauerte Türe zeige, welche dieselbe sei, an der 1350 die Aufständischen das Läuten verhindern wollten. — Den historisch glaubwürdigen Kern gibt die Chronik der Stadt Zürich S. 47. Sagenhaft ist lediglich die Ausschmückung. Auch der mißglückte Überfall auf Solothurn 1382 ist in ähnlicher Weise ausgeschmückt worden.

17. Die Buhlerin auf Manegg. Stilistisch vereinfacht und gekürzt aus „Republikaner Kalender“ 1829, S. 34.

18. Von der Manegg. Nach Escher, Enge, S. 168. Dichterische Gestaltung der Überlieferung durch Gottfried Keller in der Novelle: Der Narr auf Manegg.

19. Fahnenflucht Bürgermeister Bruns. Nach Brennwald 1, 351f., ins Neuhochdeutsche übertragen und gekürzt. In der Chronik der Stadt Zürich S. 58 wird das Gefecht bei Dättwil ohne Erwähnung Bruns berichtet.
20. Vom Fischer Bachs. Nach Brennwald 1, 189, ins Neuhochdeutsche übertragen, gekürzt.
21. Bürgermeister Stüssi und die Uznacher. Nach Brennwald 2, 5 (ab Zeile 8), ins Neuhochdeutsche übertragen, mit unbedeutenden Kürzungen.
22. Die Böcke. Nach Brennwald, ins Neuhochdeutsche übertragen; 1. Abschnitt: 2, 124, unverändert; 2. Abschnitt: 2, 125 (ab Zeile 15), unverändert; 3. Abschnitt: 2, 178, mit Kürzungen. Weitere Quelle: Lienert, S. 56.
23. Kriegslist der Eidgenossen vor Zürich. 1. Teil nach Brennwald 2, 98, ab Zeile 13, ins Neuhochdeutsche übertragen, mit einigen Kürzungen; 2. Teil nach Lienert, S. 54, ebenfalls gekürzt.
24. Der seltsame Schuß. Nach Brennwald 2, 101, ins Neuhochdeutsche übertragen, sonst unverändert.
25. Die Raben des heiligen Meinrad. Wörtlich aus P. Corrodi, JZ 1951/52, S. 419. Nr. 4; Vernaleken, 234. Die Legende von den Raben ist schon in der ältesten Vita Meinrads aus dem 12. Jahrhundert enthalten (Druck bei O. Ringholz, Einsiedeln, S. 648, wo auch die übrigen Überlieferungen verzeichnet sind.) Die Überlieferung auch bei Rud. Henggeler, Profeßbuch Einsiedeln, Zug 1933, S. 11ff.
26. Vom Rennweg. Aus der Schrift „Rennwegtor“, Zürich 1891, S. 1, ohne ältere Quelle.
27. Kreuzregen. Aus Mem. Tig. 1742, S. 554. Viele ähnliche Berichte finden sich in den sogenannten „Wickiana“; siehe Anmerkung zu Nr. 37.
28. Der Scharfrichter von Zürich. Wörtlich nach Stauber, S. 43. Weitere Quellen: Reithard, 134; Kohlrusch, S. 311.
29. Die Zauberspeise. Nach Stutz, S. 73, mit unbedeutenden stilistischen Änderungen.
30. Des Scharfrichters Speise. Wörtlich aus Stutz, S. 75.
31. Hexenmeister „Chriesibueb“. Wörtlich aus Büchli, 3, 269. Seine Quelle: E. Wälti, Blumen aus den Alpen, Bern 1841, S. 39.
32. Der Riesenochse. Wörtlich aus Büchli 3, S. 37. Seine Quelle: Sutermeister, Kinder- und Haussmärchen aus der Schweiz, 2. Aufl., 1872, Nr. 34.
33. Der Reiter auf dem Zürichsee. Nach H. E. Escher, Beschreibung des Zürichsees, 1692, S. 162, in die heutige Schriftsprache übertragen, sonst unverändert. Weitere Quelle: Herzog 2, Nr. 33.
34. Simson auf dem Zürcher Fischmarkt. Nach Reithard, S. 108, in Prosa übertragen. Über Lyn vgl. Schweiz. Künstlerlexikon II, 299, und die dort angegebene Literatur.
35. Der schwarze Garten in Zürich. Nach Reithard, S. 138, in Prosa übertragen.
36. Die weiße Nonne. Wörtlich nach Corrodi im JZ 1951/52, S. 320.
37. Von Totentänzen auf dem Kirchhof beim Grossmünster. Wörtlich aus Stauber, S. 37. Seine Quelle: „Wickiana“, Zentralbibl. Zürich, Ms F 22 und F 29a. — Über diese Sammlung teilt die Direktion der Zentralbibliothek mit: „Der Chorherr Johann Jakob Wick (1522–1588) begann 1560, erschüttert von den schrecklichen Ereignissen der Zeit, Nachrichten über alle möglichen Vorfälle und Persönlichkeiten zu sammeln, mit einer gewissen Vorliebe für das Wunderbare und Absonderliche, das ihm Warnung und Vorzeichen zu sein schien. Der Katalog der neueren Handschriften der ZBZ von Ernst Gagliardi (Lieferung 2, 1937, Spalte 507) sagt über den Inhalt: Politische und religiöse Angelegenheiten der Schweiz und des Auslandes, Unglücksfälle und Verbrechen, Wunderzeichen mit Deutung, Gedichte usw.; zahlreiche Briefe und Briefauszüge. — Die Sammlung wurde 1588 vom Rat angekauft und der Stiftsbibliothek übergeben. Sie umfaßte 24 Bände.“
38. Das kleine Männchen bei Höngg. Stauber, S. 18, wörtlich. Seine Quelle: Wickiana F 24.
39. Der Spuk beim Pilgerbrunnen. Escher, Ober- und Unterstrass, S. 188.
40. Der aufgerichtete Ziegel. Wörtlich aus Stauber, S. 43. Weitere Quellen: Schweiz. Merkur 1835, V. Heft, S. 310; Kohlrusch, S. 5; Escher, Ober- und Unterstrass, S. 244 (nach David Heß, Besitzer des Beckenhofes von 1800–1844): Der Teufel habe Junker Grebel, einen früheren Be-

sitzer, lebendig geholt und sei mit ihm zum Dach hinausgefahren. Die Leute zeigten noch lange, wo sich der böse Geist mit dem armen Sünder Bahn gebrochen, wo immer eine Öffnung bleibe, man möge sie noch so sorgfältig zudecken. — Escher deutet darauf hin, daß jener aufgerichtete Ziegel wirklich einem unreinen Geist Ausweg gebe, indem dort das Abgasrohr der Aborte ausmünde.

41. Der Heilbrunnen bei der Wasserkirche. Nach H. E. Escher, Beschreibung des Zürichsees. Ferner Brennwald 1, 89. Vgl. dazu S. Vögelin, Altes Zürich I, S. 223.

42. Die höllischen Spielleute. Nach Cysat zitiert, Id. 9, 2190.

43. Die brennende Frau auf dem Brücklein. Nach Richtebuch 1404, Staats-Archiv Zürich, ins Neuhochdeutsche übertragen und umstilisiert.

44. Die Herkunft der Altstetter. Schmid, Altstetten, S. 19, umstilisiert, jedoch ohne Motivverlust.

45. Von der Altstetter Kirche. Schmid, Altstetten, S. 123. Diese Überlieferung ist durch die Ausgrabungen im Jahre 1941 bestätigt worden.

46. Vom Altstetterhof. Schmid, Altstetten, S. 22.

47. Vom Kappeli. Nach Schmid, Altstetten, S. 121, mit unbedeutenden Änderungen. Betreffend die fünf Prozessionen ebenda.

48. Von der Gerichtsstätte zu Altstetten. Wörtlich aus Schmid, Altstetten, S. 58, mit dem Hinweis: „Die Gerichtsstätte, die die Sage meint, ist wohl mit dem Gerichtshof, den die Habsburger in A. innehatten, identisch“.

49. Das Freistübl zu Altstetten. Wörtlich aus Schmid, Altstetten, S. 158.

50. Die Steimeren zu Wipkingen. Escher und Wachter, S. 192. Vgl. Abt. Unterland, wo ähnliche Sagen vorkommen.

51. Das Gespenst im Sidefädeli. Quelle wie Nr. 50, S. 179.

52. Ritter Müllner und Rudolf von Habsburg. Escher, W. und A., S. 118. Ritter Rud. Müllner, 1240—1286, des Rats 1256—1286, Reichsvogt.

53. Der Löffelbrunnen. Escher, W. und A., S. 93.

54. Der Schrennenturm. Escher, W. und A., S. 79.

55. Das rote Schürli. Escher, W. und A., S. 63.

56. Das Männlein im Friesenberg. Escher, W. und A., S. 210.

57. Die Irrlichter auf dem Heuried. Escher, W. und A., S. 123.

58. Des Teufels Schatten. Escher, W. und A., S. 124.

59. Die drei Buchen am Uetliberg. Stauber, S. 44, wörtlich; Meyer v. K., S. 6; Baur, Nr. 1.

60. Das Haus zum Feldegg. Escher, W. und A., S. 208. — Die Hauptgrube war eine künstliche Vertiefung, in welcher die Enthauptungen stattfanden. Später wurde die Grube zugeschüttet und an dieser Stelle eine Erhöhung aufgeworfen, auf der dann die Hinrichtungen vor sich gingen. Diese Hinrichtungsstätte hieß Rabenstein.

61. Zutode gebetet. SAVk 2, 270, Nr. 172.

62. Die Pfarrfrau als Hexe. Wörtlich aus Rochholz, Sagen 2, Nr. 402a.

63. Das Glöcklein von Zollikon. Nüseler in SAVk 3, 180: „Glockensagen der Schweiz“, S. 179, Kanton Zürich mit Aesch, Pfalz-Zürich, Hombrechtikon, Neftenbach, Dorf, Dürnten, Zollikon.

64a. Das feurige Kalb in Zollikon. Nach Nüesch und Bruppacher, Das alte Zollikon, S. 12/13. Die gleiche Sage in Niedersteinmaur.

64b. Das Schrätteli in Zollikon. Wörtlich aus Id. 9, 1669. Das Schrätteli ist ein kleines dämonisches Wesen.

65. Der Schatz im Iserkirchlein. Wörtlich aus Corrodi, JZ 1951/52, S. 321, Nr. 9 (mit dem Titel „Das Schnecken gold“); Schweizerblätter 1832, XII, S. 45; Meyer v. K., Kt. Z. I, S. 63; Der Republikaner-Kalender 1839, S. 31, „Eine zürcherische Landsage“, gekünstelt, mit schwülstigem Stil, auch stark abweichend von Meyer und Corrodi. Vgl. auch F. Schoch, Gesch d. Gem. Küsnacht, Küsnacht 1951, S. 8.

66. Der Freiherr von Regensberg und sein Hausgeist. Wörtlich aus Stauber, S. 45. Weitere

Quellen: Kohlrusch, S. 295, nach „*Thesaurus historiae Helvetiae*“, Zürich 1735; Corrodi, JZ 1951/52, S. 324.

67. Der Rappe des Komturs. Aus Conrad Ferdinand Meyer, „Gedichte“. Konrad Schmid war der letzte Komtur der Johanniter zu Küsnacht. Er fiel in der Schlacht bei Kappel zusammen mit seinem Freunde Zwingli. Schmid gilt als einer der eifrigsten Förderer der Reformation. Nach der Aufhebung der Komturei machte man das Haus zum Verwaltungsgebäude. Seit 1834 beherbergt es das zürcherische Lehrerseminar. Im September 1957 ehrte die Gemeinde Küsnacht das Andenken Komtur Schmids und ließ am Seminargebäude eine Inschrift anbringen. Professor Dr. G. Guggenbühl würdigte in der „Zürichseezeitung“ vom 28. 9. 1957 das Werk des Komturs und untersuchte im gleichen Artikel auch die Gründe, die zur Entstehung der Sage vom heimkehrenden Rappen geführt haben. Darnach schöpfte Meyer seinen Stoff aus der mündlichen Überlieferung. Zeitgenössische schriftliche Quellen gibt es nicht. Über „die bis jetzt älteste bekannte Version der Sage“ schrieb Karl Dändliker im Zürcher Taschenbuch 1897. Dändliker entdeckte sie im handschriftlich abgefaßten zürcherischen Geschlechterbuch von Erhard Dürsteler. Dort heißt es vom Pferde des Komturs: „Sein Roß, so er gen Capel geritten, luff ab der Walstatt dem Zürichsee zu, satzt ennerthalb Küsnacht yn und schwamm hinüber bis an das ander Land mit samt dem Sattel und einer Bulgen (Geldtasche) daran hangend, darinn ob 100 gl. währt Gelts gewesen, luff in das Closter, da ihm dann ein Pfrund gegeben ward: Besihe in einer besonders zusammen getragenen Zürich Chronik, so Hr. Casp. Heß zu Ehrlebach byhanden hat.“

68. Das heilig Stüdli. Wörtlich aus Corrodi, JZ 1951/52, S. 322. Weitere Quellen: Alpenrosen 1850, S. 268; Vernaleken, 283. — Wampisbach, heute Wangenspach, Quartier des Dorfes Küsnacht.

69. Der Fledermausstein. Nach Herzog 1, Nr. 233, umstilisiert, jedoch ohne Motivverlust. Weitere Quellen: Lienert, S. 25; Corrodi, JZ 1951/52, S. 323.

70. Drei sagenhafte Schnurren vom Zürichsee. Nach Nüesch und Bruppacher, Das alte Zollikon, Zürich 1899, S. 449—450. — Zu „Geißhenker“ siehe Id. 2, 1464 s. v. Geißhenker: „Spottname der Bewohner einer Gemeinde des Kantons Zürich, welcher das Schildbürgerstück von einer zur Fütterung auf den Heustock gezogenen Ziege angeheftet wurde“ (ohne ältere Quelle). Betreffend „Lunggesüüder“ siehe Id. 7, 316, unter gleichem Stichwort, „Übername der Bewohner von Zollikon, weil sie, allzugroßer Häuslichkeit bezichtigt, öfters nach der Stadt gingen, um Lunge und anderes geringes Fleisch (Lunggen und Gchröös) für den Hausbedarf einzukaufen, um daraus Lunggen-Mues (siehe Id. 4, 493) zu bereiten.“ — Quelle von Nüesch und Bruppacher: Reithard, Schweizer Familienbuch, Zürich 1847.

71. Der Geerenhund. Schriftl. Mitteilung von P. Corrodi. Vgl. dazu Id. 2, 1426 s. v. Geerenhund.

72. Das steinerne Rad. Reithard, S. 111. Musterbeispiel einer aus dem Namen heraus gesponnenen Sage. P. Corrodi äußert sich dazu in der Zürichseezeitung vom 22. 3. 1957 unter dem Titel: „Woher hat die Örtlichkeit ‚Im Steinrad‘ in Herrliberg ihren Namen?“ und kommt zum Schluß, daß der Ortsname mit den Zürcher Stadtheiligen keinen Zusammenhang hat. Er vertritt die sehr glaubhafte Ansicht, daß der Ort, der nicht „steini Rad“, sondern „Steinrad“ genannt wird, den Namen hat von einer Hebevorrichtung, mit welcher man die schweren Steinplatten aus den Herrliberger Steinbrüchen auf die Lastschiffe verlud. „Es handelte sich um ein weit über manns-hohes, sich um eine feste Achse drehendes Rad von großer Breite, gleich einer Trommel, an der innen Tretladen angebracht waren, damit eine oder mehrere Personen, die darin aufstiegen, durch ihre Schwere das Rad in Bewegung setzen konnten. Diese Bewegung wurde durch eine Transmission auf eine danebenstehende Aufzugsvorrichtung mit beweglicher Rolle übertragen, wodurch der Kraftaufwand vermindert wurde. An dieser Rolle wurden schwere Steine oder sonstige Lasten aufgezogen und herabgelassen.“

73. Von der Burg Roßbach. Abschnitt a, schriftliche Mitteilung von P. Corrodi, der die Angabe von R. Egli, Lehrer in Herrliberg, hatte. Abschnitt b, Zeller-Werdmüller, Zürcherische Burgen, in Mitt. der Ant. Ges. in Zürich, Bd. 23, S. 361.

74. Von der Schipf zu Herrliberg. Dok. wie 73a.

75. Der Fluchstein ob Herrliberg. Aus P. Corrodi, JZ 1951/52, S. 327, in Prosa umgesetzt.

Vgl. dazu Id. 11, 800 s. v. Pfluegstein: „Zürich-Erlenbach (Findling); wohl entstellt aus Flueh; als Fluech-Stein gedeutet in der Sage.“ (Mit Verweis auf Alpenpost VI, 264, sowie J. R. Müller, Jugendschriften, 1884, Heft 5.)

76. Der Taßbergmann. Gedicht von Eduard Schönenberger in „Goldene Zeit“, in Prosa umgesetzt. Corrodi, JZ 1951/52, S. 325. — Taßberg = Dachsberg. Zur Verbreitung des Motivs „Schimmelreiter“ siehe das Sachregister.

77. Die Dachsbergritter. P. Corrodi im JZ 1936, S. 123.

78. Bestrafte Kartenspielen. H. E. Escher, Beschreibung des Zürichsees (Schmid, S. 88).

79. Das Dorfgut von Meilen. Nach Stelzer, Geschichte der Gemeinde Meilen, Meilen 1934.

80. Die Elfisteine von Meilen. Wörtlich aus P. Corrodi, JZ 1951/52, S. 328. „Steine, sich drehende“, siehe im Sachregister. Eine ähnliche scherzhafte Wendung ist jene, die behauptet, wenn Karl der Große am Karlsturm des Grossmünsters höre elf Uhr läuten, so werfe er Weggli hinunter.

81. Die Gespenster in Meilen. Nach Gchr. Meilen 1918. Viertel = Getreidemaß aus Holz.

1 Viertel Zürcher Maß = ca. 21 Liter.

82. Kapuziner strafen einen Flurschänder. Nach Gchr. Meilen 1918.

83. Der Kirchenbau in Meilen. Wörtlich aus Corrodi, JZ 1951/52, S. 329; Kommentar in die Anmerkung versetzt: „Der geschichtliche Kern der Sage ist offenbar in der Tatsache zu suchen, daß beim Hofe Betfahrt in alter Zeit sich eine Kapelle erhob, zu der Prozessionen (Betfahrten) veranstaltet wurden; daher der ehrwürdige Name der Örtlichkeit. Die letzten Spuren dieses kleinen Gotteshauses mußten vor Jahren dem Bau eines der Häuser der Anstalt weichen.“

84. Vom „Haus zum Bau“ in Meilen. Schriftl. Mitteilung von P. Corrodi.

85. Bürkli zu Uetikon. Schriftl. Mitteilung von P. Corrodi. Seine Quelle: „Chronik von Kaspar Suter aus Horgen in Zug, 1549.“

86. Die heilige Verena in Stäfa. Nach Attenhofer, Das Büchlein der heiligen Verena, S. 65 und 99. Die Legende der hl. Verena ist ausführlich behandelt von A. Reinle: Die heilige Verena von Zurzach. Basel 1948.

87. Das Totenbrünneli. Wörtlich aus P. Corrodi, JZ 1951/52, S. 321. Vgl. J. J. Wagner, Hist. naturalis Helvetiae curiosa, Zürich 1680, S. 135: „Schonbrünnlein“.

88. Der schwarze Hund. SAVk 2 (1898), 269, Nr. 178.

89. Das Berner Änni. SAVk 2 (1898), 270. Vgl. dazu Hedwig Strehler, Kulturgeschichtliche Bilder aus der Zürcher Landschaft im 17. und 18. Jahrhundert (Zürcher Taschenbuch 1935, S. 34ff.), wo im Kapitel „Die Hexe“ etliche Hexen vom Horgener- und Wädenswilerberg genannt werden.

90. Die drei Nägel. SAVk 2 (1898), 269, Nr. 173.

91. Die Hausierhexe. SAVk 2, 269, Nr. 163.

92. Hexenschaden. SAVk 2, 269, Nr. 167.

93. Drei Hämpfeli Salz. SAVk 2, 269, Nr. 170.

94. Das behexte Mädchen. SAVk 2, 273.

95. Hexe nimmt Kind aus dem Bett. SAVk 2, 273.

96. Das Dorf voller Hexen. SAVk 2, 274.

97. Das viele Brot. SAVk 2, 274.

98. Von den Hexen und ihren Seelen. SAVk 2, 274.

99. Der Hexe Tod. SAVk 2, 275.

100. Hexe würgt Schlafende. SAVk 2, 275.

101. Der Isengrind. SAVk 2, 276. Siehe Id. 2, 764 s. v. Isengrind.

102. Der zauberkundige Bezirksrichter. SAVk 2, 269, Nr. 162.

103. Die Hexen in Horgen. Nach Strickler, Geschichte der Gemeinde Horgen, Horgen 1882.

104. Die Muetiseel in Horgen. Id. 2, 1557, s. v. Wuetisheer.

105. General Werdmüller auf der Au. Gekürzt aus Corrodi, JZ 1951/52, S. 329.

106. Der Schatz auf Alt-Wädenswil. Wörtlich aus Stauber, S. 46, mit dem Verweis auf das Neujahrsblatt der Hülfs gesellschaft 1924, S. 121. Weitere Quellen: Meyer v. K., S. 7, die Vorlage war für Corrodi, JZ 1951/52, S. 330. Über dieses Schatz-Motiv findet man von Joh. Martin

Usteri in „Dichtungen in Versen und Prosa“, hg. von David Heß, Berlin 1831, Bd. 1, S. 28, das Gedicht „Das alte Schloß Wädenschweil“.

107. Die Klungerin. Wörtlich nach Stauber, S. 46. Weitere Quellen: Reithard, S. 126; Kohlrusch, S. 294, nach Mitteilung aus Zürich; Corrodi, JZ 1951/52, S. 320. — Zur Etymologie von Chlungere siehe Id. 3, 833, s. v. Chrungel, unter 3: „Chrungele (Bauma), Chrungeli (Zürichsee) = Chlungere, das Weihnachtsgespenst (Zürichsee), in Bauma auch Fastnachtsgespenst. Vgl. Meelfrau, Haaggennasen, Chlaus. Meel-chrungele: diejenige unter den umziehenden Chlungeren, welche in einer Pfanne Asche und Mehl durcheinander röhrt und das Gemisch den Leuten ins Gesicht wirft (Zürcher-Oberland)“. Ferner Id. 4, 656, s. v. Chlungenlinacht: „Mönchaltorf: Chlungenlinacht, Chlungere-: Wädenswil, Chrungele-: Hittnau, Hörnli, Wetzikon, Chrungeli-: Knonau. Richterswil: Nacht vor dem Christabend (23. 12.) In Mönchaltorf, Richterswil, Wädenswil die letzte Nacht vor dem Silvester, in der Burschen in abenteuerlicher Vermummung (als Chlungeli) von Haus zu Haus ziehen und sich bewirten lassen, auch wohl allerlei Unfug treiben, die Vorübergehenden belästigen, in die Häuser eindringen und in den Lichtstübchen den Spinnerinnen mit Bällen die Spindeln abschlagen oder mit rußigen Spindeln die Anwesenden bewerfen. Hie und da bringen auch die Masken selbst Spinnstöcke mit und verwirren den Spinnenden den Chuder.“ Weitere Literatur unter Anmerkung II, 26. — Als Kinderschreck figuriert „die stupfnäß oder mueter Klunglerin“ bei L. Lavater, „Von Gespänsten“, Zürich 1578, S. 20. Der „Chrungelichaschte“, eine Stelle im Sihltobel ob Hirzel, ist der Ort, wo die kleinen Kinder herkommen. Siehe Atlas der schweizerischen Volkskunde, Kommentar, 2. Teil, 4. Lieferung, S. 322.

108. Die Sage vom Hüttensee. Walter Höhn-Ochsner im Neujahrsblatt der Lesegesellschaft Wädenswil 1942, S. 17, „Der Hüttenersee, seine Lebewelt und Geschichte“. W. Höhn hat die Sage von seiner Großmutter, Kath. Höhn-Leuthold, 1824—1905. Über die Sage „Die Nixe des Hüttenseeleins“, Lienert, S. 76, äußert sich W. Höhn: (Sie ist) „dichterische Erfindung und röhrt meines Wissens von einem anfangs der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Hütten in den Ferien weilenden Kurgast her, der sie damals im Feuilleton der in Richterswil erscheinenden ‚Grenzpost für den Zürichsee‘ unter dem Titel ‚Arno und die Nixe des Hüttensees‘ publizierte“. In der Höhnschen Erzählung fehlt ein Glied, nämlich die Ursache dafür, daß der Wald versinken muß. Siehe Bichelsee und Türlersee.

109. Der Dreifingerstein. Wörtlich aus Stauber, S. 48. Weitere Quellen: Schweizerischer Merkur 1835, S. 51; Reithard, S. 152.

110. De Tüütsch. Schriftliche Mitteilung von Peter Ziegler, Wädenswil, der die Sage von Landwirt Albert Haab im Steinacher, gest. 1955, erzählen hörte.

111. Das Gefecht beim Sennhaus. Siehe bei Nr. 110.

112. Die Franzosen auf dem Chotten. Siehe bei Nr. 110.

113. Die Franzosen im Chruzelenmoos. Siehe bei Nr. 110.

114. Der Zwischenfall auf Laubegg. Siehe bei Nr. 110.

115. Fremde Soldaten raubten Kirschen. Siehe bei Nr. 110.

II. Oberland

1. Hartmanns Holz. Wörtlich nach Herzog I, S. 223; Gchr. Wila 1917; Stauber, S. 63, Lienert, S. 88. Vgl. hierzu: Hans Kläui, Neues zur ältesten Geschichte der Herren von Landenberg (Zürcher Taschenbuch 1958, S. 24ff.). Nach mündl. Mitteilung aus Wila soll besagtes Schlößchen in der Weggabelung zwischen der Tößtalstraße und dem Weg nach Ravenspühl gestanden haben; wo sich das Tiergehege befand, soll heute der „Hirschen“ stehen. Übrigens heißt die Stelle Gaßacher und nicht Großacher. Nach dem Liber decimationis gab es bereits 1275 in Wila eine Kirche, die Filiale von Turbenthal war. 1466 wurde Wila selbständige Kirchgemeinde.

2. Von der Kirche zu Wila. Vgl. Nr. 1; Gchr. Wila 1917, nach romantischer Weise in

Versen erzählt. Legenden vom geheimnisvoll weggetragenem Baumaterial gibt es auch in Adetswil, Embrach, Flaach, Maur, Meilen und Schöfflisdorf.

3. Im Sack. Nach Lüssi, W.-Variante von Hedw. Spahr-Lüssi im Beiblatt z. Neuen Winterthurer Tagblatt, 10. 4. 1952: „Streifzug durch die Winterthurer Besitzungen bei Turbenthal“: Als einst der Bischof von Konstanz vor seinen Feinden ins dunkle Tößtal fliehen mußte, suchte er in diesem, dem Kloster St. Gallen gehörigen Hause (also im Sack) Zuflucht. Der Bauer, der eben sein Korn gedroschen hatte, versteckte den hohen geistlichen Herrn hinter den Kornsäcken. Seither heißt das Haus „im Sack“.

4. Das scheintote Fräulein. Umstilisiert nach Stutz, S. 202.
5. Die reichen Landenberger. Stutz, S. 202.
6. Alt-Bichelsee. Nater, Geschichte von Aadorf und Umgebung, Frauenfeld 1898. Vernaleken, 263; Der Republikaner-Kalender 1863, S. 34; Hegi, S. 9; VB, 25. 9. 1916.
7. Wie der Bichelsee entstand. Wörtlich aus Stauber, S. 64; Lienert, S. 62. Vgl. Nr. 5. Vgl. ferner Rochholz, Sagen 2, 428, „Lederne Brücken“. Nach Id. 7, 1482 heißt der B. auch Seel-mattersee. „Bickel“, volksetymologisch gedeutet: versunkene Baumgrotzen, die die Fischernetze „anbickten“, zerrissen. Im Sachregister s. v. Strafsee.
8. Der Fröschenbatzen. VB, Nr. 28/1916; Thurgauische Beiträge zur vaterländ. Geschichte, Heft 23: „Der Fröschenzins zu Herten.“

9. Das Ungeheuer in der Burg Tannegg. Wörtlich aus Stutz, S. 186.
 10. Die Lochbachjungfer. Mündl. Überlieferung in der Gegend um Hohenlandenberg: Blitterswil, Undalen, Saland, Kohltobel. Stutz, S. 150; Helvetia, Schweizer Volkskalender, hg. von Reit-hard, Zürich 1852, II, S. 119/129; J. Staub, Der Vettergötti, Horgen 1858, IV, S. 28/29; Landbote, Sonntagspost 1915, Nr. 1—3, „Das Haus Landenberg in der Sage“ von P. Corrodi. — Gchr. Wald 1902: Korbflechter Schlegel, ein geistig reger Mann, berichtet aus Wila, wohin er oft kommt, die Sage von der Lochbachjungfer. — In der Schlegelschen Erzählung tötet die Ritters-tochter ihr Kind am Tobelbach. Sie selber bringt sich nicht um, stirbt aber an Herzensqual im Lenz ihrer Jahre und muß nach ihrem Tode Windeln waschen. — Die Gchr. Wila erwähnt die Sage im Bande 1917. Chronist Hermann Lüssi weiß noch, daß die Stelle am Röisligeßen „d Wind-lewäschi“ geheißen habe. — Im untern Teil der Gemeinde Bauma und im angrenzenden Wila wird der Burghügel und die Umgebung „Eich“ genannt. Ruinen sind keine mehr vorhanden. Ein „Gujer-Zeller-Weg“ führt durch die Burgstelle und verbindet die einstigen Bauflächen mit Stegen und Treppen. — Die Herren von Hohenlandenberg lebten auf genannter Burg bis 1344, in welchem Jahr sie zerstört wurde. — Rouß, dim. Röisli, ist mundartlich für Runse (Feischter, Tause, Touscht). — Etwas unterhalb des Gießen heißt ein Stück Holz „im Liilache“. Ob der Name mit der Lochbachjungfer etwas zu tun hat, ist nicht mehr bekannt; der 1853 geborenen Frau L. Kägi-Jucker in Blitterswil war er noch in Erinnerung.

Früher brauchte man in Blitterswil den Kindern nur mit der Lochbachjungfer zu drohen, um sie einzuschüchtern. „Wann d nöd guet tuescht, und se hol i d Lochbachjumpfer!“ Um diesem Schreckwort Gewicht zu geben, erzählte man sich, die Lochbachjungfer gehe nach Juckern „posten“. Einst habe sie ihren Postkorb vor dem Laden abgestellt, und als sie ihn wieder aufgenommen habe, sei an jener Stelle der Boden von Blut rot gewesen. Dies erzählte mir der aus Hinterjuckern (Blitterswil) gebürtige alt Lehrer und Schriftsteller Rudolf Kägi um 1938. Vgl. Rochholz, Naturmythen, „Waschende Jungfrauen“, S. 133—144.

11. Das Stumpengeld. Mündlich überliefert in Juckern, Saland, Undalen. Das Recht der ersten Nacht, „jus primae noctis“ ist für Hohenlandenberg nicht nachgewiesen; vgl. dazu E. Osen-brüggen, Deutsche Rechtsaltertümer aus der Schweiz, Zürich 1858, S. 86 ff.: Offnung von Maur am Greifensee. — Die Sage vereinigt zwei verschiedene Ereignisse und zwei verschiedene Ver-treter der Herren von Hohenlandenberg, nämlich Beringer, dem 1344 die Burg zerstört wurde und welcher in der Mordnacht von Zürich am 23. Februar 1350 umkam, und Hermann, genannt „Bick“, der wegen Sodomiterei und Falschmünzerei am 9. Juni 1450 den Feuertod erleiden mußte.

Peterhans, Zürch. Obl. S. 133, erzählt die Sage anders. Dort kommt Heinrich als Kronenwirt in Saland vor. Ob nun gewisse Einwohner aus Blitterswil und Umgebung die Sage von Peterhans, oder

ob dieser sie von jenen hat, konnte nicht mehr eruiert werden. Doch weiß man jedenfalls, daß der Heinrich von Saland den Ritter von der Eich züchtigen wollte wegen allerlei Ungebührlichkeiten. Seine Geliebte, die auf dem Schlosse als Magd diente, verriet ihm, wann der Landenberger auf die Jagd geritten war. Da zündete Heinrich mit den Burschen aus der Umgebung das Schloß an.

12. Galgenbäume. Mündlich überliefert 1925 von Heinrich Kündig-Honegger in Blitterswil und Emil Rüegg-Erzinger in Undalen.

13. Das goldene Kegelspiel. Etzensberger, Heimatkunde von Bauma. Münzach ist entstanden aus Münz (Wasserminze) und Ach (Au) und bedeutet eine mit Minze bestandene Gegend; heute Bahnhofquartier. Betr. die Herren von Altlandenberg vgl. Studer, Die Edlen von Landenberg; Diener, Das Haus Landenberg im Mittelalter; H. Kläui, Neues zur ältesten Geschichte und Genealogie der Herren von Landenberg (Zürcher Taschenbuch 1958). Die Ruinen der nicht zerstörten, aber altershalber zerfallenen Burg wurden als Steinbruch benutzt beim Kirchbau zu Bauma. Damit mag die Sage vom Kirchbau zusammenhängen, die in Etzensbergers „Geschichtlichem Beitrag zur Heimatkunde von Bauma“ verzeichnet ist. Ihr Verfasser gibt ein Gedicht von Heinrich Grunholzer (Sekundarlehrer in Bauma von 1838—1847, Seminardirektor von Münchenbuchsee 1847—1852) wieder: Ein Hirte vernahm oft in der Nähe der Ruine Alt-Landenbergs geisterhafte Chöre. Als er einmal um die Mitternachtsstunde dort vorbeikam, bemerkte er im Gemäuer einen Flammenschein. Er erkannte im roten Feuerschein viele Männer, die damit beschäftigt waren, Mauersteine zur Töß hinabzuwälzen, ja noch weit darüberhinaus in die Münzachwiese. Dort erbauten die Geister in derselben Nacht daraus ein Kirchlein, so schnell, daß bereits der Klang der Glocken zum Himmel stieg, als die Morgendämmerung am Himmel aufstieg. — Das Id. 3, 180 weist darauf hin, daß gelegentlich zum Kegelspiel Knochen verwendet wurden. — Noch am Ustertag meinte ein Zürcher Metzger, man werde mit dem (abgehauenen) „Grind“ des Heinrich Gujer von Bauma Kegel spielen. Es hat den Anschein, daß man einst sich nicht scheute, auch mit Menschenknochen zu kegeln.

14. Der Schatz im Wolfensberg. Umstilisiert aus Fr. 12. 7. 1924 und Studer, S. 28. Wolfensberg, links der Töß, südöstlich Bauma. 1556 standen noch Ruinen.

15. Die Pest in Bauma. Mündl. aus Bauma um 1945. Glaettli, Sagen aus dem Zürcher Oberland, S. 82.

16. Die Teufelskanzel. Mündl. aus Bauma. Photo in J. Tuggener und E. Egli, Zürcher Oberland, Wetzikon und Rüti 1956, S. 100. Die bizarre Felsformation wird der Sage zugrunde liegen.

17a. Das Hagheerenloch bei Bauma. Heute noch mündliche Überlieferung in der Gegend von Bauma. Stutz, S. 149. Id. 3, 1032. — Hag, noch in der mhd. Bed. Einhegung, Einfriedigung, zunächst aus hölzernem Pfahlwerk, wie solches urspr. zu Burgen verwendet wurde. Im weiteren Sinn bedeutet „Hag“ dann den verzäunten Ort als Sitz des Burgherrn. Hag-Heer, im Oberland auch Hageer, eigentlich Schloßherr, im übertragenen Sinn typisch Tyrann, Gewaltmensch, Übermütiger, Wütrich.

Bei Stutz sind alle ehemaligen Burgen Hagheeren schlösser; Leuteschinder nennt er Hagheeren. Die Ausdrücke H. und H.-Schloß gehörten im 19. Jahrhundert noch zum gebräuchlichen Wortschatz. In den Verhörprotokollen über den Usterbrand (Gerichtsprot. YY, Staats-A. Zürich) erklärte Heinrich Hürlmann von Hombrechtikon, er wolle die mechanische Weberei zerstören, weil solche Fabriken Hagheerenhäuser seien, die den Armen das Brot nehmen. Nebenbei ist zu erwähnen, daß die landläufige Meinung über das Leben der Ritter bis ins 20. Jahrhundert hinein die war, daß auf den Burgen (H.-Schlössern) fortwährend gespielt, gezecht und geschlemmt wurde.

17b. Von anderen Hagheerenlöchern im Tößtal. Id. 3, 1032. Vgl. Nr. 57 und 61 dieses Teiles.

18. Das Bußental. Studer, S. 40. Die Ritter von Greifenberg starben schon früh aus. Im 13. Jh. saßen dort schon die Dienstmannen von Wolfensberg. Seit dem Anfang des 14. Jh. bis anfangs des 16. Jh. wohnten dort die Ritter von Hinwil. Nach deren Auszug zerfiel die Burg. Studer, S. 39, erzählt: „Der letzte Besitzer der Burgstelle... wußte von Überresten der Burg zu berichten. Außer festen und dicken Umfassungsmauern habe er auf dem mittleren Burghügel

im Jahre 1846 ein unterirdisches, gruftartiges, gemauertes Gewölbe von großen, gefalzten Quadertuffsteinen entdeckt, 8 Schuh breit und lang, mit $4\frac{1}{2}$ Schuh breiten und $5\frac{1}{2}$ Schuh hohen Türpfosten. In der Gruft lagen 8—10 Totengerippe, die aber bei der Berührung sogleich in Asche zerfielen.“ Daß die Erzählung von solchen Funden den Phantasiebildern über das finstere Mittelalter neue Nahrung gab, ist verständlich.

19. Die Jungfrau auf Greifenberg. Carl Biedermann, Erzellige us Stadt und Land, Winterthur 1932, Bd. 3, S. 132.

20. Der Kirchbau zu Adetswil. Studer, S. 127; Beck, Die Patrozinien der ältesten Landkirchen im Archidiakonat Zürichgau. Diss. Zürich 1933. Auf dem Kirchbühl bei Adetswil wurden vor 1870 die Fundamente eines Turmes samt der Umfassungsmauer aufgedeckt sowie ein zwei Fuß breiter Graben mit Resten eines Fundamentes. Vgl. Nr. 1 dieses Teiles.

21. Der Türst. Heer, S. 56. Heer hatte die Sage aus dem „Lorabuch“ Nr. 2, wo sie auf den Seiten 185—188 aufgezeichnet ist. Sie wurde 1881 von B. Bockhorn eingetragen. Nach einer geographisch-geschichtlichen Einführung beginnt die Sage hier so: „Vor uralter Zeit lebte an der Halde des Stoffels ein riesengroßer und schöngestalteter Mann, der ein Abkömmling des einstigen Riesengeschlechtes war und Dürst genannt wurde. Dieser war ein gewandter und kühner Jäger...“ usw. Bockhorn weist darauf hin, daß die Sage als „ein uraltes Volkslied“ überliefert sei und erzählt auch einen Teil davon in dessen hergebrachten Zweizeilern. — Die Burg gehörte lange Zeit den Rittern von Landenberg-Werdegg (vgl. H. Kläui, Zürcher Taschenbuch 1958), wechselte oft den Besitzer und wurde, als Herdegen von Hinwil sie besaß, 1444 zerstört. Zwischen Werdegg und Dürstelen stand besagte Linde auf einem Bergvorsprung. An Stelle des abgegangenen Baumes wurden aus Schossen des alten drei neue gepflanzt. — Vgl. Rochholz, Naturmythen, „Der wilde Jäger im Jura“, S. 34—73.

An die „Dürsteler Linde“ knüpft sich folgender Schwank an, den Kalligraph Rüegg im „Lorabuch“ Nr. 1, S. 62 (1877), erzählt:

Ein Bewohner zwischen der „Länge“ und Pfäffikon hatte seine Auserkorene tief in einem Seitentälchen des Fischenthal und machte den Kiltgang jeden Samstagabend. Bei seinen Besuchen fand er, daß sein künftiger Schwiegervater ihm wahrscheinlich eine schöne Aussteuer geben werde, denn derselbe besaß vier Ziegen, hatte bloß 15 Gulden Zins und Land, Holz und Staudenbörter fast so groß wie der Kanton Zug. Als die Braut nicht mehr länger warten wollte, machte er seinen Schwiegervater auf die Aussteuer aufmerksam. Bald darauf erhielt er einen Brief: er könne selbige abholen. Der Pfäffiker nahm seine größte Turbenchräze (Rückenkorbt zum Torftransport) und wanderte voll freudiger Hoffnungen ins Fischenthal. — Wie es näher zugegangen weiß ich nicht mehr; nur das weiß ich noch, daß der Hochzeiter mit seiner Aussteuer in der Chräze nach vierstündigem Marsch zum ersten Male bei der Linde zu Dürstelen geruht haben soll.

22. Die Burgunder-Linde. Fr. 12. 7. 1924.

23. Von der Familie Haagern. Heer, S. 358. Heer hatte die Sage von einem alten Hittnauer.

24. Die Hexe zu Ober-Hittnau. Mit unbedeutenden Änderungen aus Stutz, S. 38; siehe ferner daselbst S. 35 und 413. Über das Hexenwesen im Kt. Zürich siehe Stauber, S. 9; Hedwig Strehler, Kulturgeschichtliche Bilder aus der Zürcher Landschaft im 17. und 18. Jahrhundert (Zürcher Taschenbuch 1935), S. 34ff. „Blitzg“ ist nach Id. 5, 292 durchtriebene, böse Weibsperson, Hexe. „Hexe“, siehe Id. 2, 1825, und Kluge, Etymolog. Wörterbuch, 17. Aufl., 1957, S. 306. „Die Zusammensetzung enthält das Bestimmungswort ahd. hag, ‚Zaun‘ und vergleicht sich insofern dem ahd. zunrita, ‚Zaunreiterin‘, Hexe.“ — HwbdA 3, 1827—1920 s. v. Hexe (Weiser-Aall). — Das Drücken durch Gespenster, Unholde, Schrättlein nennt man auch Alpdrücken.

25. Die Hexe zu Dürstelen. Stutz, S. 38. Er sagt am selben Ort, daß man zu seinen Zeiten noch wirklich an Hexen glaubte; mußte er doch in seinen Knabenjahren zuschauen, wie man den als Hexen verhöhnten Frauen die Zunge herausstreckte. Vgl. Nr. 24 und 86 dieses Teiles.

26. Klaus und Chrungeli. Wörtlich aus Stutz, S. 106. Siehe auch Messikommer I, S. 135. Id. 3, 833 s. v. Chrungeli. „Chlungere“ oder „Chrungeli“ als Weihnachts-, in Bauma auch als Fastnachtsgespenst. HwbdA. 6, 1478—1492 „Perchta“ (Schwarz). Vgl. E. Stauber, Sitten und Bräuche II, 199 (124. Neujahrsblatt der Hilfsgesellschaft Zürich).

27a. Größbis. Mit unbedeutenden Änderungen aus Stutz, S. 13; A. Heer, Heimatkunde von Hittnau, Zürich 1905, S. 41. Heer hat die Nachricht aus dem „Lorabuch“ Nr. 2, S. 47. VB 27. 10. 1916.

27b. Die Pest von 1668. Nach „Lorabuch“ Nr. 2, S. 47, im Zusammenhang mit 27a erzählt. Siehe Nr. 38. Hittnau gehörte bis 1708 zur Pfarrei Pfäffikon.

28. Das Steindenkmal bei Hermetswil. Lorabuch Nr. 7, S. 31 (1891), von H. J. Schellenberg. Eine genauere Beschreibung der Stätte gibt Lehrer Heinrich Müller von Pfäffikon im Lorabuch Nr. 9, S. 124 (1896). Ergänzend zum Schellenbergschen Text wird hier gesagt, daß die Steine $2\frac{1}{2}$ bis 3 Fuß tief im Boden standen. Die Steine stießen ohne Zwischenraum aneinander, umringten einen Hohlraum, der z. T. mit Erde gefüllt war und in dem auch die Bruchstücke der Deckplatte lagen. Die Unterlage war ein unzusammenhängendes Steingerüst in kranzförmiger Gruppierung. Einen Fuß unter der Erde lag ein Kranz von zentnerschweren Steinen um die Hauptgruppe gereiht.

29. Der letzte Raubritter von Gündisau. Stark gekürzt aus Lorabuch Nr. 2, S. 65-89; „nach einer Sage“ erzählt von Gottlieb Egli (1880). — Vermutlich wurde die Burg „Neu-Wildberg“ im Alten Zürichkrieg zerstört. Sie stand zwischen Gündisau und Wildberg. Vgl. Aeppli, Chronik der Gemeinde Wildberg, und Ernst Zehnder, Die Herren von Wildberg im Tößtal (N. Winterth. Tagblatt, 22. 4. 1950).

30. Vom Schloß Wildberg. Gchr. Russikon 1917. Vgl. Nr. 29.

31. Der See beim Furtbüel. Gchr. Russikon 1917.

32. Der Poltergeist in Russikon. 1. Abschnitt, Zitat aus Stutz, S. 88/89; 2. Abschnitt, Zitat aus Stutz, S. 65; 3. Abschnitt, Zitat aus Stutz, S. 89. Zu „Stockrote“ siehe Id. 6, 1770 s. v. stockrot.

33. Die böse Spinne. Wörtlich aus Stauber, S. 65; Meyer v. K., S. 13; bei Peterhans, Ins Zürcher Oberland, heißt das Wirtshaus „Die goldene Spinne“. HwbdA. 7, 265—282 s. v. Spinne (Riegler).

34. Das Gespenst bei Bietenholz. Nach Gchr. Brütten 1917.

35. Der bannisierende Dekan. Peterhans, Ins Zürcher Oberland, S. 142.

36. Von der Burg bei Fehraltorf. Lorabuch Nr. 1, S. 69, unter dem Titel „Abstecher nach dem römischen Speckschloß und der Burg bei Rüti-Fehraltorf“ von Hs. Jb. Schellenberg (30. 12. 1877); H. Brüniger, Fehraltorf im Wandel der Jahrhunderte, Pfäffikon 1933, S. 12.

37. Im Puurebüel. Lorabuch Nr. 1, S. 73.

38. Die Tauschäcker. Mündl. von Herm. Brüniger, a. Lehrer, Fehraltorf.

39. Vom Bitzbergerrain. Lorabuch Nr. 4, S. 211.

40. Lora. Gekürzt aus Lorabuch Nr. 1, S. 5-9; daselbst von Jakob Schellenberg erzählt als „eine Sage“. Lorabuch Nr. 7 gibt eine Schilderung dieser Gegend auf S. 31.

41. Wie die Gegend um Pfäffikon gestaltet wurde. Lorabuch Nr. 1, S. 83, „als Sage erzählt“ von Jb. Schellenberg.

42. Das Giwitzeneried. Aus dem Fr. 12. 7. 1924. — Siehe Id. 2, 407 s. v. Giwitz, und Id. 4, 470 s. v. Giritzenmos. „Nach dem Volksglauben Aufenthaltsort alter Jungfern, selten Junggesellen, die zur Strafe für ihre Ehelosigkeit in Kibitz verwandelt worden sind.“ Id. 4, 471: „Schon will ein Teil Leute prophezeien, Salomeeli gebe ein altes Meidli, denn es sei ja schon zwanzig Jahre alt und noch ledig. Es werde wohl aufs Wangener Ried aben kommen und alte Hosen plätzten müssen.“ Die Gchr. Maschwanden 1902 berichtet von einem abgegangenen Brauch: das „Girizimooßführen“. Von der Jungmannschaft wurde jenen, die einen nicht ganz ehrenhaften Lebenswandel führten, eine Katzenmusik dargebracht. Auf einem Wagen wurde mit Rätschen oder mit Sensen ein Höllenlärm erzeugt.

Der Kibitz ist ein Sumpfvogel von rund 35 cm Länge, oben grün, unten weiß, mit schwarzer Federhaube. — In der Mundart heißt er Gibitz, Giritz, Giwitz; im Pfäffiker Lokalkolorit Giwix, im Lorabuch Nr. 1, S. 87, aber Gibitz. Ein Giritzenmoos ist verzeichnet auf der Gygerkarte 1667 bei Örlingen.

43. Das Wappen von Pfäffikon. Lorabuch Nr. 1, S. 26/27.

44. Die goldene Kette zu Iringenhausen. Peterhans, S. 148; Herzog 1, 224; Rochholz, Naturmythen, S. 163. Vgl. Nr. 36 dieses Teiles.

45. Der Schatzgräber im Römerkastell. Senn, Bilder, 2. Bd. — Ein ähnlicher Schatzort ist Bürglen bei Ottenhausen, westlich des Pfäffikersees. In Pfäffikon ging von diesem Orte die Sage, es habe dort eine keltische oder römische Stadt gestanden. Lorabuch Nr. 1, S. 25 (1877). Vgl. Nr. 36 dieses Teils.

46. Zeusler. Fr. 12. 7. 1924; 1. Abschnitt: Lorabuch Nr. 4, S. 212; 2. Abschnitt: SAVk, 2 (1898), 277; 3. Abschnitt: Messikommer I, S. 187; 4. Abschnitt: Stutz, S. 36. — Zeusler = feu-
rige oder brünnige Männer. HwbdA. 2, 1406—1411 s. v. Feuermann (Ranke).

47. Der kohlschwarze Mann. SAVk 2 (1898), 276, A. Messikommer I, 192. Vgl. Anm. zu Nr. 46.

48. Der schwarze Pudel. Messikommer I, 192.

49. Der Hundsgalgen. Lorabuch Nr. 7, S. 135.

50. Der Brunnen bei der Burg Kempten. Fr. 12. 7. 1924. Die Burg Kempten gehörte den gleichnamigen Freiherren. Nach der Volksmeinung waren das Hagheeren. Die neueste Forschung sieht in Kempten (Cambiodunum) einen königlich-fränkischen Eigenhof an der Straße Tas-
gaetium—Vitodurum—Cambiorate (Kempraten)—Curia. Siehe dazu P. Kläui, Von der Ausbreitung
des Christentums zwischen Untersee und oberem Zürichsee im 7. Jahrhundert. Zürich 1954. —
F. Keller und Vernaleken, 145, hielten Gündisau, Kempten, Balm, Heidenburg-Aathal für Hag-
heerenburgen, die auf römischen Ruinen standen. Vgl. Anm. zu Nr. 17.

51. Vom Girenbad ob Hinwil. 1. Abschnitt aus Msgr. L 464, Zentralbibl. Zürich. 2. Ab-
schnitt Stauber, S. 55, wörtl. Stumpf, Chronik; Mem. Tig. 1742; A. Naf, Geschichte der Kirch-
gemeinde Hinwil, S. 90; Jahrheft der Antiquarischen Gesellschaft Hinwil 1934, S. 12—17, und
1950, S. 26/27. Man kann die Geschichte des Bades bis zum Jahr 1364 zurückverfolgen, ohne
bis zur Gründung vorzustossen.

52. Das Schloß im Girenbad. Mündl. überliefert durch H. Feurer-Bodmer, Loch-Hinwil,
und H. Boßhard, Gemeindegutsverwalter um 1950.

53. Die letzten Heiden. Peterhans, Ins Zürcher Oberland, S. 169. HwbdA. 3, 1639—1653,
s. v. Heiden (Winkler). Vgl. Heidenstube bei Glattfelden.

54. Von den Wiedertäufern. Nach Studer, Geschichte der Kirchgemeinde Bäretswil, S. 74. —
Die Wiedertäufer sollen auch das Hagheerenloch und andere Höhlen, wie Weißengubel und
Dachsgubel, im Tössbergland benutzt haben.

55. Das Bachtelholz. Naf, Geschichte der Kirchgemeinde Hinwil, S. 90. Die Sage ist deshalb
interessant, weil die Waldungen der Korporation Wernetshausen ursprünglich einer Gemeinde
von freien Bauern gehörten und keine Urkunde sich dahin äußert, daß vorher die Waldungen
jemand anderem gehörten. Doch möchte ich an dieser Stelle hinweisen auf den Aufsatz von
Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen, Flurnamen-Sagen und ihre Entstehung, im Württembergi-
schen Jahrbuch für Volkskunde 1956. Der Autor weist hier an Beispielen nach, daß „1. die
volkstäufige, mündliche Erzähl-Überlieferung ihre Wurzel hat in tatsächlichen historischen Ereig-
nissen, 2. diese nur von Mund zu Mund weitergebende Überlieferung in der Lage ist, im Gewand
der freien Erzählung Generationen und große Zeiträume zu überbrücken“.

56. Die Heidenwege. Mündlich vom verst. Heinrich König zur Weinalde-Hinwil, 1947, als
man bei der großen Trockenheit die Streifen genau beobachten konnte. Der Verf. hat sie damals
in einen Plan eingetragen. Eine weitere Untersuchung fand nicht statt. Liberach dürfte eine
römische Bezeichnung sein, entstanden aus Liberiacum (Hof des Freien). Vgl. A. Ribi, Die
Namen der Ortschaften am Zürichsee (Jahrb. vom Zürichsee 1946/47, S. 88).

57. Die Feuerhexe zu Hinwil. Mündlich aus Hinwil, Nov. 1955.

58. Wie der Name Erlossen entstand. Lorabuch Nr. 2, S. 41/43, erzählt von Kalligraph Rüegg,
dem sein Vater die Geschichte oft vorgetragen hatte. — Es ist wahrscheinlich, daß an der Stelle
des Felsenhofs (gebaut als privates Geschäftshaus um 1830, 1874 Sekundarschulhaus, 1918
Gemeindehaus, 1958 abgerissen für ein neues Primarschulhaus) ein Bauernhaus stand; die Ur-
kunden über die Ritter von H. deuten darauf hin. Es ist auch als sicher anzunehmen, daß Erlossen
von Hinwil aus besiedelt wurde. K. W. Glaettli, Die Entstehung der politischen Gemeinde
Hinwil, im Jahrheft der Antiqu. Ges. Hinwil 1950. Zur Namendeutung siehe Id. 3, 1436 s. v.
Erlossen, „Flurname für Grundstücke, die nicht mehr gepflügt werden, sondern in Wiese oder

Wald umgewandelt sind oder wegen ihres unfruchtbaren Grundes nicht zu Ackerland taugen. Der Name ist abgeleitet von aren, eren = pflügen". Andere Beispiele: Erlosen (Höchstetten BE), Erlisse (Zollikon ZH), Erlös (Rinach LU).

59. Der Zwölfeistein. Überlieferung in der Gegend von Hinwil. Es ist nicht abgeklärt, ob der Stein etwas mit der Zeitbestimmung zu tun hat. In neuerer Zeit sind weder Schattenwurf noch Stellung zur Sonne kontrolliert worden. Etwa 400 m südlich davon befindet sich die Balm. Vielleicht hat der Stein in keltischer oder alemannischer Zeit eine Rolle gespielt. Das Haus zur Palm oder Balm wurde 1782 gebaut. An seiner Stelle stand vorher eine private Sternwarte der Gebrüder Rüegg im Neubrunnen-Wernetshausen. Sie bestand aus einer einfachen Steinhütte mit einem Fernrohr darin. Literatur über den Z.: „Licht über dem Sumpf“, Roman von K. W. Glaettli, mit Darstellung der alemannischen Besiedelung des Zürcher Oberlandes.

60. Von der Burg im Steg. Hegi, Das Tößtal, S. 186. In Nr. 2, „Reformierte Schweiz“, 1956, habe ich versucht, im Aufsatz „Schatzsagen auf Zürcher Gebiet“ eine Anzahl Sagen dieses Typs zu ergründen und zu deuten. Vgl. Nr. 17 dieses Teiles.

61a. Die Pest im Fischenthal. Außer der Präambel wörtlich aus Stauber, S. 56; Senn, Bilder, 1850, S. 252; VB 27. 10. 1916; Lienert, S. 96; Senn, „Chelläländärstückli“, lokalisiert die Sage genau: „Im Beicher hine.“

Binz und Benz sind Bibernell (*Pimpinella*) und Baldrian (*Valeriana officinalis*); sie gelten als schweißtreibend und wurden offenbar zu Pestzeiten mit Erfolg angewendet. Der Spruch heißt auch: Bibernell und Baldrioo, wer drab trinkt, dä chunt devoo.“ Man tröstete die Niesenden auch mit: „Gsundheit!“

Anno 1629 starben im Fischenthal am schwarzen Tod 212 Personen, was ein Drittel der Bevölkerung ausmachte.

Der seltsame Vogel, der die Pest anzeigt, ist nicht nur im Fischenthal gehört und gesehen worden. Leider sind Beschreibungen des Vogels äußerst selten. „In Davos wird der Seiden schwanz Pestvogel genannt; wenn besonders viele davon in kalten Wintern aus dem Polargebiet kommen, habe man das als Pestzeichen genommen.“ (Mitteilung von R. Weiß.) — Es war vor Jahren in einem strengen Winter, da kamen Scharen fremder Vögel bis auf die Fenstersimse vor den Häusern eines Ortes im Haslital und taten sehr hungrig. Sie glichen keinem einheimischen Vogel, am ehesten noch den Buchfinken. Einer meinte, es seien Pestvögel (M. Sooder, Zellenius em Haslital. Basel 1943, S. 216). Diese zwei Beispiele zur Verbreitung des Pestvogels. — HwbdA. 6, 1498—1522, s. v. Pest (Sartori).

61b. Lebenszeichen. Senn, Bilder, 1850, S. 252. Vgl. Nr. 74 dieses Teils.

62. Das Kirchenfährlein. Lüssi, F, S. 37.

63. Der Sand Bläsi. Wörtlich aus Stauber, S. 57; VB, 1. 11. 1916. Senn, Bilder, bezeichnet diese Geschichte bereits als Volkssage. Die Chronik von Fischenthal weist darauf hin, daß 1805 in der aufgehobenen Abtei St. Blasien im Schwarzwald eine große mechanische Spinnerei eingerichtet wurde. — St. Blasius, „Sand Bläsi“, Heiliger und Märtyrer, Bischof von Sebaste in Kappadozien, 316 hingerichtet, hat mit der Sage im Grunde nichts zu tun.

64. Das Schloß im Sternenberg. Nach Lorabuch Nr. 3, S. 24/25. Über Sternenberg findet sich in der „Zürcher Chronik“, 1956, Nr. 3, eine grundlegende Arbeit von Hans Kläui. Zum Hagheerenloch vergleiche noch „Reformierte Schweiz“, 1956, Nr. 2, S. 48; Stutz, S. 149/150, und Nr. 17 dieses Teils. Betr. den „Rittweg“ irrt der Erzähler im Lorabuch. Dieser Weg, der Vorgänger der Tößtalstraße zwischen Dillhaus und Widen, führte durch den Talgrund hinauf und nicht durch das Lochbachtobel.

65. Der Pfarrer im Krautgarten. Umstilisiert aus Stutz, S. 149. Die Sage bezieht sich vermutlich auf Pfarrer Hagenbuch, wie die folgende auch.

66a. Der Pfarrer im Sternenberg und sein Kind. Wörtlich aus Stutz, S. 146. — Besonders im 18. Jh. wurden die Wälder der Tößberglandschaft stark reduziert durch das Kohlenbrennen. Vgl. Kaspar Keller, Chelleländer Ard und Brüüch, S. 83.

66b. Das Edelfräulein als Köhlersfrau. Leicht umstilisiert nach Stutz, S. 149.

67. Die Muetiseel. 1. Abschnitt umstilisiert aus Stutz, S. 146 u. S. 36; 2. Abschnitt umstilisiert aus Stutz, S. 35; 3. Abschnitt: O. Schaufelberger, Ruchbrot und Ankeweggli, S. 31. — Id. 2, 1588:

„Aus ahd. *Wuotanes heri, das Heer des Gottes Wuotan, der mit der Schar seliger Helden im Sturme seinen Umzug hielt. Die Christen aber versetzten in sein Gefolge allerlei Verstoßene, Verwünschte, und so wurde der früher glückverheißende im allgemeinen zu einem unseligen Umzug. Doch erschien schon den alten Deutschen Wodan als der Wilde, Ungestüme, woraus sich die Umdeutungen auf Wüeten erklären, die noch begünstigt wurden, als -ans, -ens zu -is geworden und dadurch der Umlaut herbeigeführt worden war. Eine Umdeutung auf -Sēl lag um so näher, da ja Seelen Abgestorbener mitzogen“ (vgl. „Hagheer“). In diesen Bereich sind auch die Sträggelen, die Chlungeri, der Türst, der Schimmelreiter zu stellen. In den Thurg. Beiträgen zur vaterl. Gesch., Heft 23, führt Albert Bachmann im Aufsatz „Der Berchtholstag“ über Hüttwilen an: „Früher kam es oft vor, namentlich an heiligen Abenden, wie zu Weihnachten, daß von der Anhöhe oberhalb des Dorfes her, wo ehemals die Burg „Betbur“ stand, ein furchtbare Gerassel und Getöse in der Luft sich hören ließ, welches sich gegen das Dorf hinunter bewegte und wobei eine Stimme rief: „Us em Weg, das niemer beschänt würt!“ Sowie aber die Betglocke ertönte, war jedesmal der Spuk verschwunden.“ — Ähnliche Sagen in Horgen und Näfels, wo die Gespenster ebenfalls Muetiseel heißen. Vgl. Id. 2, 1548. — Klaus als dämonisches Waldwesen, mit der Chlungere, einem weiblichen Dämon verheiratet, siehe Nr. 24 dieses Teils.

68. Das Hexenbüchlein. Wörtlich aus Lienert, S. 103. Scheidegg ist eine Alp der Gemeinde Wald, 1247 m ü. M. Lüssi, F., S. 161, berichtet, daß man früher auch glaubte, man könne Flinten treffsicher machen, indem man eine Blindschleiche durch den Lauf ziehe. Dem Fischenthaler Chronisten Lüssi erklärte um 1930 der damals 81jährige H. Spörri, über Aberglauben wisse er nicht viel, man habe wohl etwa gesagt, diese oder jene sei eine Hexe. — In den Gchr. findet man zauberische Jagdhilfen nicht selten aufgeführt. — Hexenbüchlein waren früher ziemlich verbreitet. Da aber alles, was Hexerei anbetraf, verboten war und verfolgt wurde, gab man den Weisungen, wie man Übernatürliche bewerkstelligen könne, keine so verdächtigen Namen, sondern nannte sie etwa „Rezept“ oder „Brauchbüchlein“, „Geistlicher Schild“, „Albertus Magnus Egyptische Geheimnisse“, „Sechstes und siebentes Buch Mosis“. Die Bibliothek der Antiqu. Ges. Hinwil verwahrt in der volkskundl. Abt. ein handgschr. Büchlein, das die Kantonspolizei einem verhafteten Verbrecher abgenommen. In den vielen Rezepten findet sich auch eines, das angibt, wie man sich durch gewissen Zauber einer Verhaftung entziehen könne. — Siehe ferner „Die Bälzerin“ unter Nr. 71.

69. Christelis Höhle. Die Geschichte hörte ich erstmals um 1938 von der damals 13jährigen Schülerin Selma Pfenninger, die sie von Lehrer Schaufelberger in Wernetshausen vernommen hatte. Die Erzählung geht auf den „Geißenvater“ Rüegg, ehemals im Baurenboden, zurück. — Aus derselben Zeit stammt auch die Überlieferung (ebenfalls schriftl. im Nachlaß des Geißenvaters Rüegg), daß 1799 auf der Schnebelhornweid eine Weidscheuer aufgerichtet wurde. Das Toggenburg war damals von den Österreichern, das Zürichbiet von den Franzosen besetzt. Und die beiden Wachtposten auf dem Schnebelhorn, der Österreicher und der Franzose, halfen aufrichten und waren auch am Aufrichtemahl. — Über den Geißenvater Rüegg, 1853—1938, siehe Sep.-Abdr. aus der Sonntagspost des Landboten, „De Geißevatter Rüegg“ von Rud. Kägi (ohne Datum).

70. Von Goldlöchern. Quelle: Hegi, S. 13; Id. 3, 1031, s. v. Goldloch, 1, 833, s. v. Venediger; VB., 8. 6. 1923; Lüssi, F.; HL. 1935, 44; Keller, „Chelleländer Ard und Brüüch“ S. 83. Mündlich von Geißenvater Rüegg im Baurenboden. Dieser selber hatte die Erzählungen von Joggelis Hansruedi, dem Schwefelhölzlikrämer, und von Zimbermanns Hans Heiris Großvater auf der Vorderscheur, welcher seinerzeit dem Heidegger die Spitzisen nach Wald trug, um sie in der Schmiede zu schärfen.

Lehrer Jäger in Goldingen erzählte mir etwa um 1944 eine Sage von einem dritten Goldloch. Dieses befindet sich am Goldingerbach, direkt unterhalb des abgebrochenen Berges. Sein Eingang liegt auf ca. 1000 m ü. M., ist ca. 1 m hoch und 6 m breit. Innen erweitert sich das Loch und führt etwa 60 m ins Innere. Nicht weit vom Eingang zweigt ein zweiter Stollen ab, der sich wiederum in einen 25 m und einen 50 m langen Gang gabelt. Wenn man aus diesen Höhlenwänden Mergelbrocken bricht und zerschlägt, sieht man an den Bruchstellen staubfeine und goldglänzende Teilchen. Über deren Beschaffenheit ist bis jetzt nichts bekannt. Architekt Senn

in Steg-Fischenthal hat die Höhle erstmals vermessen, wahrscheinlich um 1930. In dieser Höhle war nach Lehrer Jäger auch ein Schatz vergraben. Wer ihn heben wollte, mußte den Teufel anrufen, der alsbald hinten in der Höhle erschien. Wer ihn im Ringen überwinden möchte, konnte zu den Glücksgütern gelangen.

Die Venediger, die oft als Schatzgräber und -finder in der Schweiz auftauchten, konnten „mehr als Brot essen“ oder „mehr als das Vaterunser beten“. Man schreibt ihnen Zauberkünste aller Art zu, von denen die bekannteste das Schatzfinden ist. Sie konnten die Schätze zu Hause schon durch ihren „Bergspiegel“ sehen.

71. Die Bälzerin. A. Oberholzer im St.-G. T., 1905. Wetterhexengeschichten erzählte man sich bis weit ins 19. Jh. hinein. Siehe die in dieser Sammlung aufgeführten aus anderen Kantons-teilen. Die Bälzerin, die in der Einsamkeit des Tößberglandes haust, hat noch etwas vom Geruch der „Zaunreiterin“, des Dämonischen, an sich. Id. 4, 1222, s. v. balzen: einen handgreiflich plagen, im Scherze herumzerren...

72. Die Zeusler im Raad. Gchr. Wald 1902. Mitt. von Frau Grete Schaufelberger, Vehtokters, welche auch gehört hatte, die Hexen erscheinen als Ägersten (Elstern) und Hasen. Erzählt 28. 1. 1902. — Vgl. HwbdA. 2, 1406—1411, s. v. Feuermann

73. Fahrende Schüler. Quelle wie Nr. 72. Vermutlich Gleichsetzung von „fahrenden Schülern“ mit „Irrlichtern“. Vgl. Nr. 46 dieses Teils.

74. Von der zürcherischen Landesgrenze im Oberholz. VB. 30. 10. 1916; Gchr. Wald 1902; A. Bauhofer, Berge, Wälder, Grenzen und Siedlungen im Zürcher Oberland, Wetzikon 1950. — Steuer und Brauch waren politische Abgaben, Braut und Bahr = Hochzeit und Begräbnis.

75. Der Grenzstreit am Tößstock. VB., 19. 11. 1923; HL. 1936, 47. Solche Grenzzeichen findet man heute noch. J. Senn nennt sie in „Chelleländerstückli“ „Löe“ und beschreibt sie als March- oder Grenztannen mit ins Holz geschnittenen Kreuzen. R. Kägi, De Flarzbueb, S. 116, hat „Lorche“. Vgl. Id. 3, 998 s. v. Läch. Eidgen. Abschiede V, 1313, vom 29. April 1528: Auf dem Hörnli fiel im Frühling 1528 ein alter, abgefaulter Ahorn, der als rechte March zwischen vier Herrlichkeiten, den Grafschaften Kyburg, Toggenburg, Thurgau und der Herrschaft Grüningen diente. Es wurde beschlossen, einen Grenzstein zu setzen. — Escher, Erinnerungen I, S. 142, beschreibt, wie er als Oberamtmann auch mit der zürcherischen Grenze am Tößstock und in dessen Umgebung zu tun hatte. Bei der Marchenkontrolle „machte ein älterer Beamter die Bemerkung, er habe gehört, daß bei solcher Gelegenheit in älteren Zeiten die beiwohnenden Jungen mit Ohrfeigen bedacht wurden, damit sie in späteren Jahren sich des Herganges und des Ortes besser erinnern“.

Vom „Tanzplatz“, zwischen Steg und Hörnli, dessen Namen daher röhrt, daß die Bergbewohner sich diesen einsamen Ort zum geheimen Tanzvergnügen aufsuchten, weil das Tanzen durch Mandat verboten war, weiß Escher (I, S. 243) einen Schwank zu erzählen. Wenn vom Tanzplatz (früher Häusergruppe) eine Leiche nach Fischenthal getragen werden mußte, führte der „Weg“ durch eine Runse und eine scharfe Krümmung, welche für den Leichentransport Schwierigkeiten bot. Hier soll einmal den Leichenträgern eine Bahre entfallen sein, wobei der Sargdeckel aufsprang. Da habe sich die totgeglaubte Frau aufgerichtet und sei vom Himmelweg wieder nach Hause zurückgekehrt, wo sie noch 30 Jahre wirtschaftete. Als sie dann zum zweiten Male in den Sarg gelegt wurde, habe der Ehemann den Trägern alle Sorgfalt empfohlen.

76. Der Hagheer auf dem Farner. H. Krebser im VB., 25. 9. 1916; Lienert, S. 22. Mündlich von Korbblechter Schlegel, welcher die Geschichte gehört hatte vom alten Schaufelberger im „Nahren“ bei Wald. Der Farner ist ein Hügel zwischen Goldingertal und Schmittenbach, 1147 m ü. M., mit Farnbestand. Vgl. Hagheerenloch, Nr. 17 dieses Teils.

77. Der Mondmilchgubel. A. Oberholzer im St.-G. T. 1905; Lienert, S. 46. Zur Etymologie des Wortes siehe Id. 4, 203, s. v. Mānmilch: „Mān-, Berg-, Mondmilch, die weiße, schaumartige Masse in den Klüften der Kalkalpen. Die M. wird gegen Entzündungen beim Vieh angewendet und soll Gold enthalten. Die M. wurde dem Einfluß des Mondes zugeschrieben; naiverweise meinte man auch, sie werde aus dem Monde gemolken.“ — Die M. sitzt als kreideähnliches Mineral an den Felswänden und wird abgeschabt als Heilmittel gegen alles Mögliche; sie dient auch als Farbe.

Unter Gubel versteht man im Oberland eine Felshöhle, wo unter Nagelfluhbänken die weicheren Schichten des Sandsteins und des Mergels durch Erosion ausgewaschen sind. Die meisten Gubel befinden sich unterhalb von Wasserfällen. Andere Beispiele: Weißengubel, Dachsgubel, Schmidwaldsgubel. Der Mondmilchgubel liegt am östlichen Abhang der Scheidegg, ist ca. 65 m tief und hat im Boden eine treppenartige Öffnung, vermutlich durch Schatzgräberei entstanden. Die Höhle glitzert von Tausenden von Wassertropfen wie von Edelsteinen. Vielleicht ist dies ein Grund zur Sagenbildung.

Die Geschichte wird auch noch anders erzählt: Als die beiden Männer die Höhle betreten hatten, bemerkten sie eine eiserne Kiste, auf der ein pechschwarzer Pudel saß. Das Tier sprang aber sofort weg, und der Venediger zog aus der Kiste Würmer, Eidechsen, Schnecken, Kröten und Schlangen, welche er in einen Sack steckte. Dem Sonnenwiesler grauste es so, daß er nicht imstande war, weder in die Kiste zu schauen, noch zu langen. Er mußte mit leerem Sack abziehen. Gereut hat es ihn nachher doch, denn als der Fremde draußen seinen Sack umkehrte, waren die Tiere alle zu Gold geworden.

78. Die Hexenfamilie. Senn Jakob, Ein Kind des Volkes, hg. von Otto Sutermeister, Bern 1888, S. 10—12. Es ist in der Erzählung nicht ausgedrückt, aber wohl gemeint, daß die Hexe den Burschen mit Liebeszauber an sich gekettet habe. Senn ist in seinen Formulierungen sehr vorsichtig, wenn es um Aberglauben oder um für ihn unwahrscheinliche Begebenheiten geht.

79. Susannenhöhle. Quelle wie Nr. 78, S. 32. Vgl. Nr. 60.

80. Das Rotwasser. Mitt. von H. Krebser, Laupen, ca. 1939.

81. Der Galliquell. Mitt. von H. Krebser, Laupen (in Gchr. Wald). — Es gibt noch andere Gallusquellen im Tößbergland. Vgl. A. Bauhofer, Berge, Wälder, Grenzen und Siedlungen im Zürcher Oberland, Wetzikon 1950. Über den Weg des Gallus von Tuggen nach Bregenz siehe F. Blanke im Evangel. Missionsmagazin, Heft 6, 96. Jg. (Neue Beobachtungen zum Missionswerk Columban des Jünger): „In Wangen und Arbon.“

82. Der schwarze Tod zu Uster. Sal. Vögelin, in Neujahrsgabe für Uster 1868, S. 19. Vgl. Nr. 15 und 61a dieses Teiles. Siehe Id. 2, 1715, s. v. „Kopfhüüsli“ (= Gänterli, „Behälter für die Köpfe, d. h. Trinkbecher“).

83. Das seltsame Buch. SAVk 2 (1898), S. 276. Merkwürdigerweise kommt hier das Rückwärtslesen des Textes, wie bei Nr. 47 und 48 dieses Teiles, nicht vor.

84. Der Bündelibauer. Nach Stutz, S. 36, mit unbedeutenden stilistischen Änderungen. Über B. gibt das Id. keine erschöpfende Auskunft. — Das Ende des „Bstellens“ bewirkt der Bsteller mit „lo goo“.

85. Die Bluttat von Greifensee. Wörtlich aus Stauber, S. 54. Seine Quelle: Gerold Edibach; Mem. Tig. 1742, S. 191; Herzog I, Nr. 231; Reithard, S. 156, hat folgende Ausschmückung des Motivs der Seelentauben: Die Toten stehen auf und umringen Reding, indem sie den Kreis, wo die Köpfe der Enthaupteten lagen, dreimal umwandeln. In starren Händen halten sie ihm ihre Köpfe entgegen, derweilen das vergossene Blut in Flammen auflodert. Dann wandeln sie ins Schloß zurück; dieses versinkt. Der Flammenkreis verengt sich um Reding, welcher vom Feuer verzehrt wird. Während der ungerechte Richter verbrennt, dröhnt eine schauerliche Stimme über das Ried, die Ital Reding grausam verflucht.

86. Die Hexe zu Uster. Gchr. Uster 1902. Zu „Schrädlen“ siehe Id. 9, 1672, s. v. schrättelen. Vgl. Nr. 24 dieses Teils.

87. Im Ottereöhözl. Gchr. Uster 1902.

88. Sonderbares Ereignis in einer Schulstube. Gchr. Bubikon 1919.

89. Angst und Not. Mündlich von W. Fischer, Lehrer, Bubikon, um 1945. Die „Richttanne“, heute Wirtschaft, liegt 3 km westlich Bubikons, bezeichnete ursprünglich die Gerichtsstätte von Dürnten (nach Lehrer J. Zollinger von Herschmettlen). Zur Ortsbezeichnung äußert sich B. Boesch in der Zs. „Der Deutschunterricht“, Heft 5/57, Stuttgart, S. 44: „... und an der Stelle Angst und Not (mundartlich Angschtenot) stand vielleicht vor Zeiten ein Bildstock mit der Darstellung Christi am Ölberg.“ Variante: Ein Delinquent sollte an der R. gehängt werden. Aber er machte sich frei und rannte den Hang hinab zum nächsten Haus und rief: „Ach, verbergt mich doch, ich bin in einer Angst und Not.“ Von da an soll der Weiler den bekannten Namen haben.

90. Die Glocke von Hombrechtikon. Vögeli, „Glockenbuch“, Ms. J 432, Z.-Bibl. Zürich. Die betr. Wallisersage bei Lienert, Schweizersagen und Heldengeschichten, S. 83: Der hl. Theodul, auch St. Joder genannt (1. bekannter Bischof von Octodurum, Landespatron des Wallis, lebte im 4. Jh.), träumte einst, der Papst sei in Gefahr. Ein Teufel, der in der Nähe war, trug ihn mit der Schnelligkeit eines Weibergedankens nach Rom. Zum Dank schenkte der Papst dem hl. Th. eine Glocke, die der Teufel samt dem Bischof heimtrug. — Der St. Joderkult ist in unserer Gegend nicht bekannt.

91. Silberne Glocken. Messikommer 1, S. 37; Vögeli, Glockenbuch, Ms. J 432, Z.-Bibl. Zürich, sagt über Dürnten: „Die zweite Glocke (b) mit einem Gewicht von 1118 Pfund galt als vortrefflich geraten und hieß im Volksmund ‚die silberne‘. Über sie liefen im Volke mehrere (heute nicht mehr bekannte) Erzählungen um. Ihre Krone war besonders gegossen worden und mit Zinn mit dem Schallkörper zusammengelötet...“

92. Der Binziker See. Fr. 12. 7. 1924.

93. Von der Hexrüti. Messikommer 1, S. 187. Schalensteine werden auch sonst als Hexenplatten bezeichnet. Beispiel Guarda: „plattas dallas strias“.

94. Das Spukhaus Galgenacher. Aus Jakob Zollingers „Herschmettlerchronik“. Der Explorator hat seit 1950 persönliche Befragungen durchgeführt in seinem Heimatdörfchen, bewohnt von ca. 200 Einwohnern. Es gab daselbst am Ende des 19. Jahrhunderts noch einige Erzählkreise, aus denen J. Zollinger 60 sagenhafte Berichte und Sagen aufnahm, von denen ich nur eine Auswahl benützte, da diese Berichte meistenteils nur Memorate sind und sich vermutlich nicht zu Fabulaten entwickeln werden, da die Erzählerkreise seit 1900 allmählich zerfallen.

95. Marchenverrucker. Quelle wie Nr. 94.

96. Von Geistern, die plötzlich verschwinden. Quelle wie Nr. 94.

97. Geister erscheinen als weiße Flecken. Quelle wie Nr. 94. Das „weiße Ding“, das sich dem Begegnenden auf die Schulter setzt, ist eine lokal abgewandelte Form des „Aufhockergeistes“.

98. Der heimgekehrte Geist. Quelle wie Nr. 94. Interessant ist, daß derselbe Geist von verschiedenen Personen, je nach Eignung zur Geistersichtigkeit, gleichzeitig weiß und schwarz gesehen wird.

99. Der Geist, der im Landsacher die Seuche anzeigen. Quelle wie Nr. 94.

100. Die Geister zu Maur. Gchr. Maur 1917; Stauber, S. 17.

101. Vom Benkelsteg. Nach Gchr. Maur 1917.

102. Verhextes Vieh. Nach Gchr. Maur 1918.

103. Die Kirche von Schwerzenbach. a) Peterhans, Ins Zürcher Oberland, S. 77; b) Nach Gchr. Uster 1902.

104. Die Zeusler von Fällanden. Nach Gchr. Fällanden 1902. Vgl. Nr. 13, 46, 72 dieses Teils.

105. Versammlung der Hexen. Nach Gchr. Fällanden 1902.

106. Ungehüürige Orte. Nach Gchr. Fällanden 1902.

107. Die Gründung des Lazariterhauses Gfenn. A. Nüscher: Die Lazariterhäuser im Gfenn bei Dübendorf und Schlatt (gekürzt). (Mitteilungen der Antiqu. Ges. in Zürich, Bd. 9, S. 103.)

108. Der Oberländer Zigerkrämer. Wörtlich aus Stutz, S. 69, um 1806 erzählt. Präambel von mir. Unter der Türkei verstand man früher im Oberland die unbekannte Fremde, der man mißtrauisch gegenüberstand. Daß sogar ein zürcherischer Pfarrer in der Richtung nach Basel in die Türkei hineingerät, empfinden wir heute mehr schwankhaft als sagenhaft. Vgl. HwbdA. 5, 1591, „Mantelfahrt“.

109. Das schneeweisse Steinchen. Wörtlich aus Stutz, S. 74. Die in der Stutzschen Erzählung enthaltenen Bemerkungen der Erzählerin Rägeli und der Zuhörer wurden weggelassen und die aktive Erzählform im ganzen Stück durchgeführt. — „Tollenkessi“ = Waschkessel.

110. Die letzten Mönche zu Rüti. Lorabuch Nr. 5, S. 161. Die Erzählung im Lb. eignet sich des absonderlichen Stils und der Orthographie wegen nicht zur unveränderten Wiedergabe. — Zur Geschichte der letzten Mönche in Rüti vgl. K. W. Glaettli, Hinwil zur Zeit der Reformation, mit Hinweisen auf die anderen Gemeinden des Bezirkes Hinwil (Jahrheft der Antiqu. Ges. Hinwil 1950/51).

111. Von unterirdischen Gängen. Quelle: Fr. 12. 7. 1924; Kaspar Keller, Chelleländer Ard und Brüüch, S. 61; Stutz, Gchr. Wald; mdl. von Alb. Honegger, Orn; Jak. Honegger, Hinwil (Holzweid); H. Brüngger, Fehrltorf u. a. Unterirdische Gänge werden beinahe jeder Burg zugelegt. Über einen solchen in Grüningen berichtet Oberamtmann Escher, der daselbst zwei Amtsdauren (12 Jahre) regierte, in seinen „Erinnerungen“ (1866/67) S. 234; er schreibt: „Es wurde auch behauptet, es führe ein unterirdischer Gang nach der Burg Liebenberg im Brand. ... Damit möchte es sich folgendermaßen verhalten haben: In der am Fuße des Schlosses befindlichen Erspelwiese war eine dem Burgverließ nahe Stelle sumpfig, und nicht unwahrscheinlich ist, daß aus dem Verließ eine Öffnung dahin führte, welche nachher von Schutt verstopft und von Sumpfpflanzen verwachsen war. Einmal in die Erspelwiese gelangt, war es in jener Zeit leicht... nach Liebenberg zu gelangen, längs der noch zu meiner Zeit mit Wald bedeckten Hügelreihe. Diese Kommunikation konnte dienen, hin und her Berichte zu geben, Nahrungsmittel zu bringen, Verstärkung zu senden oder die Flucht zu begünstigen.“ S. 233 beschreibt Escher, wie er einmal einen Ausbrecher wirklich ins Verließ hinabließ. Dabei gibt er eine nüchterne Schilderung dieses Raumes: „Das Verließ war einige Wochen vorher durch Weghebung der dasselbe bedeckenden Laden geöffnet worden, da man neugierig war, wie dasselbe beschaffen und ob dort bemerkenswerte Gegenstände, Folter, Werkzeuge, Fesseln, Gerippe oder dergleichen zu finden sei. Der bei mir stationierte Landjägerunteroffizier und der Amtsweibel ließen sich an Seilen hinab mit Laterne und Stroh versehen, brachten aber den Bericht, daß nichts Bemerkenswertes zu finden gewesen, und daß auch keine Reptilien sich darin aufhalten.“ — Der unterirdische Gang im Ritterhaus Bubikon wurde durch die Ritterhausgesellschaft kontrolliert; er führte bis zu einer Brunnenstube.

112. Das Vögelein von Kyburg. „Alpenrosen“, 1812. Die Sage ist dort eingekleidet in eine spätere, offenbar erfundene Rittergeschichte. Autor unbekannt. Für unsere Sammlung habe ich die Sage vom Vögelein aus der Rahmenerzählung gelöst und den schwülstigen Stil etwas vereinfacht.

113. Von der Kyburg. Stauber, S. 63; Kohlrusch, S. 309, der die Sage aus „Hist. Suevorum“ entnommen. Kohlrusch führt in seinem Kommentar sämtliche Reichskleinodien und Reliquien auf, die zur Zeit Rudolfs von Habsburg auf der Kyburg verwahrt wurden. Unter den Richtern der Landvogteien Kyburg und Grüningen herrschte der Spruch, daß in der Vogtei Kyburg immer das Alte, in Grüningen seit jeher das Neue Testament gegolten habe, d. h. am ersten Orte das strenge, am letzten das milde Gesetz.

114. Die eiserne Jungfrau auf der Kyburg. Sonntagsblatt des „Bund“, 15. 10. 1876, S. 332/33. Im neuesten Führer durch die Kyburg vermerkt Staatsarchivar Prof. Largiadèr, daß der Inhalt der Folterkammer nicht aus der Burg selbst stamme. Es ist auch zu sagen, daß die jetzt in der Kyburg verwahrte Eiserne Jungfrau ganz anders gestaltet ist, als die in der Sage beschriebene.

115. Der Reliquienkasten auf der Kyburg. Kohlrusch, 309.

116. Tauben und Raben. Stutz, S. 92, von seiner Mutter (1762—1813) 1809 erzählt.

117. Uf Chiiberg go Brügel hole. Bauma; ich habe die Erzählung aus dem Nachlaß meines Vaters, der 48 Jahre als Lehrer in dieser Gemeinde amtete. Quelle nicht notiert.

118. Eine Kyburgerin gründet Frauenfeld. Büchli, 1, 146.

In den Notizen von P. Corrodi finde ich noch folgende Quellenangaben zu Kyburger-Sagen:
a) Helvetischer Volksfreund für das Jahr 1799; b) Neues Schweizerisches Unterhaltungsblatt für gebildete Leser aller Stände, 6. Jahrgang, 1848; c) Katholische Schweizerblätter, Bd. IV.

Herr Dr. P. Guyer, den ich um Auskunft darüber bat, notierte mir zu a) S. 77—79; es erschien nur ein erster Teil, die Fortsetzungen fehlen, sie konnten jedenfalls nicht gefunden werden. Titel der „Sage der Vorzeit für die Jetztzeit“: „Hans von Kiburg“. (Ich verzichte auf die Wiedergabe des Teilstückes.) Zu b) Die Sage kommt für uns nicht in Betracht, da sie nicht die Zürcher, sondern die Berner Kyburger betrifft und sich auch nicht im Kanton Zürich abspielt. Zu c) S. 80 enthält in wenigen Sätzen die Geschichte des Schlosses. Erwähnt werden das Wartstübchen, der gewölbte Gang, durch den Gertrud von Wart und früher Werner von Kyburg geflohen seien, ferner die „Sagenstelle der eisernen Jungfrau“. Was unter letzterer zu verstehen ist, wird nicht ausgeführt.

119. Das Russengrab bei Hombrechtikon. Heinr. Bühler, Geschichte der Kirchgemeinde Hombrechtikon, Stäfa 1938, S. 136.

120. Ursprung der Herren von Uster. Lorabuch Nr. 1, S. 26/27.

121. Vom Herzog, der 300 Jahre im Himmel war. Stutz, S. 39. Vgl. Jegerlehner, Sagen und Märchen aus dem Oberwallis, S. 276, „Vom Prior, der 308 Jahre geschlafen hat“. — Erzählerin: Bas Anneli. Mit den letzten Nummern dieses Teiles begeben wir uns an die Grenze des eigentlichen Sagengebietes. Namen, Örtlichkeiten und Zeit werden so unbestimmt, die Sprache dichterisch, daß wir die Erzählungen auch unter die Märchen zählen können. Vgl. Nr. 109 dieses Teils.

122. Die Wasserjungfer. Senn, Ein Kind des Volkes, S. 53. Diese Erzählung hat Senn auch in die „Chelleländerstückli“ aufgenommen, Zürich 1864, S. 110 (Neudruck 1951), mit dem Titel: „Vom Chnab und d'm fröndä wiißä Mäitli.“ In dieser Prägung schafft Senn wieder eine gewisse Beziehung zwischen der Erzählung und dem heimatlichen Leser, indem er den Strom „vill breiter weder d'Töß“ schildert. Erzählerin: Die Mutter Senns. Seine Mutter scheint keine geborene Erzählerin gewesen zu sein. In seiner Lebensbeschreibung erklärt er: „Dazwischen (beim Weben) erzählte sie mir manches Geschichtchen, wovon sie meist den Anfang oder das Ende oder ein Bindeglied verloren hatte, in welchem Falle es mir Vergnügen machte, die defekten Stellen sehr sinnreich zu ergänzen.“ Er tönt auch an, daß er viele Geschichten und Lieder von seiner Mutter gelernt habe. Aber im Gegensatz zu Jakob Stutz scheut er sich, diese Geschichten in seiner Selbstbiographie zu erzählen.

An dieser Stelle möge es mir gestattet sein, darauf hinzuweisen, daß Stutz in seiner Lebensbeschreibung von Seite 41 bis 52 Sagenstoffe in Balladenform wiedergibt. Die Rezitatorin ist wiederum Bas Anneli. Es sind wildromantische und herzzerbrechend traurige Geschichten und Schicksale darin geschildert. Allein, da die Ballade sich ja von der Sage schon rein formal, dann aber auch funktional und stofflich unterscheidet, verzichte ich auf diesen Balladenschatz, der sicher an geeignetem Orte sinn- und zweckvoll verwendet werden kann.

III. Knonauer Amt

1. Der Geist am Mühlrain. Nach Baur, Nr. 2.

2. Das Weidel-Madleni. Nach Baur, Nr. 4.

3. Die Katze beim Lomattobel. Nach Baur, Nr. 6; Stauber, S. 53. Lomatt ist ein Hof zwischen Sellenbüren und Stallikon.

4. Der Kirchhof von Sellenbüren. Nach Herzog I, Nr. 230, leicht gekürzt; Meyer, S. 10; Baur, Nr. 7; Lienert, S. 80; Stauber, S. 52. Die Freiherren von S. waren Gründer der Klöster St. Blasien und Engelberg.

5. Der Schatz auf der Ofengüpf. Nach Baur, Nr. 5. Zu „Böölimann“ vgl. Id. 4, 272: mhd. bolen = rollen, wälzen, schleudern. Entsprechende Namen für den polternden Hausgeist sind holl. bull(er)mann, nhd. „Rumpelstilz“. — Die Gestalt dieses neben Chlungerin, Haaggenmann und Booz allgemeinsten schweizerischen Landesgespenstes ist in der Volksphantasie nicht scharf umrissen. In der folgenden Nr. 6 erscheint der Ausdruck als Bezeichnung des Teufels, was ungewöhnlich ist.

6. Der Heiggel in Sellenbüren. Nach Baur, Nr. 3, hier mit dem Titel „De Heiggel in euserem Hus“; Stauber, S. 52. Siehe auch obige Anmerkung 5.

7. Die Schachengeiß. Nach Baur, 8; Stauber, S. 53.

8. Der gebannte Lehrer. Rochholz II, Nr. 364.

9. Der Drache zu Bonstetten. Vernaleken, S. 70.

10. Der brennende Mann bei Stallikon. Gchr. Andelfingen 1918, S. 13. Der Chronist von Andelfingen, ehemals Lehrer in Stallikon, beschreibt ausführlich, daß er mit andern an jenem Tage einen Acker gesäubert habe. Am Abend habe das Feuer vom Abraum noch gemottet, und wenn ein Wind leicht darüberfuhr, fing der Haufen an zu brennen. Zufällig lag der Abraumhaufen an jenem Weg. Derselbe Chronist erzählt noch zwei andere ergötzliche Geschichten, die zufolge Aberglaubens und schlechten Gewissens passiert sind. Immerhin muß für unsere Erzählung der Glaube an einen brennenden Mann vorausgesetzt werden. HwbdA. 2, 1406 s. v. Feuermann.

11. Das Aeugsterwappen. Gchr. Knonau 1920.

12. Wie der Türlersee entstand. Gchr. Mettmenstetten 1905, mit dem Titel „Türlersee und Schnabelburg“; Reithard, S. 140 und 145; Kohlrusch, S. 291, und Reithard, S. 141 mit dem Zusatz, der Vater habe die Tochter dem „Grafen“ gegen Geld und Gut verschachert. Stauber, S. 49. Vgl. die Sagen vom Bichelsee und vom Hüttnersee.

13. Die Herkunft der Fürsten von Schwarzenberg. Nach Kohlrusch, S. 293, Anmerkung.

14. Der Chriemhildengraben. Nach Meyer, S. 8, Schlußsatz von mir zugefügt. Kohlrusch, S. 292, hat eine wesentlich andere Formulierung. Als seine Quellen nennt er „mündliche und schriftliche“ Mitteilung aus Zürich, und Reithard, S. 145. Kohlrusch wörtlich:

Ein fahrender Schüler, der in Salamanca die Zauberei erlernt hatte, kam einst auf seinen Fahrten durch die Welt, die er mit Hülfe des Teufels unternahm, auch an den Türlersee. Zu dieser Zeit wohnte dort eine Frau namens Chriemhild, welche sehr schön, dabei aber auch sehr bös und neidischen Gemüthes war. Ihr Haß und Neid waren aber besonders gegen ihre Nachbarsleute gerichtet, deren Felder und Wiesen sich immer bei weitem fruchtbarer zeigten als ihre eigenen. Da nun das schändliche Weib schon längst gewünscht hatte, einmal ihre Bosheit an dem Gut ihrer Nachbarn auszulassen, so kam ihr die Ankunft des fahrenden Schülers, durch dessen Kunst sie Wiesen und Felder derselben, wo möglich noch unfruchtbarer als die ihrigen, zu machen hoffte, eben recht. Dieser, in sündiger Liebe zu dem schönen Weibe entbrannt, willigte auch alsbald in das böse Verlangen ein und machte sich eines Nachts daran, einen großen Graben zu ziehen, vermittelst welchem er das Wasser aus dem Türlersee auf die Wiesen und Felder jener Nachbarn leiten wollte, um sie so zu überschwemmen und ihren warmen, fruchtbaren Boden in kalten, nassen Moorggrund zu verwandeln. Bald wäre auch das boshaft Werk gelungen, nur noch wenige Spatenstiche fehlten und das Wasser wäre in den Graben eingebrochen, da kam aber von ungefähr ein frommer Pilgrim des Wegs daher, der das Schändliche des Unternehmens sofort erkannte und den fahrenden Schüler samt dem bösen Weibe mit der Kraft seines heiligen Willens auf den Glärnisch verbannte, wo beide verdammt sind auf dem mittlern, mit ewigem Eis bedeckten Gebirgsstock einen Garten anzulegen. Erst wenn dieser Garten, den das Volk das Vreneligärtli oder den St. Verenagarten nennt — jener Pilger soll nämlich die heilige Verena gewesen sein — vollendet ist, wird die Erlösung der Beiden erfolgen. Das wird aber wohl niemals geschehen, eben so wenig als den Verdammten bei Lebzeiten die Vollendung des Grabens gelang, der von dem bösen Weibe noch heute den Namen „Chriemhildengraben“ führt.

Darstellung von Herzog I, S. 213, wörtlich:

Oben im Bezirk Affoltern am Fuß des Albis liegt der unheimliche Türlersee, der tiefste des Kantons. Dieser See samt seiner Umgebung gehörte in grauer Vorzeit einer arbeitsamen, braven aber stolzen Frau; das Volk nannte sie „Frau Vrene“. Da begab es sich, daß die Herferschwiler, unter dem Jungalbis an der Jone, betreffend der Markung mit der Frau heftig in Streit gerieten. Sie wollte vor keinen Richter, es sollte nach ihrem Kopfe gehen. Die Herferswiler hatten auch harte Köpfe, und gaben nicht nach. Da faßte Frau Vrene in ihrem Zorn den Entschluß, durch einen tiefen breiten Graben durchs Jungalbis den Türlersee ins Gelände der Gegner zu leiten und es so zu verwüsten. Fahrende Schüler halfen ihr recht gefällig dabei. Der Graben war vollendet bis zum letzten Spatenstreich, da erfaßte sie einer und sagte: „Du mußt mit mir, du magst wollen oder nicht!“ Blitzschnell führte er sie auf eine liebliche grüne Halde oben auf der Westseite des Glärnisch, ihr bedeutend: „Hier kannst du gartnen!“ Aber der schöne Alpengarten verwandelte sich in eine Gletscherhalde, und Frau Vrene steht, den Spaten in der Hand, heute noch dort, zur Eissäule verwandelt. „Vrenelis Gärtli“ glänzt zu allen Zeiten hell wie Silber herüber ins Knonauer Amt.

Stauber, S. 49, hat die Fassung Kohlrusch; Lienert, S. 39, nach Herzog umstilisiert. Meyer, Ortsnamen des Kantons Zürich, S. 85, Nr. 182, erzählt:

Die Einwohner von Herferswil hatten einst Chriemhilde, die Hexe, die am Türlersee wohnte, erzürnt. Sie schwur, sich zu rächen, den See abzugraben und das Wasser über die Felder von H. zu leiten. Als sie etwa 200 Fuß geegraben hatte, schwur sie, fertig zu graben, Gott zu lieb oder zu leid. Gott erregte einen Sturm, der Ch. die Schaufel zerbrach und sie selbst aufs Vrenelisgärtli forttrug.

Gemeindechronik Mettmenstetten 1905, unter dem Titel „Verena vom Türlersee“:

Frau Vrene wollte mit Hilfe des Teufels am Hexengraben, einer Bucht des Sees gegen die Linden und Herferswil einen Kanal graben, um die Felder der Herferswiler zu ersäufen. Vor dem letzten Spatenstich tat sie einen schadenfrohen Fluch. Da kam ein Sturmwind, der sie im Auftrag des Teufels auf den Glärnisch trug, wo sie noch steht.

Zu „Verena“ vgl. J. U. Hubschmied, „Bezeichnungen von Göttern und Dämonen als Flußnamen“, Bern 1947, S. 4. — Der „kriemhilten graben“ wird in der Offnung von Borsikon von 1412 genannt (Rechtsquellen des Kts. Zürich I, S. 58 u. 59).

15. Die Pest in Aeugst. Gchr. Mettmenstetten 1905; Stauber, S. 51, unter dem Titel „Vom Aeugstergätterli“. Nach der Gchr. Mettmenstetten soll das „Totenmösl“ bei M. den Namen davon erhalten haben, daß dort eine Leiche liegen geblieben sei, als man Tote zu einer Massenbeerdigung führte. Man habe sie den andern Tag erst mitgenommen. — Die verlorene Pestleiche ist mehrmals bezeugt; siehe Bauma.

16. Das Räägelsloch bei Uerzlikon. Gchr. Kappel 1917; Stauber, S. 51.

17. Vom Rifferswiler Moos. Gchr. Mettmenstetten 1905; Stauber, S. 51.

18. Der Schimmelreiter zu Kappel. Gchr. Mettmenstetten 1905; darnach Stauber, S. 50, mit Hinweis auf ähnliche Sagen in Brütten und Schlieren. Dasselbe Thema in NZZ vom 11. 4. 1868, S. 452, in Gedichtform, abgedr. aus dem Anzeiger von Affoltern.

19. Der Schimmelreiter von Herferswil. Gchr. Mettmenstetten 1905; darnach Stauber, S. 50.

20. Das unversehrte Herz Zwinglis. Nach J. J. Hottinger, Helvet. Kirchengeschichten III, S. 588. Entstehung und Geschichte dieser Legende in Zwingliana X, Heft 10, 1953, Nr. 10, „Die Legende vom Herzen Zwinglis neu untersucht“, von G. W. Locher.

21. Die Wiggle. Gchr. Kappel 1919. Die Wiggle ist das Weibchen des Nachtkauzes. Es ist ein noch heute verbreiteter Glaube, daß die Wiggle den Tod ankünde.

22. Die Gründung des Klosters Kappel. Leicht gekürzt aus Heinrich Bullingers Beschreibung des Klosters Kappel (Mitt. der Ant. Ges. in Zürich, Bd. 23, S. 224).

23. Der Bruderrain bei Mettmenstetten. Gchr. Mettmenstetten 1905. Bibernuß ist die Frucht einer Staphylenart, auch Pimpernuß genannt.

24. Das Wildental. Gchr. Mettmenstetten 1905.

25. Der Stifeliriter. Nach Id. 6, 1703.

26. Der Öler von Mettmenstetten. Otto Wettstein, Heimatkunde des Kantons Zürich. Zürich 1913.

27. Von der Spräggelnacht. Stauber, Sitten und Bräuche im Kanton Zürich 2, 119, wörtlich, aber aus der Beschreibung der „Spräggelnacht“ herausgelöst. — Die Hauptfigur der Spräggelnacht ist die „Schnabelgeiß“. Ihre Beschreibung siehe bei Stauber, am gleichen Orte. Über die Begleitung der „Schnabelgeiß“ siehe auch Geschichte der Gemeinde Obfelden, S. 501, 502 (von Hemig). Vgl. ferner Id. 11, 2152, s. v. Sträggele (Wanner).

28. Das Tüürebrünneli. Nach Gchr. Obfelden 1897/1902, hier mit dem Titel „Römerbrünneli und Tüürebrünneli“. R. und T. sind zwei Quellen „im Altikon“ bei Unterlunnern. Der Chronist weist darauf hin, daß nach Funden in dieser Gegend römische Besiedelung und Töpferei nachgewiesen sei. Das R. hat aber keine weitere Bedeutung. Stauber hat seine Erzählung, S. 53, aus derselben Quelle, aber mit dem Titel „Der Hungerbrunnen zu Obfelden“.

29. Der Sterbet in Oberlunnern. Nach Gchr. Obfelden 1897-1902, um einige unklare Ortsangaben gekürzt.

30. Von goldenen Zeiten zu Obfelden. Wörtlich aus Büchli, Schweizersagen 3, 35.

31. Der Tempel auf dem Isenberge. Nach Rochholz 2, Nr. 484, mit Verweis auf die Chronik von Bullinger; Mem. Tig. 1742; Mitt. d. Ant. Ges. in Zürich, Bd. 3; Id. 3, 234, s. v. Heidenkirch. Hinweis auf andere Isiskirchen im Ortsregister.

32. Das Glöcklein von Aesch. SAVk 3, 179: „Glockensagen der Schweiz“, Kt. Zürich mit Aesch, Pfalz-Zürich, Hombrechtikon, Neftenbach, Dorf, Dürnten, Zollikon. Siehe diese.

33. Der Wurm bei Lunnern. Nach Rochholz, Sagen 2, Nr. 235.

34. Der Spuk an der Aargauergrenze. Nach Rochholz, Sagen 2, Nr. 257.

IV. Limmattal

Die Sagen 1—17 habe ich den „Sagen aus dem Limmattal“ entnommen. Quellen sind dort nicht angegeben. Die Nummern 18—20 stammen aus dem Heftchen „Aus schwerer Zeit, alte Erinnerungen aus dem Limmattale“, von Oskar Lüssi, Dietikon, 1915. Der Verfasser dieser Schrift ging den Spuren der Franzosenzeit nach, die in der Erinnerung alter Leute noch vorhanden waren. Da es sich mehr um Erinnerungen als um Sagen handelt, habe ich mich auf eine kleine Auswahl beschränkt. Dies durfte ich um so mehr tun, als die Sammlung Klenk gute Sagen aus der Franzosenzeit aufweist.

21. Die Hasenfrau in Fahr. Rochholz, Naturmythen, S. 259. Siehe daselbst seine Darstellung „Die Hasenfrauen“, S. 258—284, mit interessanten Hinweisen auf andere Hasensagen.

22. Die Schlange zu Weiningen. Vernaleken, 71. Was man sich unter dem „Busch“ vorstellen muß, ist unklar.

23. Die Gemeindegrenze im Bärental. P(aul) C(orrodi) in NZZ Nr. 1433 (1916) mit dem Titel „Eine Sage aus Schlieren“. — Schmid, Chronik der Gemeinde Altstetten, S. 69ff., führt einen Urteilsspruch (1559) und zwei Schiedssprüche von 1709 und 1755 wegen Weidgangsstreitigkeiten auf, welche die Möglichkeit der Sagenbildung zuließen.

V. Unterland

1. Die Hexen von Rafz. Nach Gchr. Rafz 1902.
2. Von den feurigen Mannen. Nach Gchr. Rafz 1902. Der eigentliche Name des Mülihans war Johannes Neukomm. Er stand im Rufe, Krankheiten durch Gebet heilen zu können; er hielt auch religiöse Versammlungen ab. Gestorben 1893. — Ein zuverlässiger Mann erzählte dem Chronisten von Begegnungen mit Irrlichtern. Eines habe er im Hegi gesehen. Es sei eine Flamme gewesen in der Größe einer Literflasche; nicht weit von ihm sei sie zwischen den Bäumen umhergehüpft und dann verschwunden. Ums Jahr 1906 ist eine solche Flamme, die bis auf die Dächer hinauf hüpfte, mitten im Dorf beim „Kreuz“ gesehen worden.
3. Das Gespenst im Wald. Nach Gchr. Rafz 1902.
4. Das kleine Männchen. Nach Gchr. Rafz 1902.
5. Pest sagen aus Rafz. Nach Gchr. Rafz 1902; darnach Stauber, S. 66, und Hedinger, S. 19, beide ohne den 2. Abschnitt. Über weitere Pest sagen dieser Sammlung siehe das Sachregister.
6. Das Dorftier zu Rafz. Nach Gchr. Rafz 1902.
7. Die Laubegg bei Rafz. Gekürzt aus „Hausfreund“ 1854, „Eine Volkssage“.
8. Der Lärm im Wald. Nach Gchr. Eglisau 1905.
9. Der Geist beim Bild. Gchr. Eglisau 1932; Sage vor 1917 erzählt. — „Bild“ bezeichnet den Standort eines Kruzifixes oder Bildstockes.
10. Hexen in Wasterkingen. Vernaleken, 202. Der Vers dürfte wohl nach dem großen und letzten Hexenprozeß von 1701 entstanden sein, bei welchem sieben Opfer enthauptet und eines verbrannt wurde. Siehe darüber P. Schweizer, Der Hexenprozeß und seine Anwendung in Zürich, Zürcher Taschenbuch 1902.
11. Die Eglisauer Hirsch sage. Stauber, S. 65. In keiner Gchr. der umliegenden Orte enthalten; Stauber ohne Quellenangabe. — Vgl. Girenbad, das auch von einem Tiere gefunden wurde, II, Nr. 51.
12. Der Hohrütelibueb. Wörtlich nach Gchr. Rafz 1902; Stauber, S. 20.
13. Die Hüntwanger Linde. Gekürzt aus Hedinger, S. 8; dieser nach persönlichen Mitteilungen an ihn selbst, die auch Binder, S. 28, verwendete. Als diesbezügliche Linde wird diejenige beim Dorfeingang von Hüntwangen bezeichnet. — Ein Maltersack faßte rund 220 kg. Die Wanne ist ein geflochtenes, flaches Gerät von etwa 1 m Durchmesser, das man zum Aufschütten von Getreide und vielen anderen Arbeiten braucht.

14. Der letzte Ritter von Rheinsberg. Hedinger, S. 20. Seine Quellen: Gedicht von Pfarrer A. Wild im 2. Bd. seines 1884 herausgegebenen Taschenbuches für Eglisau, S. 57; Binder, S. 127; E. Zehnder, Artikel (ohne nähere Bezeichnung) im „Wehntaler“ vom 15. 1. 1945.

15. Die Schatzgräber auf dem Rheinsberg. Nach Hedinger, S. 21; Motiv vom goldenen Kegelries aus G. Peterhans, „Vom Rheinfall bis zum Schnebelhorn“, S. 82. Hedingers Quellen: Binder, S. 127; Th. Schaad, Heimatkunde des Kantons Zürich, 1. Teil, 1945, S. 54.

16. Die Schatzhüterin bei Rheinsfelden. Nach Hedinger, S. 22, gekürzt, mit Weglassung des Wildschen Gedichtes, das die Sage nur wiederholt. Hedingers Quelle: Gedicht von A. Wild im Taschenbuch für Eglisau, 2. Bd., Zürich 1884, S. 103; Neudruck desselben im 10. Bülacher Neujahrsblatt, 1939, S. 64.

17a. Adalbert von Waldhausen. Nach Hedinger, S. 26. Von mir in Prosa umgesetzt nach einem Gedicht von Johannes Huber, Lehrer in Tal-Bachs, der vor hundert Jahren die mündliche Überlieferung in einer langen Reimgeschichte zusammenfaßte. Diese erschien 1860 in der Zeitschrift „Feierabend“, dann 1922 in den Blättern „Fürs Heim“, 1925 in A. Bopps „Zürcherchronik“ und am 12. 11. 1955 in einem Zeitungsartikel von P. Corrodi im „Zürichbieter“, Nr. 266.

17b. Schatzgräber bei Waldhausen. Wörtlich nach Hedinger, S. 29. Seine Quelle: Bolleter, S. 232; E. Zehnder, Nacherzählung der Sage in „Zürcher Chronik“ 2, 1956, S. 36.

18. Die Heidenstube bei Glattfelden. Wörtlich nach Hedinger, S. 7. Seine Quellen: Persönliche Mitteilung; Gottfried Keller, Der grüne Heinrich, 2. Teil, 3. Kapitel. Daselbst wörtlich: „Aus der gegenüberliegenden Seite des Wassers, nur 20 Schritte von uns, stieg eine Felswand empor, beinahe senkrecht und nur mit wenigem Gesträuch behangen. Ihre Steile verkündete, wie tief hier das kleine Gewässer sein müsse, und ihre Höhe betrug diejenige einer großen Kirche. An der Mitte derselben war eine Vertiefung sichtbar, die in den Stein hineinging und zu welcher man durchaus keinen Zugang entdeckte. Es sah aus wie ein recht breites Fenster an einem Turme. Anna erzählte, daß diese Höhle die Heidenstube genannt würde. „Als das Christentum in das Land drang“, sagte sie, „da mußten sich die Heiden verbergen, welche nicht getauft sein wollten. Eine ganze Haushaltung mit vielen Kindern flüchtete sich in das Loch dort oben, man weiß gar nicht auf welche Weise. Und man konnte nicht zu ihnen gelangen, aber sie fanden den Weg auch nicht mehr heraus. Sie hausten und kochten eine Zeitlang und ein Kindlein nach dem andern fiel über die Wand herunter ins Wasser hier und ertrank. Zuletzt waren nur noch Vater und Mutter übrig und hatten nichts mehr zu essen und nichts mehr zu trinken, und zeigten sich als zwei Jammergerippe am Eingange und starnten auf das Grab ihrer Kinder, zuletzt fielen sie vor Schwäche auch herunter, und die ganze Familie liegt in diesem tiefen, tiefen Wasser; denn hier geht es so weit hinunter, als der Stein hoch ist!“

Wir schauten, im Schatten sitzend, in die Höhe, wo der obere Teil des grauen Felsens im Sonnenscheine glänzte und die seltsame Vertiefung erhellt war. Wie wir so hinschauten, sahen wir einen blauen, glänzenden Rauch aus der Heidenstube dringen und längs der Wand hinsteigen, und wie wir länger hinstarrten, sahen wir ein fremdartiges Weib, lang und hager, in den webenden Rauchwolken stehen, herabblicken aus hohlen Augen und wieder verschwinden. Sprachlos sahen wir hin, Anna schmiegte sich dicht an mich und ich legte meinen Arm um sie; wir waren erschreckt und doch glücklich, und das Bild der Höhle schwamm verwirrt und verwischt vor unseren emporgerichteten Augen, und als es wieder klar wurde, standen ein Mann und ein Weib in der Höhe und schauten auf uns herab. Eine ganze Reihe von Knaben und Mädchen, halb oder ganz nackt, saß unter dem Loche und hing die Beine über die Wand herunter. Alle Augen starrten nach uns, sie lächelten schmerzlich und streckten die Hände nach uns aus, wie wenn sie um etwas flehten. Es ward uns bange, wir standen eilig auf, Anna flüsterte, indem sie perlende Tränen vergoß: „O, die armen, armen Heidenleute!“ Denn sie glaubte fest, die Geister derselben zu sehen, besonders da manche glaubten, daß kein Weg zu jener Stelle führe. „Wir wollen ihnen etwas opfern“, sagte das Mädchen leise zu mir, „damit sie unser Mitleid gewahr werden!“ Sie zog eine Münze aus ihrem Beutelchen, ich ahmte ihr nach und wir legten unsere Spende auf einen Stein, der am Ufer lag. Noch einmal sahen wir hinauf, wo die seltsame Erscheinung uns fortwährend beobachtete und mit dankenden Gebärden nachschauten. Als wir im Dorfe anlangten, hieß es, man habe eine Bande Heimatloser in der Gegend gesehen, und man würde dieselben nächster

Tage aufsuchen, um sie über die Grenze zu bringen. Anna und ich konnten uns nun die Er-scheinung erklären...“

19. Die Geister von Radegg. Gchr. Flaach 1931.
20. Der Geist auf dem Hof zu Glattfelden. Gchr. Glattfelden, 1918, S. 81.
21. Der Schinder, der umgehen mußte. Gchr. Glattfelden 1918, S. 81.
22. Gebannt. Gchr. Glattfelden 1918, S. 83.
23. Vom Bachser Chindlibuck. Um die kommentierenden Beigaben gekürzt aus Hedinger, S. 5. Dessen Quellen: Bolleter, S. 10; Binder, S. 128. — Ähnliche Angaben über die Herkunft neuer Erdenbürger sind noch in vielen andern Orten bekannt. Im Wehntal war ehedem die Redensart verbreitet, man habe sie im Wachthäuschen auf der Lägern bezogen, und ein großer erratischer Block am Altberg heißt noch heute „Chindlistei“. Stauber zählt in „Sitten und Bräuche“, 1, S. 5, als weitere Herkunftsorte der Kinder im Kanton Zürich auf: Stäfenerstein (bei Stäfa), Kindlistein (bei Maschwanden), Kindlistein am Uetliberg, Totenbrünneli (bei Benken), Chrungelichaschte (an der Sihl oberhalb Hirzel). Dieses Thema ist bearbeitet im „Atlas der Schweizerischen Volkskunde, II. Teil, Karte 202/203, „Herkunft der Kinder“.
24. Der Laubbergritter. Wörtlich aus Hedinger, S. 12. Seine Quelle: Persönliche Mitteilung. Eine Burg auf dem Laubberg wird urkundlich nicht bezeugt. Daß der Laubbergritter nur dem in der Sage genannten alten Wehntaler und sonst niemand anderem erschienen sei, wurde damit erklärt, dieser sei ein Fronfastenkinder gewesen. Von solchen behauptete man früher allgemein, sie können mehr als andere, z. B. wahrsagen, mit Verstorbenen reden und Geister sehen. Für den Gewährsmann habe dies zugetroffen. Man sagte von ihm neben anderem, er habe einst in der Nähe von Dielsdorf einen auf dem Besenstiel fortitreitenden Geist gesehen, im Längensteinbruch um Mitternacht oft zwei teuflischen Ziegenböcken zugeschaut und Ende 1869, als Vorzeichen des 1870 ausbrechenden Deutsch-Französischen Krieges, am Himmel deutlich ein feuriges Schwert bemerkt. Ferner beschäftigte er sich mit Volksmedizin, und in seiner Stube hielten die „Tischlichlopfer“ ihre spiritistischen Sitzungen ab. Diese Angaben nach Hedinger, S. 12.
25. Die Erdmännchen im Bachsertal. Wörtlich aus Hedinger, S. 5. Seine Quellen: Persönliche Mitteilung; Rochholz, Naturmythen, S. 106; Bolleter, S. 230; P. Corrodi, im „Tagesanzeiger“, 28. 10. 1955, und im „Zürichbieter“, 5. 11. 1955. Bei verschiedenen Grabungen entdeckte man in diesem Erdmännliloch eine Kohlenschicht, Tierknochen, Topscherben, sehr alte Ofenkacheln und Mauerreste, weshalb angenommen wird, es hätten hier nach den erwähnten Steinzeitmenschen vielleicht fromme Einsiedler, vertriebene Wiedertäufer oder bei den sogenannten Bettlerjagden verfolgte Heimatlose gewohnt. — Die erwähnte Talmühle stand wirklich schon in ganz frühen Zeiten und wurde 1954 im Sinne des Heimatschutzes prächtig renoviert. Diese Angaben nach Hedinger, S. 13.
26. Engel und Dorfkapelle. Wörtlich nach Hedinger, S. 24. Seine Quelle: Lienhard, Blatt 15. Dieser Verfasser schildert die Sage zwar im Zusammenhang mit dem Neubau von 1706, gibt aber selber zu, sie passe besser zum mittelalterlichen Kapellenbau. Auch aus den im Staatsarchiv aufbewahrten Schöfflisdorfer Pfrundakten ist ersichtlich, daß wegen des Standortes dieses Gotteshauses wiederholt Schwierigkeiten entstanden, so z. B. anlässlich einer Erneuerung von 1650, wobei die Oberweninger bemerkten, die Kirche würde bei ihnen an einem höher gelegenen Platze erbaut und wäre dann viel besser sichtbar. Dagegen äußerten sich die Schöfflisdorfer, die Bevorzugung der Nachbargemeinde wäre für sie eine große Schmach. Diese Angaben nach Hedinger, S. 24. — Vgl. dasselbe Motiv in Adetswil, Embrach, Fraumünster-Zch., Flaach, Meilen, Wila.
27. Die Russenlinde. Gekürzt um die kommentierenden Beigaben, aus Hedinger, S. 23. Seine Quelle: Persönliche Mitteilung.
28. Der Kernensee. Gekürzt um die kommentierenden Beigaben, aus Hedinger, S. 25. Seine Quelle: Persönliche Mitteilung und Angaben des Grundwasserforschers Dr. J. Hug in Zürich. Andere Gewässer, aus denen man Teuerung prophezeite, waren der Haarsee bei Henggart, der Wangener Hungerbach, das Tüürebrünneli bei Lunnern.
29. Vom Totenweg. Wörtlich aus Hedinger, S. 25. Seine Quelle: Persönliche Mitteilung.
30. Von der Gspaltenfluh. Wörtlich aus Hedinger, S. 29. Seine Quelle: Lienhard, Blatt 12.

31. Die Geister zu Niederweningen. Nach Stauber, S. 17, leicht umstilisiert.
32. Der Weingraben bei Oberweningen. Gekürzt um die kommentierenden Beigaben aus Hedinger, S. 14. Seine Quellen: Persönliche Mitteilung; Lienhard, Blatt 16. Diese Sage hat ihren realen Grund wahrscheinlich darin, daß hier außerordentlich viele Scherben von Amphoren gefunden wurden. Diese Angabe nach Hedinger, S. 14.
33. Der schwarze Pudel. Umstilisiert aus Hedinger, S. 18. Seine Quelle: Persönliche Mitteilung; Lienhard, Blätter 16 und 17.
34. Schöfflisdorf. Umstilisiert aus Hedinger, S. 19, Titel „Der schwarze Pudel“. Seine Quelle wie Nr. 33.
35. Brennende Männer. Umstilisiert aus Hedinger, S. 19. Quelle wie Nr. 33.
36. Der Möttelischatz. Wörtlich aus Hedinger, S. 3. Seine Quelle: Persönliche Mitteilung. Vor etwa 1870 verwendete man bei der Getreideernte allgemein noch die Sicheln. Die Körnernte wurde in Notfällen wirklich oft bis zur Dämmerung fortgesetzt, da und dort sogar bei Mondschein oder Laternenbeleuchtung bis in die Nacht hinein. So gibt es denn auch Berichte, wonach übereifrige oder geizige Bauern durch Geister von solcher Nachtarbeit vertrieben wurden, was vielleicht zum Sinn dieser Sage gehört. — Die erwähnte Burg ist der Stammsitz der Freiherren von Regensberg. Sie wurde ums Jahr 1000 herum erbaut und bis etwa 1245 von fünf namhaften Vertretern dieses Geschlechts bewohnt. Dann teilte es sich in eine jüngere, nun in Schloß und Städtchen Neu-Regensberg an der Lägern residierende Linie und in eine ältere, die weiterhin in der Burg Alt-Regensberg verblieb. Da hauste z. B. jener gewalttätige Lütold VI., der zusammen mit seinem Bruder Ulrich I. Anno 1267 gegen den Grafen Rudolf von Habsburg und die Zürcher einen Krieg führte, in dem die Freiherren aber besiegt wurden (siehe oben I, 7 und 11—13).

Über den alten Mötteli sei kurz das Folgende berichtet: Nach dem Aussterben des Freiherren-geschlechtes kam dessen Burg an die Edlen von Landenberg-Greifensee, an den Zürcher Johannes Schwend und 1548 an den international bekannten Großkaufmann Rudolf Mötteli aus Ravensburg, der sich nun in Zürich einbürgerte. Er war so unermäßlich reich, daß man noch bis in die Neuzeit hinein im ganzen Tal von einem verschwenderischen Mitbürger sagte, er vergeude sein Geld, als hätte er Möttelis Gut. Er renovierte die 1443 von den Eidgenossen im Zürichkrieg zerstörte Burg mit großen Kosten. Wegen allerlei Händeln verzichtete er 1463 auf das Bürgerrecht in Zürich und nahm dasjenige von Luzern an. Über den Verkauf des Schlosses kam es zu einem Prozeß, den Mötteli verlor. Er mußte die Burg weit unter dem Preis an Zürich abtreten und verließ sie etwas übereilig. Es wäre durchaus möglich gewesen, daß er hier einen Teil seines Vermögens vergraben hätte, um diese Schätze in späteren, besseren Zeiten wieder hervorzuholen. — Möttelis Schreckkrf ist sprachgeschichtlich interessant, denn die in der Sage genau überlieferte Form „däi niid“ hat sich hier nicht erhalten; heute sagt man in Regensdorf „deet nüüd“. Diese Angaben nach Hedinger, S. 3.

37. Das Heidenweib an der Lägern. Wörtlich nach Hedinger, S. 10. Seine Quelle: Rochholz, Sagen I, S. 257. Hier mit den Motiven a) Tänzerin berührt den Boden nicht; b) Wenn ein braver Jüngling die Schlüsselblume auflese, die sie (selber) gebrochen, und ihr damit in den Berg folge, so sei sie erlöst.

Die erste Sage spielte sich teilweise im benachbarten Kanton Aargau ab, aber das erwähnte und seither wohl zerfallene Felsentor könnte doch im Zürichbiet gestanden haben, denn es wurden an der Lägern um 1830 etwas Braunkohle und um 1760 in Boppelsen 60 Zentner Bohnerz verwertet. Diese Angaben nach Hedinger, S. 11.

38. Vom Oberhasler Schnötenbrunnen. Wörtlich aus Hedinger, S. 13. Seine Quelle: „Nach einem Artikel von alt Regierungsrat Dr. P. Corrodi im ‚Wehnthaler‘ vom 18. Mai 1948, Nr. 58, der als Quelle die in der Bibliothek des Schweizerdeutschen Wörterbuches aufbewahrten Dialekt-notizen des Rümlanger Pfarrers K. Marthaler aus 1869 benutzt hatte.“

Emil Stauber bemerkte in „Sitten und Bräuche im Kanton Zürich“, 2, S. 104: In Niederweningen wurden noch bis vor wenigen Jahren von den Knaben Räbenlichter-Umzüge veranstaltet, bei denen sie nach den Streuriedern, „Schnöten“, wanderten, um dort die brünnigen Männer zu foppen. — Zur Etymologie von „Schnöten“ siehe Id. 9, 1367, s. v. schnot „spärlich gemessen, kärglich“.

39. Das Otelfinger Isisgrab. Wörtlich nach Hedinger, S. 17. Seine Quelle: Persönliche Mitteilung 1918. Sage zur Erklärung des Flurnamens „Isebüel“. Vielleicht stützt sich die Sage auch auf einen Isiskult. Die ägyptische Göttin Isis wurde auch in Wettingen verehrt. Verbreiter des Kultes waren die römischen Soldaten. — Über die anderen angeblichen Isis-Stätten im Kanton Zürich, siehe Sachregister s. v. Isis.

40. Die Schlüsseljungfrau am Pflasterbach. Wörtlich aus Hedinger, S. 17. Seine Quellen: Lienhard, Blatt 12; Stauber, S. 65. — Welche Wirkung die Alten diesem Wasser zuschrieben, geht u. a. daraus hervor, daß es noch um 1870 zu Heilzwecken geholt und getrunken wurde, sogar gegen Zahnweh. Über die Kapelle äußert sich H. Hedinger in seiner „Geschichte des Städtchens Regensberg“, 2. Auflage 1951, S. 51—54 und 61—62, ausführlich. Vgl. Herzog 1, S. 13, „Die Schlüsseljungfrau von Tegerfelden“.

41. Der goldene Brunnen bei Kloten. Nach Herzog 1, S. 215, mit unbedeutenden stilistischen Änderungen; Mem. Tig. 1742, S. 551; Lienert, S. 18; Stauber, S. 64; Büchli 3, S. 93; Hedinger, S. 9; P. Corrodi im „Wehnthal“ vom 14. 4. 1947, Nr. 43.

42. Das goldene Tor bei Kloten. Nach Stauber, S. 64, umstilisiert. Motiv vom abgespülten Gold aus Hedinger, S. 9. Übrige Quellen wie vorstehende Nr. 41. „Lache“ bedeutet Pfütze und ist mit lat. *iacus* nicht verwandt (J. U. Hubschmied, 1938, Vox romanica 3, 57).

Aus dem Kommentar, den H. Hedinger zu dieser Sage gibt, entnehme ich Folgendes: „Dieser (Weiher) ist ein typischer Aufstoß des hier nicht sehr tief im Boden dahinströmenden Grundwassers. Die meisten der mit Sand vermischten Glimmerblättchen leuchten silbern, etliche aber auch gelblich, was den volkstümlichen Namen Katzengold begründet hat. — Die obgenannten Edelleute von Kloten hatten ihre Burg vermutlich auf dem nahen Homberge, der sich östlich der Straße nach Bülach erhebt. Die Tatsache, daß sie später in Zürich und anderswo hohe Ämter inne hatten, gab wohl Anlaß, ihre Ahnherren als sehr reich, ja sogar als Eigentümer eines goldenen Tores zu bezeichnen... Die angetönte große Stadt ist im Zusammenhang mit der Meinung, es habe eine solche im Boden des nahen Aalbühls oder Schatzbucks gestanden, wo man schon 1720 und seither wiederholt viele römische Gebäudereste und Altertümer entdeckte.“ Das goldene Tor ist durch kantonale Verordnung geschützt.

43. Der Opferbaum. Nach Mem. Tig. 1742, S. 511.

44. Verschwundene Städte. a) Kloten, stark gekürzt aus Republikaner-Kalender 1840, S. 48, Titel „Der geschossene Bock“, ohne Autor; b) Rümlang, wörtlich aus Hedinger, S. 23. Seine Quelle: Notizen im Landesmuseum; c) Seeb, 1. Abschnitt, Quelle wie b; 2. Abschnitt wörtlich aus Dora Rudolf, Konrad Meyer und sein Freundeskreis, ein Zürcher Literaturbild aus dem 19. Jahrhundert, Zürich 1929, S. 109. Die Autorin fügt auf der gleichen Seite hinzu, daß Meyer „durch diese Tätigkeit in Beziehung trat zu den verdienstvollen Altertumsforschern in Zürich, die dann später, angeregt durch Ferdinand Keller, weitergruben auf dem einstigen Waffenplatz der 21. Legion, deren Name ‚Curtii Aquila‘ heute noch im Munde der Alemannen als ‚Churzägle‘ fortlebt“.

45. Das Birchmädchen vom Mettmenhaslersee. Wörtlich aus Hedinger, S. 12. Seine Quelle: Artikel von P. Corrodi vom 18. 5. 1948 im „Wehnthal“, Nr. 58, der sich auf die Dialektnotizen des Rümlanger Pfarrers K. Marthaler (1869) stützt, welche in der Bibliothek des schweizerdeutschen Wörterbuches zu finden sind.

46. Von der Gründung des Stiftes Embrach. Nach Brennwald 1, 96 ins Neuhochdeutsche übertragen, sonst unverändert. Übrige Quellen: Mem. Tig. 1742, S. 117; Scheuchzer, Beschreibung der Naturgeschichte des Schweizerlandes, Bd. 1, S. 2; darnach Kohlrusch, S. 298; J. R. Wyß, Volkssagen, 2. Band, Bern 1822, S. 33; Stauber, S. 68; Hedinger, S. 7. Das Chorherrenstift in Embrach wird bereits am 4. 6. 1044 genannt (Zürcher Urkundenbuch, Nr. 233); es wurde anlässlich der Reformation aufgehoben. Zur Geschichte des Stiftes vgl. R. Hoppeler, Das Kollegialstift St. Peter in Embrach (Mitt. d. Ant. Ges. in Zürich, Bd. 29 (1921/22)).

47. Der Rötelstein. Wörtlich aus Hedinger, S. 23. Seine Quelle: Persönliche Mitteilung. Anmerkung Hedingers: Ein solcher Stein lag früher auch oberhalb des Dorfes Otelfingen. Siehe ferner: Zwölfeistein bei Hinwil, Elfisteine bei Meilen und Stammheim.

48. Der Schatz bei Brütten. Wörtlich nach Stauber, S. 70. Seine Quelle: Gchr. Brütten. Weitere

Quellen: Herzog 1, S. 213; Lienert, S. 73; E. Zehnder, Artikel im „Wehntaler“ vom 15. 1. 1945. Dasselbe Thema hat Jakob Boßhart behandelt in „Jugend und Heimat“, 4. Band seiner Werke, Zürich 1951, S. 310ff.

49. Der Schimmelreiter von Oberwil. Präambel aus Hedinger, S. 14; Sage nach Meyer, Ortsnamen des Kantons Zürich, in Mitt. d. Ant. Ges. in Zürich (1849), Bd. 6, S. 165. Weitere Quellen: Herzog 1, S. 213, „Auf der Heidenburg“; Lienert, S. 73; T. Peterhans in NZZ vom 28. 8. 1953; Hedinger, S. 14; daselbst Kommentar: Die Heidenburg wurde bisher noch nie gründlich erforscht. Der Name „Engelrain“ ist offenbar von „engem Rain“ = enger Durchpaß abzuleiten. Die Engelburg wurde unter Mitwirkung von Dr. Vogt vom Landesmuseum 1937 untersucht. Man stellte ein quadratisches Holz- und Erdwerk von 18 m Seitenlänge fest und datierte es ins 3. Jahrhundert, d. h. in die Römerzeit. An dieser Stelle oder wenig davon entfernt kreuzte sich die Hauptstraße von Kloten nach Winterthur mit einer Straße vom Rhein nach Iringenhausen. Man bezeichnete dieses Straßenkastell irrtümlicherweise als „Schloß Birchwil“.

50. Der Steg der Frau Escher. Mit unbedeutenden Änderungen aus Meyer, Ortsnamen (siehe Nr. 49). Übrige Quellen siehe ebenfalls bei Nr. 49.

51. Von der Wagenburg. Leicht umstilisiert aus Hedinger, S. 26. Seine Quelle: M. Thomann, Aus Geschichte und Sage des unteren Töltals, S. 60. — Der Ortsname Wagenburg heißt mundartlich Waaberg. Waagberg ist vermutlich die ältere Form, aus der sich durch Volksetymologie das heutige Wagenburg entwickelt hat. „Waag“ ist nach Prof. B. Boesch „Gewässer“. Vgl. den Ortsnamen „Walewoog“, Gemeinde Wald. Waaberg wäre demnach zu deuten als Berg (oder Burg) beim (oder über dem) Wasser.

52. Das verrufene Zimmer. Zentr.-Bibl. Zürich; nähere Angaben nicht erwünscht.

53. Der wandelnde Nachbar. Quelle wie Nr. 52.

VI. Winterthur und Weinland

1. Woher der Brühlberg seinen Namen hat. Heimatkunde von Winterthur, hg. v. Lehrerverein Winterthur, Winterthur 1877, S. 218.

2. Spuk im Lämmli. Siehe Nr. 1.

3. Zauberkundiger Viehdoktor. Siehe Nr. 1. — Vgl. Nr. 35, Der Viehdoktor als Zauberer.

4. Sankt-Elms-Feuer zu Winterthur. Schmid, S. 144.

5. Der stattliche Bauer. Nach P. Corrodi, Sagen Winterthur, 1915, S. 115; Mem. Tig. 1742, S. 204. (Danach schon bei Bullinger, Tiguriner, aber mit Bezug auf einen Freiherrn von Hegnau.)

6. Kölbeli. Nach P. Corrodi, Sagen Winterthur, 1916, S. 241. Vgl. Nr. 12, Höltis Grab.

7. Der Schimmelreiter. Wörtlich aus Lienert, S. 110; Vernaleken, S. 170; Corrodi, Sagen Winterthur, 1916, Nr. 2.

8. Die goldene Stadt. Stilistisch vereinfacht aus „Schweizerblätter“, 1832, XII, S. 46, ohne Autor; Lienert, S. 114; Corrodi, Sagen Winterthur, 1916, Nr. 13; Corrodi, Zürcher Bauer, 23. 3. 1938. Vgl. Abteilung V, Kloten, verwünschte Stadt.

9. Der Traubenhänsel. Vernaleken, S. 60; Corrodi im „Zürcher Bauer“, 22. 3. 1938.

10. Der Haarsee bei Henggart. Nach Stauber, S. 54, um Beispiel Mettmenhaslersee gekürzt; Corrodi, Zürcher Bauer, 22. 3. 1938. — Zur Etymologie von „Haarsee“ siehe Id. 7, 1483, s. v. Haar („ein nur zeitweise mit Wasser bedecktes Ried“) und Id. 2, 1952, s. v. Horb (mhd. hor, horwes, Kot; davon die Ortsnamen Horb, Horben).

11. Das goldene Kegelspiel. Herzog 1, Nr. 223. Vgl. Dok. zu II, 13, dieser Sammlung und Anmerkung dazu.

12. Höltis Grab. Wörtlich aus Herzog 1, Nr. 227. Vgl. dazu Nr. 6 dieses Teils. Die Ähnlichkeit der beiden Sagen ist unverkennbar; auch die Namen der beiden Verräter klingen noch entfernt ähnlich. Es dürfte sich bei beiden Sagen um dasselbe geschichtliche Ereignis handeln: Ein Kampf der eindringenden Alemannen um die Eroberung des Kastells Vitodurum. In diesen Zusammenhang stellt sich auch die Sage von der Wagenburg bei Oberembrach, Nr. V, 51, dieser

Sammlung. — Nach J. U. Hubschmied sind die Namen Kölpeli und Hölti nicht aus dem Romanischen übersetzt oder übernommen; er hält sie für Decknamen des Teufels. „Daß Sagenerzähler als Namen für Verräter Decknamen des Teufels verwendeten, ist naheliegend.“ Es ist aber auch möglich, daß beide Namen von einem wirklichen Personennamen abgeleitet sind, aber im Laufe der Zeit bis zur Unkenntlichkeit „zersagt“ wurden.

13. Der Fröschenzins von Herten. Thurgauische Beiträge zur Vaterländischen Geschichte, Heft 23, S. 108. Daselbst S. 110: „Das Froschlehen auf der Reichenau“ und S. 111: „Der Fröschenbatzen zu Bichelsee.“ (Siehe Abschnitt II, Nr. 8) — Dieselbe Quelle führt auf der Seite 106 an: „Aus dem Mittelalter sind Überlieferungen vorhanden, denen zufolge es herkömmlich war, daß leibeigene Bauern die Pflicht hatten, eine bestimmte Nacht im Jahre, oder wenn der Herr im Dorfe übernachtete oder seine Vermählung feierte, oder seine Gemahlin im Kindbett lag, das Wasser im Teich mit Ruten zu schlagen, auf daß die Frösche schwiegen. Diese Art Frondienst hat Jakob Grimm in seinen Rechtsaltertümern für das nördliche Frankreich, für Lothringen, Trier und die Wetterau durch Belege nachgewiesen.“ Ferner wird auf die von Johannes Meyer gesammelten Belege aus der Picardie, aus der Saar und Alemannien verwiesen, sodann auf die Zimmersche Chronik, welche diesen Frondienst kritisch betrachtet: (es wurden Leute bestellt) „die auch ihre Lehengüter drum besessen; die haben den Fröschen wehren sollen und verhindern, daß die gaistlichen Vätter vor dem Rätschen schlafen kunden, ain Luxus, der auch dem Heliogaballo, Xerxi, Lucullo und anderen Brachthansen und verwenten Leuten zu vergleichen.“

14. Die Hexe in Rickenbach. Aus Vernaleken, S. 204; Corrodi im Zürcher Bauer, 22. 3. 1938.
15. Der heilige Mönch Notker. J. Hauser, Geschichte der Stadt, Herrschaft und Gemeinde Elgg, Elgg 1895, S. 32. Vgl. dazu K. Mietlich, Geschichte der Gemeinde Elgg, Elgg 1946, S. 102—103, betr. Notker Balbulus. — Hans von Hinwil, Herr zu Elgg (siehe K. W. Glaettli im 15. Jahrheft der Antiqu. Ges. Hinwil 1942, S. 12 ff.), ein humanistisch nur halbggebildeter Junker, aber eifriger Schreiber, verfaßte 1541 eine Familienchronik und revidierte die Hofrödel seiner Verwandtschaft, wobei er gelegentlich mündlich überlieferte Berichte voransetzte oder einflocht.

16. Von der Kirche Elgg. Hauser, S. 128.
17. Wildsäue. Nach Corrodi im Zürcher Bauer, 22. 3. 1938; Vernaleken, S. 343. P. Corrodi fügt diesem Schwank eine Reihe Spitznamen anderer Dörfer des Weinlandes an: Elliker: Wildsäu, Thalheimer: Guggu, Altiker: Laubseck, Herter: Heuel, Rickenbacher: Fischotter, Gütighauser: Fuchs, Dinharder: Schööf, Elgger: Chrutballe. Weitere Necknamen von Orten bei E. Stauber, Sitten und Bräuche im Kanton Zürich, 1. S. 63. Siehe ferner Nr. I, 70, dieser Sammlung.
18. Der Isistempel in Benken. G. Meyer von Knonau, Der Kanton Zürich I, S. 53. Über die angeblichen Isistempel siehe Sachregister s. v. Isis.

19. Vom Kleinried. Aus den Notizen von P. Corrodi.
20. Wildensbuch. Aus Rochholz, Naturmythen, S. 164. Vgl. dazu A. Ribi, Die Namen der Ortschaften am Zürichsee (Jahrbuch vom Zürichsee 1946/47, S. 91), wo auf solche Weltmittelpunkte hingewiesen wird.

21. Die Mondfänger. SAVk 2, 34. Vgl. Nr. 17, Wildsäue, und Anmerkung dazu.
22. Vom Schluuchbrünneli. Nach P. Corrodi, Zürcher Bauer, 25. 7. 1941.
23. Das Schometgretli. Schriftliche Mitteilung von a. Lehrer Emil Brunner in Oberstammheim. — Warum das Gretli umgehen muß, weiß man nicht mehr.
24. Das Strählbrünneli. Siehe Nr. 23.
25. Der graue Stein. Siehe Nr. 23. Siehe ferner das Sachregister: Steine, sich drehende und Anmerkung zu I, Nr. 80.
26. Das Mörderbrünneli. Siehe Nr. 23.
27. Der Hund. Siehe Nr. 23.
28. Der silberne Pflug. Siehe Nr. 23.
29. Das Heidenlöchli. Siehe Nr. 23.
30. Die Gründung des Klosters Rheinau. Wörtlich aus Herzog 1, Nr. 233. Historisches zur Gründung der Abtei Rheinau siehe G. Meyer v. K., Die Anfänge des Klosters Rheinau (Neues Archiv f. ältere deutsche Geschichtskunde, Bd. 10), und die neuesten Untersuchungsergebnisse

von Karl Schmid, Studien und Vorarbeiten zur Geschichte des großfränkischen und frühdeutschen Adels, S. 252 ff. (Forschungen zur Oberrheinischen Landesgesch. IV, Freiburg i. Br. 1957).

31. Erlösung von zwei armen Seelen am Rheinfall. Mit unbedeutenden Änderungen aus Frauenfelder, Sagen und Legenden aus dem Kanton Schaffhausen, S. 58. — Konrad, Bischof von Konstanz, gest. 975; Bischof Ulrich von Augsburg, gest. 973. Die Legende stammt aus der Biographie des Bischofs Konrad, verfaßt vom Mönche Udalschalk. (MG Scriptores IV, 433 und 440). Vgl. auch Regesten der Bischöfe von Konstanz I, Nr. 376.

32. Die Rosse am Rheinfall. Nach Büchli 2, S. 91. Weitere Quellen: Reithard, S. 337; Kohlrusch, S. 341; Eidgenössischer Nationalkalender für das Schweizervolk, Aarau 1866, S. 36; Frauenfelder, Sagen und Legenden aus dem Kanton Schaffhausen, S. 98.

33. Das Geisterschiff am Rheinfall. Wörtlich aus Frauenfelder (siehe Nr. 31), S. 24; das Motiv von der ewigen Geisterfahrt aus Kohlrusch, S. 342, und Büchli 2, S. 91.

34. Das Äckelmümmelisbrünneli. Wörtlich aus Stauber, S. 69. Seine Quelle unbekannt. Weitere Quellen: Mem. Tig. 1742, S. 319; J. J. Hottinger, Helvetische Kirchengeschichten, S. 298; Schweizerischer Merkur, V. Heft, S. 314; Kohlrusch, S. 299. Die Fassung Kohlrusch, die sich auf Mem. Tig. 1742 stützt, beginnt so: „Gleich vor der herrlich an der Töß gelegenen Wartburg, die durch der Ungarnkönigin Agnes Rachsucht in eine Ruine verwandelt wurde, erhebt sich das nicht mehr im Wesen stehende Schloß Pfungen, ein uralter Bau, der, wenn man der Chronik trauen darf, die Hof- und Lieblingsburg des Herzogs Gottfried von Pfungen, Caroli Magni Großvater, gewesen ist.“ (Folgt die Erzählung, die Stauber für seine Sammlung benutzt hat.) Vgl. ferner die um 1500 verfaßte Reichenauer Chronik von Gallus Oeheim, welche sagt, daß Pirminius zur Zeit Watilonis, Herzog Gottfrieds von Schwaben Sohn, nach Pfungen gekommen, daselbst ein Kloster gebaut und bis zum Tode Herzog Gottfrieds hier geblieben sei.

35. Der Viehdoktor als Zauberer. Gchr. Brütten 1917. Vgl. Nr. 3 dieses Teiles.

36. Prophezeiung. Gchr. Brütten 1917. Vgl. Nr. V, 13, und Anmerkung dazu.

37. Vom Hellreben-Wein zu Brütten. Gchr. Brütten 1903/04, S. 6.

38. Grenzstreit zwischen Brütten und Winterberg. Nach Gchr. Brütten 1919; darnach Stauber, S. 72, mit geringen stilistischen Änderungen.

39. Der Felizitasbrunnen an der Steig. Von unbekanntem Verfasser im „Republikaner-Kalender“ 1843, S. 51; stilistisch vereinfacht und gekürzt.

40. Der Felizitasbrunnen. Aus G. Peterhans, Ins Zürcher Oberland, S. 41. Die Gchr. Brütten 1917 führt aus: „Den massiv klotzigen Brunnen ließ eine reiche Dame erstellen, die daselbst einst an der zu Tage tretenden Quelle den Durst löschte. Die Instandstellung des Brunnens übernahm die Gemeinde Brütten, in deren Bann er steht.“

41. Im Schatz. G. Peterhans, Ins Zürcher Oberland, S. 65.

42. Die zwölf Weinfälscher. Wörtlich aus Rochholz 2, Nr. 370a.

43. Die versunkene Trotte. Wörtlich aus Stauber, S. 69. Vgl. die Sagen vom Bichel- (II, Nr. 7), Hütterner- (I, Nr. 108) und Türlersee (III, Nr. 12) dieser Sammlung.

44. Die Blutbuche bei Buch am Irchel. 1. Abschnitt wörtlich aus Stauber, S. 73; das Übrige leicht gekürzt aus Herzog 1, Nr. 226. Weitere Quellen: Meyer v. K., S. 14; Reithard, S. 149, mit der Variante: Der eine Bruder tötet den andern aus Zorn, daß dieser die Maus allein gegessen. Der Mörder flieht, doch überall hört er rufen „Kain, Kain!“. In der Verzweiflung stürzt er sich in die Töß. An der Stelle des Hüttleins der Brüder wuchs eine Buche, die allemal am Todestage der Brüder rotes Laub bekommt. Kohlrusch, S. 298 (nach Rueb mitgeteilt).

„Die älteste geschichtliche Nachricht vom Bestehen dieser Blutbuche“ — so schreibt E. Stauber S. 73 — „geht ins Jahr 1680 zurück, da der Stadtarzt Wagner in einem Werke von drei Buchen mit roten Blättern berichtet. Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts standen diese drei seltsamen Bäume; später aber gingen zwei ab.“ Auch dem Naturforscher J. J. Scheuchzer waren die drei Blutbuchen bekannt. Er, der an der „Entzauberung der Welt“ maßgeblich beteiligt war, erwähnt sie in seinen „Naturgeschichten des Schweizerlandes“, 1706, Bd. 1, S. 2, und betrachtet die daran gebundene Sage kritisch: „In größere Verwunderung aber sol uns setzen, was die Beywohnere über eine so ungewohnte Sach vernünfteten. Sie geben vor, daß vor Zeiten fünf, andere vier, Brüder sich unter einander auf eben diesem Platz ermordet, und seyen auf gerechter

Verhängnuß Gottes fünf solche mit Blutstropfen besprengte Buchbäume allda aufgewachsen, zu einem währenden Gedenkzeichen einer so greulichen That. Hierinn bestehet der Bauren ganze Philosophey, die zum öfteren nicht zu verwerffen. Dieß Ohrts aber fehlet ihnen und uns an genug-samer Zeugnuß, diesere Geschicht beglaubt zu machen. Es weiß niemand etwas von der Zeit, wann sich diese Mordgeschicht solle zugetragen haben, oder von den Thäteren selbs, oder von anderen zur Wahrheit einer Histori nöthigen Umständen. Gleichwohl ist diß gewiß, daß die jetzt lebenden Bauren solche Fabel nicht ersinnet haben, sondern von ihren Voreltern als eine Tradition ererbet haben.“ — Schon zu Scheuchzers Zeiten führte Buch die rote Buche im Wappen, und der Gelehrte meint dazu, man könne auf den Gedanken kommen, daß dieser Ort seinen Namen von den roten Buchen her habe. Behandlung der botanischen und historischen Aspekte von J. Jäggi, Die Blutbuche zu Buch am Irchel (Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft 1894).

45. Verschwundene Stadt. Heimatkunde von Winterthur, W. 1887, S. 218.
46. Gefährliche Brücken. Quelle siehe obige Nr. 45, S. 122.
47. Der Pfarrer als Feuerbanner. Gchr. Flaach 1931.
48. Alt-Wülflingen. Republikaner-Kalender 1850, S. 54, Titel: Die Schloßruine Alt-Wülflingen (eine Volkssage). Die Gchr. Wülflingen 1920 kennt die Sage, wenn auch vereinfacht. Man vernimmt, daß die Sitte, einen Freiheitsbaum aufzustellen, im Jahre 1868 zum letztenmal ausgeübt wurde. Nach der Volksmeinung hat der Brauch seinen Ursprung in der Feier des Burgenbruches. Die erschlagenen Grafen sollen mit 200 Dienstmannen in voller Rüstung unter jener Mauer vergraben sein, welche die Jahrhunderte alte Dorflinde umgibt. — Der Knabenverein holte jährlich die größte Tanne des Kirchholzes und pflanzte sie am 1. Mai auf dem Lindenplatz auf. Sie wurde mit Kränzen und Bändern geschmückt und es herrschte bescheidene Fröhlichkeit. Am 2. Mai zogen dann die Knaben mit den Töchtern Arm in Arm nach Pfungen, Töß oder Neftenbach. Es ging einfach zu!
49. Der Heimenstein. Stark gekürzt und vereinfacht aus Hausfreund 1850, „Eine Volkssage“. In der Offnung von Hettlingen, 1538, wird der Heimenstein noch „Schloß“ genannt. Schluß der Erzählung unverständlich.
50. Das Glöcklein von Dorf. A. Nüscher in SAVk 3, 179. Vgl. Glockensagen im Sachregister. (Aesch, Dürnten, Hombrechtikon, Neftenbach, Pfalz-Zch., Zollikon.)
51. Die Glocke von Neftenbach. Quelle siehe Nr. 50.
52. Das Gespenst auf Schloß Wyden. Gekürzt aus P. Corrodi im Zürcher Taschenbuch 1924, S. 62ff. Vgl. die Spukgeschichte vom „Kragenwäscher“, ebenfalls von P. Corrodi im Zürcher Taschenbuch 1924. Der Spuk, der sich zwischen 1701 und 1705 bei Antistes Klingler zugetragen, fand seine Erklärung dadurch, daß man dem Pedell nachweisen konnte, die Spukereien ausgeführt zu haben, um persönlichen Nutzen daraus zu ziehen. Er wurde enthaftet. Es war das letzte Todesurteil in Zürich, das in Sachen Aberglauben gefällt wurde.
53. Der Ursprung des Hilaritätes im Uhwieser-Amt. Mit einigen stilistischen Änderungen aus Stauber, Sitten und Bräuche 2, 141 (122. Jahrheft der Hülfs gesellschaft Zürich).

Ortsregister

Römische Ziffer bedeutet Kantonsteil, arabische Ziffer ist Nummer der Sage. I. Zürich und Zürichsee, II. Oberland, III. Knonauer Amt, IV. Limmattal, V. Unterland, VI. Winterthur und Weinland.

- Aesch bei Birmensdorf III, 32
Adetswil b. Bäretswil II, 20
Albis I, 3, 11, 22
Alt-Landenberge II, 13
Allmann II, 53, 54
Allenberge b. Bauma II, 13
Alten b. Andelfingen VI, 19, 22
Altstetten I, 22, 44—49; IV, 23
Angst und Not b. Bubikon II, 89
Au, Halbinsel I, 105
Aeugst III, 11, 15
- Bachs V, 23, 24, 25
Bachtel II, 55, 59, 111
Baden I, 19
Baldegg I, 3, 11
Baltensberg V, 46
Bäretswil II, 17b, 19, 20
Bassersdorf V, 49
Batzberg b. Wald II, 111
Bauma II, 12, 13, 15, 16, 17a
Benken VI, 18
Berg a. I. VI, 47
Bertschikon b. Goßau II, 93
Bichelsee II, 6, 7, 8
Bietenholz b. Effretikon II, 34
Binzikon II, 92
Birmensdorf III, 32
Blauen V, 46
Blitterswil b. Bauma II, 12, 64 (Juckern)
Bodensee II, 81
Bonstetten III, 9
Breiten Landenberg II, 1, 3, 4, 5, 66b
Bremgarten III, 34
Brütten V, 48, 51; VI, 35—38, 40
Bubikon II, 88, 111
Bußental b. Bäretswil II, 18
- Dachsberg b. Wetzwil I, 76, 77
Dägelsberg, Fischenthal II, 70
Dießenhofen VI, 1
Dietikon IV, 2—6, 8, 10, 15, 16, 17, 19, 20
Diezikon b. Wald II, 80
Dillhaus b. Bauma II, 12
- Dinhard VI, 8
Dorf VI, 50
Dürnten II, 91
Dürstelen II, 21, 22, 24, 25
Dussnang II, 9
- Egelsee, Hasenberg IV, 1
Effretikon II, 34
Eglisau V, 8, 9, 11
Einsiedeln I, 25, 84
Elgg VI, 15, 16
Ellikon a. d. Th. VI, 7, 13
Embrach V, 46
Erlenbach I, 70, 71
Erlossen b. Hinwil II, 58
Eschenbach SG II, 74, 80
Etzel I, 25
- Fahr I, 9; IV, 13, 21
Fällanden II, 104, 105
Farner b. Wald II, 76
Fehrltorf II, 36—38, 111
Feuerthalen VI, 53
Fischenthal II, 17b, 61, 62, 63, 67, 70, 78
Fischingen II, 8
Flurlingen I, 104; VI, 21, 53
Freienstein V, 46
Freudwil b. Uster II, 38
Friesenberg-Zürich I, 56
- Gfenn II, 107
Geilsberg V, 46
Girenbad b. Hinwil II, 51, 52, 111
Glanzenberg I, 13, 63; IV, 12
Glattfelden V, 18, 20—22
Goldbach b. Küsnacht I, 65
Goldingen SG II, 70
Goßau II, 27b, 94—99
Grafenbühl V, 46
Grafstall II, 33
Greifenberg b. Bäretswil II, 18, 19
Greifensee II, 85
Grüningen II, 75, 89, 111
Gündisau b. Russikon II, 21, 29

- Güntisberg II, 81
 Gwinden IV, 12
- Hasenberg IV, 1
 Hausen a. A. III, 18
 Hegi VI, 5
 Hegenau II, 103
 Heimenstein VI, 49
 Henggart VI, 10
 Herferswil III, 14, 19
 Hermatswil II, 28
 Herrliberg I, 72—76
 Herschmettlen b. Goßau II, 94—99
 Herten VI, 13, 16
 Hinwil II, 56—59
 Hirzel I, 89, 113
 Hittenberg b. Wald II, 80
 Hittnau I, 29; II, 17a, 23, 24, 26, 27, 32, 67
 Hohe Rohne I, 109
 Hohen Landenberg II, 9, 10, 11, 12
 Höngg I, 38
 Hombrechtikon II, 90, 119
 Horgen und Horgenerberg I, 88—104
 Hünikon VI, 45
 Hüntwangen V, 13
 Hütten I, 108
- Illnau II, 35
 Irgenhausen II, 44, 45
 Isenberg III, 31
 Isikon b. Hittnau II, 27, 46
 Itschnach b. Küsnacht I, 69
- Kappel a. A. III, 18, 20, 21, 22
 Kempten II, 50, 111
 Kempttal VI, 39
 Kilchberg I, 87
 Kloten V, 41—44
 Knonau III, 14, 27
 Konstanz I, 22
 Küsnacht I, 65—70
 Kyburg I, 8; II, 112—118; V, 46; VI, 15
- Lägern V, 35, 37
 Landikon b. Birmensdorf III, 1
 Langwiesen VI, 53
 Laubegg (Hütten) I, 114
 Laubegg (Rafz) V, 7
 Laufen VI, 31
 Laupen b. Wald II, 80
 Lengnau V, 37
 Liebenberg im Brand II, 111
 Limberg I, 77
- Loomatt b. Stallikon III, 3
 Lunnern III, 33
- Madetswil II, 31
 Manegg b. Zürich I, 17, 18, 59
 Marthalen VI, 19, 22
 Maur II, 100—102
 Meilen I, 22, 79—84
 Mettmenhasli V, 45
 Mettmenstetten III, 15, 19, 23—26
 Mondmilchgubel II, 77
 Moosbrunnen V, 46
 Mörsburg VI, 11
- Nänikon II, 85
 Niederholz b. Wald II, 74
 Niederweningen V, 26, 31
 Neftenbach VI, 51
 Neubrunn-Bichelsee II, 7
- Oberembrach V, 47
 Oberglatt I, 104
 Oberhasli V, 38
 Oberholz SG II, 68, 70, 71, 74, 77, 80
 Oberlunnern III, 29
 Oberstammheim VI, 23—25, 28, 29
 Oberweningen V, 30, 32
 Oberwil b. Nürensdorf V, 49, 50
 Oberwil AG, westl. Birmensdorf III, 34
 Obfelden III, 30
 Oetwil a. d. L. IV, 5, 7, 11
 Otelfingen V, 39
 Ottenbach III, 31
- Pfäffikon II, 27b, 39—46
 Pfaffhausen II, 106; VI, 3
 Pflasterbach V, 33, 34, 40
 Pfungen VI, 34, 49
- Raad b. Wald II, 72, 73
 Radegg V, 19
 Rafz V, 1—7, 12
 Rafzerfeld V, 13; VI, 36
 Rapperswil I, 16, 25; II, 110
 Regensberg I, 7, 8, 10—13, 66; V, 40
 Regensdorf, Altburg V, 36
 Reppisch III, 8
 Rheinau VI, 22, 30
 Rheinfall VI, 31—33
 Rheinsberg V, 14, 15
 Rheinsfelden V, 16
 Richtanne b. Bubikon II, 89
 Rickenbach VI, 7, 14

- Rifferswil III, 17
 Robenhausen II, 46
 Roßberg b. Kemptthal VI, 41
 Rüdenegg b. Embrach V, 46
 Rüdlingen V, 3, 19
 Rümlang V, 44b
 Russikon II, 31, 32
 Rüti (Kloster) II, 68, 110
- Sack b. Turbenthal II, 3
 Sal V, 46
 Saland II, 11
 Samstagern I, 114
 Schalchen II, 29
 Scheidegg b. Wald II, 68
 Schindelberg b. Fischenthal II, 69
 Schlieren IV, 23
 Schnabelburg III, 12, 13, 17, 22
 Schneisingen V, 30
 Schöflisdorf V, 26, 29, 34
 Schönau b. Hittnau II, 23
 Schönenwerd IV, 1, 6, 12
 Schwerzenbach II, 103
 Seeb b. Winkel V, 44c
 Seegräben II, 49, 91
 Seen II, 118
 Sellenbüren b. Stallikon III, 4—6
 Speck b. Fehrlitorf II, 36, 39
 Seuzach VI, 49
 Stadel V, 27, 28
 Stäfa I, 86
 Stallikon III, 10
 Steg b. Fischenthal II, 17b, 60, 79, 111
 Steinmaur V, 29
 Sternenberg II, 17a, 17b, 64—67, 111
 Stoffel b. Dürstelen II, 21
 Strahlegg b. Fischenthal II, 69
- Tannegg TG II, 9
 Teufelskanzel b. Bauma II, 16
 Toggenburg I, 16, 20, 21; II, 54
 Tößstock II, 71, 75
 Tuggen II, 81
 Turbenthal II, 1, 4, 5, 7
 Türlersee III, 12, 14
- Uelikon b. Stäfa I, 86
 Uetikon a. S. I, 85
 Uerzlikon III, 16
- Uetliberg I, 59
 Uetliburg I, 12
 Uhwiesen VI, 53
 Unterlunnern III, 28
 Unterstammheim VI, 26—29
 Urdorf IV, 14
 Uster II, 27b, 82, 84, 86, 120
 Uznach I, 21; II, 75
- Vollenweid III, 14
 Volketswil II, 35
- Wädenswil I, 91, 93, 106, 110, 111, 112, 115
 Wagenburg b. Oberembrach V, 46, 51
 Wald II, 72, 74—76
 Waldhausen V, 17
 Wangen II, 108
 Wasterkingen V, 10
 Weidelhaus III, 2
 Weinland VI, 9
 Wellenwoog b. Wald II, 111
 Weiningen IV, 22
 Werdegg b. Hittnau II, 17a, 20, 21, 111
 Wernetshausen b. Hinwil II, 55, 59
 Wettswil III, 7
 Wetzikon II, 48, 49, 111
 Wettwil I, 76
 Wiedikon I, 53—55, 57, 58
 Wil SG II, 9
 Wila II, 1, 2
 Wildberg II, 27b, 29, 30
 Wildensbuch VI, 20
 Wilental IV, 9
 Winikon II, 87
 Winkel V, 44c
 Winterberg VI, 38
 Winterthur I, 15; VI, 1—6, 11, 12, 49
 Wipkingen I, 50
 Witikon II, 106
 Wolfensberg b. Bauma II, 14
 Wollishofen I, 87
 Wülflingen VI, 43, 48
 Würenlos IV, 11, 18
 Wyden b. Ossingen VI, 52
- Zollikon I, 63, 64, 70
 Zürich I, 1—61; II, 11, 25, 33, 70, 110
 Zürichsee I, 33, 78, 107; II, 111

Sachregister

- abgebrochener Berg II, 70
abgegrabener See III, 14; VI, 49
Abgötter I, 2
Äckelmümmeli = hl. Pirmin VI, 34
Alemannen VI, 32
heidnische V, 18
alemannisch-römischer Krieg I, 44; V, 32, 51;
VI, 6, 12
alemannisches Opfer VI, 32
alemannischer Priester V, 51
Alldruck II, 24; I, 100
Alter Zürichkrieg I, 71
altes Mütterchen, Schatzhüterin V, 48
Anstand, Abgabe II, 70
arme Braut II, 14
armer Sünder II, 89
Aristokraten II, 32; VI, 49
Aufhocker, Gespenst II, 46, 97
Augen aushacken II, 116
Automobil vorausgesagt VI, 36
- Bäcker verbrennt Zürich I, 14
Balken, Geist hineingebannt III, 8
Bälzerin, Wetterhexe II, 71
bannen II, 35, 84, 100; III, 2, 8; VI, 47
Bäume: Blutbuche II, 68; VI, 44; Buche I, 59;
Eiche II, 112; V, 43; VI, 19; Galgen-
bäume II, 12; Linde II, 21, 22; V, 13; VI, 48;
Russlinde V, 27
Bäume fällen an Pfingsten V, 48
Benkelsteg II, 101
Berglunge I, 70
Beschwörung I 106
Beselmann, weissagt I, 108
Besen aufwärts gestellt I, 93, 95
beten schützt II, 17a
beten zieht Geister an II, 46
beten, zutode I, 61
Bibernuß-Strauch III, 23
Bildhauer Lyn I, 34
Birnen, überwelsche III, 30
blaue Lichter sind Geister II, 13, 44; V, 23
Blutegel IV, 1
Bluten der Leiche als Gottesurteil V, 46
Blutfleck, untilgbarer I, 74
Bluthunde V, 14
Blutrache III, 13
Bluttat II, 85; III, 13
- Bluttransfusion V, 44a
Böcke, verwegene Kriegsleute I, 22
Böse, der III, 14; VI, 3
böser Geist I, 38, 40
Böölimann ist der Teufel III, 5
ist Schreckgestalt VI, 9
holt Betrüger III, 6
Brandmal des Zeuslers II, 46
Brautraub II, 21
brennende Frau I, 43
brennende Männer II, 32, 36, 46, 72, 95,
104; III, 10; IV, 17; V, 2, 35
brennender Reiter IV, 4. Siehe auch s. v. Zeus-
ler und umgehend
Brot, irdisches II, 121
Brücken, gefährliche VI, 46
aus Tiereingeweiden I, 32
Brüder, ungleiche II, 1, 80
Brudermord I, 74, 102; II, 1; V, 46; VI, 44
Bruderstreit II, 7, 80
Brunnen (Quellen):
abgegraben II, 70
mineralhaltig II, 40; V, 11
unversieglich II, 50
Äckelmümmelisbrunnen VI, 34
Felizitasbrunnen VI, 39, 40
Gallusbrunnen II, 81
goldener Brunnen V, 41
Mörderbründeli VI, 26
Strählbrunnen VI, 24
Totenbrunnen I, 87
Brunnenlöcher II, 60
Brunnentrog II, 50
Buhlerin I, 17
Bündelbauer, Zauberer II, 84
Burg I, 17, 46, 73, 76, 77; II, 1, 6, 7, 9, 10, 11,
14, 17, 18, 19, 21, 29, 30, 36, 40, 44, 45,
60, 100, 112; V, 7, 14, 17, 24, 36, 42, 46, 49,
51; VI, 48, 49, 41; Hagheerenschloß II, 87;
Junkernhaus II, 66
zerstört I, 73, 76; II, 11, 12, 29; V, 17b
Burgbau II, 76; VI, 48, 49
Bürgermeister Brun I, 16, 19
Stübi I, 21, 23
Waldmann II, 49
- Burgfräulein II, 79
Burggeister, erlöst V, 17b
Burgherr V, 36

- Bußental II, 18
 Büßerin kann nicht Abbitte leisten I, 43
- Chriesibueb, Hexenmeister I, 31
 Chriemhild, Hexe III, 14
 Christen, erste in Zürich I, 2
 Christenverfolgung I, 2
 Chronik des Hauses zum „Bau“ I, 84
- Dämonen: Böölimann (als schwarzer Hund) III, 5; Chrungele II, 26; Eselskopf II, 67; Haaggema I, 107; Klaus II, 26; Klungeerin I, 107; Isengrind I, 101; Mehlfrau II, 67; Muetiseel I, 104; II, 67; Schluuchefräuli VI, 22, Spräggele III, 27; Traubenhänsel VI, 9 „däi niid, däi niid!“ ruft Geist V, 36
 Diebe sterben lassen I, 102
 im Zauberspiegel sehen I, 102
 Diebstahl II, 11
 Dorfgut I, 79
 Dorflinde = Gerichtsstätte I, 48
 Dorfneckereien I, 70; VI, 17
 Dorftier V, 6
 Drache siehe s. v. Tiere
 Drachentöter I, 69, 85; III, 33
 Dreifingerstein I, 109
 drei Fische in einer Reuse I, 20
 Jungfrauen II, 41
 Küsse zur Erlösung II, 14; V, 48; VI, 11
 Nägel I, 90
 Handvoll Salz I, 93
 dreißig Pferde schleppen arme Seele II, 63
- Edelfräulein befreit VI, 52
 gefangen II, 79
 als Köhlersfrau II, 66b
 schenkt Wald VI, 52
 kann nicht schlafen VI, 13
 Edelmann als Bauer VI, 5
 gründet Kloster Rheinau VI, 30
 Edelstein mit Wunderkraft I, 5, 6
 Edelsteine I, 106
 Einsiedler I, 25; III, 22, 23
 Eisblock, Hexe wird zu III, 14
 eiserne Jungfrau II, 114
 Elmsfeuer II, 113; VI, 4
 Endschlacht auf dem Rafzerfeld V, 13; VI, 36
 Engelburg V, 49
 Erde verschlingt Liebespaar I, 75
 Erde auf Heidengrab werfen V, 39
 Erdmännchen backen für Arme V, 25
 gefoppte verschwinden IV, 9;
 V, 25
- heissen Lampohren V, 25
 helfen arbeiten IV, 9; V, 25
 stammen von Rittern ab V, 17b
- Erdmännchenloch V, 17a
 Erlösung durch drei Küsse II, 14; V, 48; VI, 11
 durch Messelesen VI, 31
 durch Schatzheben V, 17b
- Ewiger Zorn II, 79
- Fahnenflucht I, 19
 Fahrende Schüler I, 106; II, 17a, 73, 109
 Falschmünzerei II, 11
 falscher Schwur siehe s. v. Schwur
 Fee V, 40
 Felsentor zur Schatzhöhle V, 7
 fernmelken II, 70; III, 2
 fettmästen von Menschen zum Essen II, 108
 Feuerhexe II, 57
 feurige Männer siehe s. v. brennend
 Fischer I, 16, 20
 Fledermausstein I, 69
 fliegender Mantel II, 108
 Fluch geerntet III, 14
 fluchen vertreibt Geister II, 46, 101
 Fluchstein I, 75; II, 39
 Flugzeug vorausgesagt VI, 36
- Flurnamen: I. Aahöhe 110, Albis 3, Chotten 111, 112, Chrungelichaste 107, Chruzelemoos 113, Dachsberg 77, Elfstein 80, Endnerholz 113, Fledermausstein 69, Fluchstein 75, Friesenberg 56, Geeren 71, Gisenrüti 111, Hanfländer 44, heilig Stüdli 68, Herrenweg 80, Heuried 57, Hohe Rhone 109, Kräh 113, Küschnchter Horn 70, Kirchbühl 86, Lattenberg 86, Laubegg 114, Löli 81, Roßbach 73, Roßberg 109, Steimeren 50, Steinrad 72, Tüütsch 110, Ufenau 84, Waggital 110, Wampisbach 68, Warzhalde 80, Wulp 66, Zolliker Allmend 70, Zumpernell 81, Zürichberg 15
 II. Allenberg 15, Allmann 53, 54, Ammetännli 96, Aretshalde 49, Bachtel 55, Benkelsteg 101, Berggaß 67, Berg, abgebrochener 70, Birch 96, Bitzbergerain 39, Breite 97, Bruggetwald 29, Burg 36, Burgbühl 60, Burgbüel 17b, Bürglen 44, Bußental 18, Dägelberg 70, Eich 10, Erlosen 58, Esterli 12, Farner 76, Frankenbüel 38, Fridliberg 38, Furtbüel 31, Galgenacher 94, Gaßbacher = Großbacher 2, Gfenn 107, Giwitzenried 42, Hagheerenloch 17, 64, Haselberg 6, Heidenwege 56, Heulen 95, Hexrüti 93, Höchstock 17a, 64, Hochstraß 27b, Hohlgaß 119,

- Hundsgalgen 49, Hünnger 12, Hürnental 18, Kirchbühl 20, Kreuzegg 68, Kreuzweg 46, Landsacher 99, Langenried 119, Leimeacher 78, Lochbrünneli 106, Matt 66a, Mondmilchgubel 77, Münzach 13, Puurebüel 37, Raad 72, Rabengubel 63, Riedtli 95, Rittweg 64, Robenhausener Ried 46, Röislriegießen 10, Römerkastell (Bürglen) 44, 45, Rosenstein 11, Rotwasser 80, Rütwald 110, Sack 3, Saland 11, Scheidegg 68, Schindelberg 69, Schloß 17b, Schmidwaldsgubel 69, Schnebelhorn 70, Sonnenwies 70, Speck 36, Stoffel 21, Steiniland 29, Stollen 19, Sulzberg 40, Susannenhöhle 79, Täuferhöhle 52, 54, Tämbraig (Tannenberg) 28, Tauschäcker 38, Teufelskanzel 16, Tößstock 71, 75, Wangener Ried 108, Wellenwoog 111, Welschenberg 69, Weibergut 28, Werdegg 17a, 21
 III. Allenwinden 21, Aeugstergätterli 15, Baldern 10, Bruderrain 23, Buchstock 19, Chriemhildengraben 14, Ettenbühl 19, Homberg 19, Kirchmatte 27, Loomatt 13, Mühlerain 1, Ofengüp 5, Räägelsloch 16, Rifferswiler Moos 17, Schachen 7, Schloßmatte 27, Schnabel 13, Weidel 2, Wildental 24
 IV. Bärental 23, Giigeliboden 3, 15, Guggenbühl 4, Hasenberg 1, Röhrenmoos 10, Schachen 17, Spinnmütterli 11, Wilental 9
 V. Aarüti 22, Bild 9, Birchwald 45, Buechberg 11, Burenholz 28, Chindlibuck 23, Egg 32, Erdmännliloch 17, Galgenacker 29, Gspaltenfluß 30, Heidenmüürli 32, Hochfluß 25, Hohrütel 12, Irchel 19, Kaltwang 7, Kilchacker 46, Lachenwiese 42, Lägern 35, 37, Laubberg 18, 24, Laubegg 7, Rafzerfeld 12, 13, Rafzerwald 1, Römerhölzli 44c, Rotenfluß 47, Rütihau 4, Sanzenberg 25, Schatzhalde 43, Teufelsküche 1, Weingraben 32, Zweidlergraben 22
 VI. Altkilchör 51, Brüelberg 1, Hegi 5, Hellreben 37, Höltis Grab 12, Irchel 47, Kleinried 19, Kohlfirst 53, Krähenried 19, Lauberen 19, Rheinau 30, Reichenau 34, Rodelberg 28, Ruchegg 6, Schatz 41, Schluuch 22, Schomet, der 23, Stammberg 44, Steig 40, Urwachs 38, Wyden 52
 Folterkammer I, 84
 Folterwerkzeuge I, 2; II, 52
 Frau, weiße siehe s. v. weiß
 Frauen, geharnischte I, 15
 Freiherren I, 13, 66; II, 120; III, 5, 13
 Freistätte I, 49
 Freistube I, 49
 fremde Soldaten: Franzosen I, 112, 113; II, 69, 119; IV, 2, 4, 5, 6, 9, 18, 20; V, 27; helvetische II, 69; Österreicher I, 110, 111, 114; V, 27; Russen I, 39; II, 69, 119; IV, 3, 19; V, 27; ohne Bezeichnung I, 115
 Fronfastenkinder V, 42
 Froschjagd II, 8; VI, 13
 Fröschenbatzen, Abgabe II, 8
 Fröschenzins, Abgabe VI, 13
 Fürsten von Schwarzenberg III, 13
 Galgenbäume II, 12
 Gänge, geheime II, 54
 unterirdische I, 76; II, 17a, 30, 111;
 IV, 12; VI, 11
 Garbe, neunte oder zehnte I, 47
 Garten, schwarzer I, 35
 Geister (Gespenster): I 38, 40, 51, 55, 66, 81; II 2, 32, 34, 47, 85, 88, 94, 96, 97, 98, 99, 100, 101; III 1, 2, 3, 6, 7, 8, 26, 27; IV 3, 4, 6, 14, 15, 16, 17; V 3, 4, 8, 9, 12, 19, 20, 21, 31, 33, 36, 45, 50; VI 22, 23, 24, 27, 38, 42, 52
 siehe auch s. v. umgehende...
 Geisterhäuser I, 51, 54, 60, 102; II, 94, 100; III, 6; IV, 16; V, 31, 52; VI, 2, 52
 Geisterroß I, 76; VI, 32; siehe dazu s. v.
 Schimmelreiter
 Geisterschiff VI, 33
 Geistertanz I, 37; III, 4
 Geistervogel II, 112; V, 45
 gepelzet III, 1
 Gerechtigkeit Karls des Großen I, 5
 Gerichtete im Keller verscharrt I, 84
 Gerippe im Boden I, 84; II, 28, 39
 Geschrei in schwarzer Wolke I, 109
 Gespenst s. v. Geister und umgehende...
 gestorben, alle bis auf einen II, 74; III, 29
 Gewässer,weisende: Haarsee VI, 10; Kernensee V, 28; Quelle am Sulzberg II, 40; Tüürebrünneli III, 28
 Gewässer, unergründliche: Egelsee IV, 1; golddenes Tor V, 41; Schnötenbrunnen V, 38
 Giwitzen, alte Jungfern werden II, 42
 Giwitzenried II, 42
 Glocken: ausgegrabene I, 50; VI, 51; geraubte I, 63; getauschte III, 32; silberne II, 91; aus dem Metall der Theodulsglocke II, 90; Aesch III, 32; Dietikon IV, 2; Dorf VI, 50; Dürnten II, 91; Glanzenberg I, 63; Mettmenstetten III, 19; Hombrechtikon II, 90; Neftenbach VI, 51; Wipkingen I, 50; Zollikon I, 63

- Glockner Hans, Glockengießer I, 35
 Gnade II, 89
 Gold, gemünzt I, 106; II, 77; III, 4
 glänzt in Schatzhöhle V, 37
 wird zu Schneckenhäuschen I, 65
 Goldbrunnen V, 41
 golden, -e, -er, -es
 Brunnentrog II, 50; Kegelspiel I, 73; II, 13;
 V, 15; VI, 11; Kette II, 44, 70; Pflug II, 14;
 Rößlispiel II, 60; Schlüsselblumen V, 37;
 Sporen I, 76; Stadt VI, 8; Strähl I, 76; Tor
 V, 42; Zeitalter III, 30
 Goldflitter V, 42
 Goldgräber, welsche (Venediger) II, 70, 77
 Goldloch II, 70
 Gottesurteil V, 46
 Gott straft habgierigen Spinnereibesitzer II, 63
 Götter, römische I, 2; siehe auch s. v. Isis
 „Graad, graad!“ ruft Geist IV, 23
 Grab, großes, im Hügel II, 37
 Grafen I, 7, 8, 9, 10; II, 112, 113, 118, 120;
 VI, 48, 49
 Gräfin II, 118; VI, 15
 Grenzbaum II, 75; VI, 19
 Grenzen II, 74, 75; IV, 10, 17, 23
 Grenzstreit II, 75; VI, 38
 Gründung von Klöstern und Stiften: Embrach
 V, 46; Fahr IV, 13; Gfenn II, 107; Kappel
 III, 22; Rheinau VI, 30
 Gründung von Städten: Frauenfeld II, 118;
 Zürich I, 1
 gute alte Zeit II, 63
- Haagern, stolzes Bauergeschlecht II, 23
 Habsburg, Rudolf von: Stadthauptmann von
 Zürich I, 8; schenkt Priester Pferd I, 9;
 Glück und Ehre prophezeit I, 9; lange Nase
 I, 10; erobert Baldern I, 11, Uetliburg I, 12,
 Glanzenberg I, 13
 Hagheeren I, 76; II, 76, 103
 umgebracht I, 76; II, 76
 Hagheerenlöcher II, 17, 64
 Hagheerenenschloß I, 76; II, 76
 Hagheerenzeit II, 52; siehe dazu s. v. Ritter,
 Burg, Schloß
 Haselrute, schlagen mit II, 71
 Hasenfrau IV, 21
 Haß gesät III, 14
 Hauptgrube I, 60
 Hausgeist in Priestertracht I, 66
 Hausierer in die Türkei verirrt II, 108
 Heiden II, 53, 56; III, 24; V, 18, 32, 37
 Heidenburg II, 36; V, 49
 Heidengrab V, 39
 Heidenkirche III, 31
 Heidenloch VI, 29
 Heidenmission I, 2, 72; III, 24; V, 18
 Heidenmürli V, 32
 Heidenpriester V, 43, 51
 Heidenstraße V, 44c; VI 29
 Heidenstube V, 18
 Heidenweib V, 37, 39
 Heilige: Anselm VI, 4; Exuperantius (mund-
 artlich Häxebränz) I, 2; Felix I, 2; Gallus II,
 81; Hilarius VI, 53; Jungfrau I, 69; Konrad
 VI, 31; Meinrad I, 25; Notker VI, 15; Pir-
 min = Äckelmümmeli VI, 34; Regula I, 2,
 72; Ulrich VI, 31; Verena I, 2, 86
 Heilbrunnen I, 41; V, 40; VI, 39
 Heinrich von Saland II, 11
 Heinzelmännchen V, 25
 „Helf dir Gott!“, Wunsch aus der Pestzeit II,
 27b, 61
 Herberge, böse II, 33
 Herkunft der Kinder V, 23, und Anmerk. dazu
 der Freiherren von Uster II, 120
 Herz Zwinglis III, 20
 aus Stroh I, 103
 Herzweh V, 37
 Herzog von Bayern II, 120
 300 Jahre im Himmel II, 121
 Hexen: I, 62, 77, 88, 89, 91, 92, 93, 94, 95, 96,
 97, 98, 99, 100, 103; II, 24, 25, 32, 57, 71,
 78, 84, 86, 93, 102, 105; III, 2, 3, 14, 16;
 IV, 11, 21; V, 1, 10; VI, 14
 Hexenbüchlein II, 68
 Hexenmahl II, 105
 Hexenmeister I, 31; II, 65
 Hexenplatz II, 105
 Hexentanzplatz III, 3
 Hexenversammlung II, 105
 Himmel, 300 Jahre im II, 121
 Hinrichtung I, 2, 30, 72; II, 11, 89
 Hochmut I, 7
 Höhle als Gefängnis II, 79
 als Versteck für Sektierer II, 52, 64
 als Versteck für Soldaten II, 69
 Hufeisen aus der Alemannenzeit VI, 32
 verkehrt aufgenagelt II, 54
 Hügelgrab II, 37
 Hühnerblut III, 5
 Hunde siehe zwölf Hunde
 Hundsgalgen II, 49
 Hungerbrunnen siehe Gewässer
 Hungerzeit VI, 44
 „Hupp hupp heel!“ ruft Geisterreiter I 76

- Irrlicht I, 57; siehe auch s. v. brennend, Mar-
chenverrückter, Zeusler
- Iseleischilch III, 31
- Isengrind, Dämon I, 101
- Isis, Heidenfrau zu Otelfingen V, 39; Isenbuck
bei Benken VI, 18; Isenberg bei Ottenbach
III, 31; Iserkirchlein bei Küsnacht I, 65
- Jäger, wilder (Türst) II, 21
- Johannissegen III, 5
- Judenmord VI, 1
- jüdische Schriftzeichen V, 44b
- Jungfrau, eiserne II, 114
heilige I, 69
- Jus primae noctis II, 11
- Kaiser: Diokletian I, 1; Heinrich II, 107; Karl
der Große I, 4, 5, 6; Otto VI, 15
- Kaisermord III, 13
- Kalb, feuriges I, 64
- Kapelle I, 47, 86; II, 80, 115; III, 22; V, 40
- Kapuziner I, 81, 82; V, 21
- Kartenspielen I, 78
- Karfreitag V, 17b
- Karsamstag IV, 21
- Katzenherz, Zaubermittel V, 31
- Kegelspiel, goldenes I, 73; II, 13; V, 15; VI, 11
- Kette, goldene II, 64
als Brücke II, 6
- Kettengerassel des Gespenstes V, 21
- Kinderherkunft V, 23, und Anmerkung
- Kinder hingerichtet I, 30; II, 116
- Kindermord II, 10; V, 30; VI, 1
gefordert V, 48
- Kindsmörderin I, 28, 36; II, 10, 112
- Kirchbau: Fraumünster I, 3; Großmünster I,
4; Wasserkirche I, 5; Adetswil II, 20; Elgg
VI, 16; Meilen I, 83; Mettmenstetten III, 19;
Schöfflisdorf V, 26; Schwerzenbach II, 103;
Wila II, 2
- Kirchbaumaterial heimlich weggetragen: I, 83;
II, 2, 20; V, 26, 46
- Kirchhof I, 37, 83; II, 2; III, 4, 15, 26; VI, 48
- Kirche auf römischem Fundament I, 45
- Kirchenfahne II, 62
- kleines Männchen I, 38
- Kobolde V, 25
- Köhler II, 66; V, 30
- Könige: Albrecht I, 15; II, 115; Balduin II,
107; Ludwig (der Dicke) I, 3; der erste Ka-
rolinger VI, 49; Schwevus von Schwaben
I, 1; Turicus von Arles I, 1.
- Kreuz, rotes, österreichisches I, 23
- Kreuz als Grenzzeichen II, 74
- Kreuzregen I, 27
- Kreuzweg I, 103; II, 63; V, 3, 31
- Kröte II, 14; V, 48
- Kugeln unfehlbare II, 68
- Künden des Geistes II, 63
- Kunst, schwarze III, 3
- Küsse zur Erlösung II, 14; V, 48; VI, 11
- Kutteln = Eingeweide I, 21
- Läuten hören, ins eigene Grab I, 87
- Leben, darum rennen I, 48, 49; II, 89
- Lebenszeichen II, 61b; V, 5
- lesen im Zauberbuch II, 47, 48; daselbst
rückwärtslesen II, 48
- letzte Ölung V, 24
- Lichtstubeten II, 46
- Liebespaar von der Erde verschlungen I, 75
- Lindenhof, römisches Kastell I, 2, 4, 26
- Linden Zweig gepflanzt II, 21, 22
- Lora, sagenhaftes Mädchen II, 40
- Löffel, silberner I, 53; V, 30
- Lösegeld I, 73; II, 18
- Losungswort Petermann I, 16
- Lyn, Bildhauer aus Trient I, 34
- Maientrunk VI, 48
- Manesse, Ritter I, 18, 19
- Mann, kohlschwarzer II, 47
- Männchen, kleines, starkes I, 38; V, 4
- Männerherz, Zauberittel I, 103
- Marchenversetzer II, 46, 72, 95; III, 27; IV, 17;
VI, 24; siehe dazu s. v. umgehend und Zeusler
- Märtyrer: Exuperantius, Felix, Regula, Ursus,
Verena, Victor I, 2
- Marterwerkzeuge I, 2; II, 52, 114
- Masséna, General IV, 5
- Mauleselstraße V, 44c
- mehr können als Brot essen II, 84
- Meineidige: I, 68, 109, III, 18; IV, 23; VI, 38
- Menschenfresserei II, 108; VI, 44
- Mesalliance II, 118
- Milchsieden zwingt Hexe herbei II, 71
- Mittag I, 106
- Mitternacht I, 64, 103; II, 2, 59, 63; III, 12, 27;
V, 15, 24, 31, 48; VI, 24
- Mohrin zur Frau I, 35
- Mönche I, 82; II, 110; VI, 15, 50
- Mondmilchgubel II, 77
- Moosboden ist nichts wert III, 17
- Mord: Brudermord II, 1; Kindsmord II, 10,
112; IV, 1; V, 30; Selbstmord II, 119; V, 45
- Mörder I, 25; II, 67

- Mordherberge II, 33
 Mordinstrument II, 33
 Mordnacht I, 16, 17
 Mordtat II, 39; V, 7, 30, 46; VI, 26
 Muetiseel I, 104; II, 67
- Nacht, heilige II, 13
 Nacktheit schützt vor Gefangennahme I, 52
 Nadelhölzchen VI, 8
 Nägel, drei I, 90
 Namengebung II, 27, 31, 58, 80, 89; VI, 1, 48
 Narr I, 18
 Nonne, weiße I, 36
- Ochsen vom Pflug nehmen II, 23
 Öl, siedendes, Marter I, 2
 Opferbaum, heidnischer V, 43
 Opferstätte, heidnische II, 28; V, 43; VI, 32
 Opferstein, heidnischer II, 28, 39
 Osterkohlen im Gewehr IV, 21
 „O min Chopf!“ ruft Geisterfrau V, 3
 „O weh!“ ruft Geistervogel V, 45
- Patenkind entthauptet I, 28
 Pein I, 2
 Peinigungswerzeuge I, 2; II, 52
 Pest I, 87; II, 15, 27, 38, 61, 74, 82; III, 15, 29;
 V, 5, 29
 als Frau mit Schlüssel V, 5
 als Rauch II, 82
 als schwarzer Tod II, 27, 82
 in ein Kopfhüüsli gebannt II, 82
 „Pest, Pest“, ruft Pestvogel II, 61
 Pestleiche verloren II, 15; III, 15
 Peststaub tötet II, 27
 Pestvogel II, 61
 Petermann, Losungswort I, 16
 Pfarrer, kath., muß sich verstecken II, 3
 prot., als Menschenhändler II, 66; als
 Tyrann und Jäger II, 66; als Zau-
 berer II, 35, 65; VI, 47
 Pfarrerstochter als Köhlersfrau II, 66
 als Scherersfrau II, 66
- Pfeile, unfehlbare II, 21
 Pferd kehrt allein aus der Schlacht heim I, 67
 pfeilschnelles II, 21
 Pferdefuß pflückt Veilchen I, 55
 Pflanzen: Binz, Benz, Baldrian II, 61; Distel,
 rote II, 68
 Pflug, goldener II, 14
 silberner VI, 28
 Pilger I, 108; VI, 39
 Pilgerbrunnen I, 39, 108
- Prozession I, 47
- Quellen siehe s. v. Brunnen
- Rabe, Verbündeter der Zwerge I, 106
 Raben verraten Mörder I, 25
 hacken ungerechten Richtern die Augen
 aus II, 116
 Rabenstein I, 60
 Rache I, 14; III, 44
 Rachen, schwarzer II, 95
 Rad, steinernes I, 72
 Ratte VI, 8
 Raubritter: I, 73; II, 11, 18; IV, 1; V, 7,
 14, 17a, 24; VI, 48, 49; siehe auch s. v. Ritter
 und Hagheer
 Raubritterburg gebrochen I, 73; VI, 48, 49
 Reden beim Schatzgraben hinderlich I, 106;
 II, 44; V, 17b
 Regensberg, Graf von I, 7, 13
 Reformation II, 74
 Reliquien II, 115; VI, 4
 Reliquienschrein II, 115
 Reichskleinodien II, 115
 Reichtum II, 5
 reiner Jüngling VI, 11
 Reiter ohne Kopf V, 49; VI, 22; siehe dazu
 s. v. Schimmelreiter
 auf dem Zürichsee I, 33
 Rennweg I, 26
 Richter, ungerechte II, 116
 Richtschwert zerbricht I, 28
 Richtstätte I, 48, 60; II, 12, 89, 94, 114, 116
 Riesenkräfte III, 14
 Riesenochse I, 32
 Riesenrosse VI, 32
 Riesenschaufel III, 14
 riesiger Mann V, 15
 Ritter, armer II, 118
 frommer I, 69
 wilder I, 77
 als Hagheer I, 76; II, 17, 21, 23, 64, 76
 als Tyrann I, 76; II, 11, 29, 76; IV, 1,
 15; V, 7, 14, 17a, 24; VI, 48, 49
 getötet I, 76; II, 11, 21, 29, 76; V, 24
 ohne Bezeichnung II, 6, 12, 13, 23; V,
 42
 siehe auch Raubritter
 Rittersfrau schenkt Land VI, 49; Wald II, 55
 Rittersknecht erschlagen II, 23
 Römer I, 1; V, 5
 sind Stammväter I, 44
 Römerburg I, 26, 44

- Römerstädte V, 44
 Römerstraßen I, 44; II, 56; V, 44c; VI, 40
 römisch-alemannischer Krieg I, 44; V, 51; VI,
 6, 12
 Rosse siehe zwölf Rosse
 rot, -e, -er, -es:
 Bart I, 34; Haare III, 3; Mantel II, 27; Tier
 II, 17b; Wasser II, 80
 rotglühender Reiter IV, 4
 Rudolf von Habsburg siehe v. Habsburg
 Rückwärtslesen II, 47, 48
 Ruten, schlagen mit I, 2, 106; II, 71
- Sand-Bläsi, Industrieller II, 63
 Schatz heben fordert Menschenopfer II, 50
 verbannter III, 5
 verschwundener I, 106; VI, 17b
 Schatzbrunnen II, 50, 60
 Schätze an die Sonne tragen III, 4; V, 16
 Schatzfaß II, 14; IV, 19
 Schatzfinder (Venediger) II, 77
 Schatzgräber II, 36, 44, 45, 70; V, 15, 17b,
 48; VI, 41; gewarnt II, 36, 45
 Schatzhöhle II, 17, 64, 77; III, 5; V, 37; VI, 11,
 41
 Schatzhüter II, 29; V, 36
 Schatzhüterin I, 106; II, 14, 19, 60, 77; V, 16,
 40; VI, 11
 fordert Tod von Kindern V, 48
 Schatzkeller I, 106; II, 14, 19, 44
 Schatztempel I, 65; III, 31
 Schatzweiher V, 42
 Scharfrichter I, 28, 30, 48
 Schaufel wie Tennstor III, 14
 Scheintote beigesetzt II, 4
 Schimmel teurer IV, 7
 Schimmelreiter (meist ohne Kopf) I, 76; III,
 18, 19, 25; V, 14, 24, 49; VI, 7
 Schlaraffenleben III, 30
 Schlacht auf dem Rafzerfeld V, 13; VI, 36
 Schloß II, 2, 30, 52, 64; Bauernwehr IV, 1;
 Hagheerenenschloß I, 76; II, 87; Junkernhaus
 II, 66, römisches I, 2; VI, 11
 Schloßherr III, 12
 Schlüsselfrau V, 5
 Schlüsseljungfrau V, 40
 Schometgretli, Gespenst VI, 23
 Schrätteli I, 64b
 schrätteln (schrädeln) II, 86
 Schuß, seltsamer I, 24
 schwarz, -e, -er, -es:
 Garten I, 35; Geiß III, 7; Herr II, 101; Hund
 I, 88; II, 48; III, 5, 6; V, 7; VI, 11; Pudel
 II, 48; III, 26; V, 33; Kunst III, 3; Mann
 II, 47; Schaf V, 34; Schlange II, 17a; Teller
 I, 29; Tier II, 34, 39; Tod II, 82; Wand II,
 101; Wolke I, 109; Spielleute haben Ziegen-
 füße I, 42; wird Hexe im Tod I, 99; wird
 Rachen der Marchenversetzer II, 95
 Schwarze, der (Teufel) II, 50; III, 3
 Schwänke I, 70; II, 117; III, 11; VI, 17, 21, 37
 Schwur, falscher I, 68, 109; III, 18; IV, 23;
 VI, 38
 See abgraben III, 14; IV, 9; VI, 49
 unergründlicher I, 108; V, 38
 unterirdischer II, 92
 verschwundener II, 31; VI, 49
 Seelentauben II, 17a, 85, 116; V, 48
 Seil, vom Himmel gefallenes I, 3
 Selbstmörder I, 59, 81; II, 106, 119; V, 45
 Sektierer II, 64
 silberne, -er, -es:
 Glocke II, 91; Pflug VI, 28; Löffel I, 53;
 V, 30; Münzen I, 106; III, 4; Schienen und
 Spangen I, 76
 Simson, Brunnenbild in Zürich I, 34
 Spielleute, höllische I, 42
 Spinner, arme II, 63
 verfluchen II, 63
 Spinnmütterli IV, 11
 Spinnstubeten I, 29; II, 39
 Sporen, goldene I, 76
 Spräggelenjagen III, 27
 Spuk II, 39; III, 34
 Spukhäuser siehe s. v. Geisterhäuser
 Stadt, verschüttete I, 50
 Städte, verschwundene: Kloten, Rümlang,
 Seeb V, 44; Dinhard VI, 8; Hünikon VI,
 45; im Egelsee IV, 1; Oberwinterthur VI, 12
 Stadtgründung I, 1; II, 118
 Statthalter, römischer I, 2, 72
 Steine, sich drehende: Embrach, Rötelstein V,
 47; Hinwil, Zwölfsstein II, 59; Meilen, Elfi-
 steine I, 80; Stammheim, grauer Stein VI, 25
 Steindenkmal, heidnisches II, 28
 Steinsarg mit Gerippe II, 17b
 Stiefelreiter III, 25
 Stimme aus der Luft VI, 43
 verloren II, 92
 Strafsee I, 108; II, 7; III, 12; IV, 1; VI, 43
 Strohhalm gehämmert I, 64b
 Stumpengeld, Ersatz für ius primae noctis II,
 11
 Sturmwind III, 14; IV, 11
 Stüssi, Bürgermeister I, 21, 23
 Susannenhöhle II, 79

- Taghell macht Schimmelreiter die Nacht V, 24; VI, 7
- Tauschäcker II, 38
- Täuferhöhle II, 54
- Tempel I, 65; III, 31
- Testament I, 79; II, 1, 41
- Teufel bewacht Goldloch II, 70
bewacht Schatzbrunnen II, 50
dreht Hexe das Genick um III, 3
fordert neugeborenes Kind II, 50
fordert Ringkampf II, 70, und Anmerk.
dem, gehört Schatz V, 15
geht zum Hexentanzplatz III, 3
lähmt Burschen II, 70
predigt II, 16
pflückt Veilchen I, 55
schaift im Akkord III, 7
trägt Glocke II, 90, Anmerkung
als Schlange I, 18
als schwarzer Hund III, 5
als Böölimann III, 5
macht 12jährigen Vertrag III, 7
entführt Hexe III, 14
sucht Rekruten III, 7
wirft Stein V, 47
ist im Spiel II, 45
- Teufelsbund II, 17a, 40, 63; III, 7; VI, 39
- Teufelsküche V, 1
- Teufelsschatten I, 58
- Thebäische Legion I, 2
- Theodulsglocke II, 90
- Tiere: Drache I, 69; II, 17a, 19; III, 9, 33;
V, 37; Eichhorn II, 6; III, 11; Eulen II, 36;
Fische I, 20; Fledermaus I, 69, 106; Frösche
II, 8; VI, 13; Geier II, 51; Geiß I, 70; III, 7;
Hahn I, 30; Hase I, 89; II, 24; IV, 21;
Hirsch I, 3, 4; V, 11; Hund I, 12, 71, 88;
II, 21, 49, 77; III, 5, 6, 26; V, 4, 7, 33; VI, 11,
27; Katze III, 3; Kibitz II, 42; Ochse I, 32;
Rabe I, 25, 106; II, 116; Roß I, 12, 24; II, 21,
107; rotes Tier II, 17b; Schimmel I,
76, 77; II, 103; IV, 7; siehe auch s. v.
Schimmelreiter, Ritter; Schlange I, 5,
18, 29, 106; II, 9, 14; IV, 22; Spinne
II, 33; ungenanntes schwarzes, mit feurigen
Augen II, 34, 39; Vogel II, 61, 112; III, 21;
V, 45; Wiggle III, 21; Wolf IV, 8
- Tiere, weisende: Geier II, 51; Hirsch I, 3, 4;
V, 11; Hund I, 4; Pferd I, 4; Raben I, 25;
Roß II, 107; Schaf V, 34; Schimmel II, 103
- Tiereingeweide als Brücken I, 32
- Tiersprache verstehen I, 29
- Tote tragen ihren Kopf zur Begräbnisstelle I, 2
- Tote s. v. Geister; umgehende...
Totenbrünlein I, 87
- Totengewölbe I, 4
- Totentanz I, 37
- Totenvogel III, 21
- Totenwache II, 68
- Totenweg III, 15; V, 29
- Toter hindert Flucht von Ehebrechern I, 17
- Tränen der Liebe III, 14
- Traubenhänsel, Dämon VI, 9
- Turicum, alter Name für Zürich I, 1
- Türkei II, 108
- Türst, wilder Jäger II, 21
- Tyrann siehe s. v. Ritter
- umgehende, -er, -es:
Betrüger I, 43, 68; III, 2, 6, 8, 18, 26; IV,
17, 23; VI, 43; Brandstifter II, 46; V, 12;
Burgfräulein I, 106; II, 10, 14, 19, 60; V, 16;
Burgherr V, 36, 49; Dieb V, 12; Ermordeter
I, 81; Frau I, 43; V, 9, 50; VI, 23; Frevler
II, 104; IV, 4; VI, 31; Geizhals II, 63; V, 20;
Gespenster siehe s. v. Geister; Hagheer I,
76; Kindsmörderin I, 36; II, 10, 112; Liebes-
paar I, 75; Leuteschinder I, 81; V, 20, 21;
Marchenversetzer II, 46, 72, 95, 104; III, 27;
IV, 17, 23; V, 4; siehe auch s. v. Zeusler;
Nachbar V, 53; Nonne I, 36; Ritter II, 13;
V, 7, 14, 19, 24; Schwarzkünstlerin III, 3;
Selbstmörder I, 59, 81; II, 106, 119; V, 12,
45; Soldaten, fremde I, 39; IV, 3, 4; Stiefel-
reiter III, 25; ungetreue Braut II, 79; III, 27;
Unmensch I, 14; II, 85; Wöschbach VI, 38;
Waschjungfer II, 10; Wirte IV, 14; VI, 42
siehe auch s. v. Geister
- unergründliche Gewässer I, 108; IV, 1; V, 38,
41
- unflätige Worte I, 21
- unfehlbare Kugeln II, 68
Pfeile II, 21
- Ungeheuer II, 9, 32, 39; III, 33; V, 23
- ungeheure Kühe III, 30
- ungeheure Orte II, 106; V, 8
- ungerechte Richter II, 116
- Untergang eines Waldes I, 108; II, 7
- unterirdische Gänge I, 76, 84; II, 17a, 30,
36, 52, 111; IV, 12; VI, 11
- unterirdische Musik I, 76
- unterirdischer See II, 92
- untilgbarer Blutfleck I, 74
- Vaterunser II, 102
- Veilchen, Pferdefuß pflückt I, 55

- Venediger II, 70, 77
 Verführer I, 59; II, 40, 112; III, 12
 verlorene Stimme II, 92
 verrufener Mensch III, 8
 Ort V, 48, 52; VI, 43
 Verräter, französischer IV, 18
 helvetischer IV, 5
 römischer VI, 6, 12
 verschwundener Schatz s. v. Schatz
 verschwundene Städte s. v. Städte
 versenktes goldenes Tor V, 41
 verwünschtes Kind V, 45
 Viehdoktor als Zauberer VI, 4, 35
 Vogt tyrannischer IV, 15
- Wagenburg der Römer V, 51
 Waldbruder III, 23
 Wald versunken I, 108; II, 7
 geschenkt II, 55; VI, 53
 Waldmann, Bürgermeister II, 49
 Wappen I, 25, 86; II, 43, 118; III, 11
 Waschfräulein II, 10
 Wasser siehe Brunnen, Gewässer, See
 Wasserkunst II, 122; V, 41
 Wassernixe II, 40; III, 30
 Wassertiefe messen IV, 1; V, 38
 Weg: Rittweg II, 64; Totenweg III, 15; V, 29
 Weltmittelpunkt VI, 20
 Weiden tragen Rosen VI, 36
 Weihnacht III, 27
 Weinfälscher VI, 42
 weisende Gewässer siehe s. v. Gewässer, weisende
 sende
 weisende Tiere siehe s. v. Tiere, weisende
 weiße, -er, -es:
 Fleck als Aufhockergespenst II, 97; Frau
 I, 59; II, 14, 19, 77; V, 40; Gestalt I, 59;
 II, 14, 19; V, 36; VI, 26; Nonne I, 36; Roß
 I, 76, 77; Stein macht unsichtbar II, 109
 Wetterglocke VI, 50
 Werdmüller, General I, 105
 Wiedertäufer II, 54
 Wiedertäuferhöhle II, 54, 64
 wilder Blick II, 21
 Wilderer II, 68
 Wilder Jäger II, 21
 Windspiele siehe zwölf Windspiele
 Wolke tötet Meineidigen I, 109
 Worte, unflätige I, 21
 Wöschbach VI, 38
 Wünschelrute I, 106; VI, 41
- Zauberei I, 105
 Zauberer I, 75, 102; VI, 3, 35
 Zauberbuch II, 47, 48, 68, 83
 Zauberspeise I, 29, 30
 Zauberspiegel I, 75, 102
 Zauberstein I, 109
 Zeit, gute alte II, 63
 Zeusler I, 8; II, 32, 36, 46, 72, 104; siehe auch
 s. v. brennende Männer und umgehende
 Marchenversetzer
 Ziegel, Eingang für Geist I, 40
 Ziegler Anna, Heldin im alten Zürichkrieg I,
 23
 Zitadelle der Römer I, 44
 Zürichkrieg, Alter I, 71
 Zwerg bewacht goldene Stadt VI, 8
 Zwerge hüten Schatz I, 106; III, 4
 Zorn, ewiger II, 79
 löwenmäßiger II, 118
 Zürichs Krieg mit Österreich I, 73
 Zwingli, Reformator I, 34; III, 20
 zwölf Generationen Weinfälscher VI, 42
 zwölf Hunde I, 12; II, 21
 zwölf Rosse, weiße I, 12
 zwölf Windspiele, weiße I, 12
 zwölfjähriger Vertrag mit dem Teufel III, 7

